Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

6. Jahrg. – Nr. 45 | Einzelnummer 15 Pf. | Sonntag, 7. November 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Der Tag von München

Die Folge der historischen Tage und Feste, die das politische Leben des deutschen Volkes heute wie ein herrlicher Kranz ziert, eröffnet der 31. Januar, jener Tag, an dem die nationalsozialistische Bewegung die Macht im Reiche übernahm. Sie beschließt der 9. November, an dem sich Augen und Gedanken der Deutschen nach München wenden, wo in jedem Jahre an diesem Tage der historische Marsch wiederholt wird, jener Marsch der jungen nationalsozialistischen Bewegung, der vor nunmehr vierzehn Jahren ihre ersten blutigen Opfer, sechzehn Tote, forderte. Ein tiefer Zusammenhang besteht zwischen dem ersten und dem letzten Gedenktag des Jahres. Was am 9. November 1923 der Führer mit seinen Mannen erstrebte und was ihm unter so schwerem Opfer mißlang, wurde am 31. Januar 1933 erreicht. Der Nationalsozialismus hatte die Macht im Reiche gewonnen. Aber immer, wenn der herbstliche November ins Land kommt, weist der Tag von München die Nation hin auf die ersten Kämpfe und die ersten Opfer der Bewegung, aus denen das neue Deutschland, das Dritte Reich so kraftvoll erwuchs.

*

München: Wer die Stadt an der Isar nur aus der königlichen Zeit oder den Jahren nach dem Kriege kennt, und heute die Hauptstadt der Bewegung wieder betritt, der wird erstaunt sein, wie sehr diese Stadt in den wenigen Jahren ihr Gesicht verändert hat. Die großen monumentalen Bauten des Führers haben der Stadt ein ganz neues Gepräge gegeben. Wenn die Baukunst ein Spiegel ihrer Zeit ist, dann offenbart sich in den Bauten von München unsere Zeit und der Geist, der sie trägt: die nationalsozialistische Idee. Wuchtig und trotz ihrer Schwere kraftvoll sind die Formen, klar und kompromißlos ist die Linienführung: daraus vermag jeder unschwer zu erkennen, welche Kräfte die bewegenden unserer Zeit sind: Wille zu Ordnung und Form, der von der Ueberwindung jeglichen Chaos spricht, der Zug zur Klarheit und Gradheit, der Mut zur zwingenden, zur schöpferischen Tat. Dieser Geist trägt heute das Reich, er hat Deutschland und dem deutschen Volke die Freiheit zurückerobert und Arbeit wiedergegeben, sodaß der Hände zu ihrer Bewältigung schon nicht mehr genug sind. Der gleiche Geist aber war schon wach in jener Gruppe von Männern, die sich im November des Jahres 1923 zum Handeln und zur Befreiung ihres Vaterlandes entschlossen. Wenn auch das Endziel des Marsches vom 9. November nicht erreicht wurde, so war dieser Tag doch die erste kraftvolle Bekundung, daß in Deutschland Männer und Kräfte lebten, die einen vom Feind aufgezwungenen und von Verrätern im eigenen Volke ausgenutzten Zustand nicht einfach hinzunehmen bereit waren. —

Die Bewegung hat ihre ersten Blutzeugen nicht vergessen. Ueber sechzehn eisernen Sarkophagen künden heute schlichte Ehrentempel: „Und ihr habt doch gesiegt!" Harmonisch gefügt und ausgerichtet stehen die Säulen, ohne technische Arabesken und künstlerische Spielereien, ganz in dem Stil, der alle repräsentativen Bauten der Bewegung auszeichnet, schlicht und würdig stehen die Ehrentempel da. Und wer sich der Eindringlichkeit dieser Sprache des Steins nicht gewaltsam verschließt, dem tut sich schon aus der Feierlichkeit und Würdigkeit dieser Stätten etwas kund von der geschichtlichen Größe des Opfertodes der Sechzehn vor der Feldherrnhalle. In seiner großen vorjährigen Rede im Bürgerbräukeller hat der Führer erklärt, warum diese sechzehn Gefallenen so großer Ehre und so stolzen Gedenkens teilhaftig werden im Angesichte jener zwei Millionen, die im Großen Kriege doch auch ihr Leben für Deutschland, für ihr Vaterland gelassen haben. Diese Millionen gingen auf den Befehl ihres Obersten Kriegsherrn, unter ihnen befanden sich mit der gleichen Liebe und Bereitschaft auch die, die sich dem revolutionären Marsch durch die Straßen Münchens im November 1923 anschlossen. Aber diese wenigen des 9. November marschierten nicht mehr auf den Befehl eines Kriegsherrn, sondern allein auf den Befehl ihres eigenen Herzens. Sie nahmen die Geschehnisse der Revolutionsjahre nicht als ein Ende. Also marschierten sie weiter, obschon sie wußten, daß ihnen schneller Erfolg nicht beschieden sein würde. Aber sie verhalfen durch ihre Entschlossenheit, durch ihre Tat der Idee des Nationalsozialismus zum Durchbruch. Und dieses Handeln, dieser Einsatz wurde zum Fanal, der Tod der Sechzehn unerschöpflicher Kraftquell für den Kampf der Bewegung, der nach zehn Jahren, im Januar 1933 Erfüllung finden sollte.

In würdiger und eindrucksvoller Schlichtheit hat die Bewegung ihren Toten vom 9. Nov. 1923 in München eine Ehrenstätte errichtet. *Photo: O. v. Fladung*

*

„Es mußte ein Zeitalter der Tatkraft und der Entschlossenheit wiederkommen." So formulierte der Führer den Gedanken, der die ersten Nationalsozialisten in einer Zeit völliger Unentschlossenheit und Passivität beseelte. Dieses Zeitalter ist nun Wirklichkeit geworden. Tatkraft und Entschlossenheit stehen wahrhaftig als Leitsterne über dem großen Geschehen der letzten Jahre. Das Erbe der Toten der Feldherrnhalle liegt in starken und verantwortungsvollen Händen. Mit unbeugsamer Kraft und Entschiedenheit nahm der Führer das Ruder des Reiches in die Hand. Sein Wille formte die Nation neu, weckte die gleichen Kräfte gestaltender Tat überall im deutschen Volke, in allen deutschen Herzen, und legte damit die ungeheure Dynamik frei, die das Reich durch alle schweren Stunden hindurchgetragen hat und auch ferner hindurchtragen wird. Wo wir uns auch umschauen in deutschen Landen, — immer und überall werden diese Kräfte sichtbar; das ganze innere und äußere Leben des Volkes ist neugestaltet, es ist aus dem unbezwingbaren Willen zu tatvollem Leben schöner und reicher geworden. Lebensfreude ist zurückgekehrt und fröhlicher Lebensmut, wo es etwas zu überwinden gibt. So wurde der erste Vierjahresplan glücklich zu Ende geführt, so ist der zweite verheißungsvoll begonnen worden, um des Volkes Freiheit und Kraft in Frieden zu sichern. Und so geht heute durch alle Lebensregungen des deutschen Volkes Tatkraft und Entschlossenheit, bereitwilliger Einsatz und Opferwille.

Die Idee ist die gleiche geblieben, heute wie vor vierzehn Jahren. Und immer gilt das gleiche Gesetz, daß aus dem Opfer Kraft wächst zu großen Taten.

Indien daheim / In der Schilderung eines Inders

Ueber Indien ist unendlich viel gesagt und geschrieben worden. Fast immer aber geschieht dies unter politischem, sozialem, religiösem, philosophischem, künstlerischem, kulturellem oder sonst irgendeinem Gesichtspunkt, der für uns Europäer nun gerade wichtig ist. Das bei der Deutschen Verlagsgesellschaft in Berlin erschienene Buch „Geheimnisvolles Indien" von dem Inder H. Manzoor-uddin Ahmad schildert das Land schlicht mit den Augen seines eigenen Sohnes gesehen in der Intimität seines täglichen Lebens, in das der Europäer nur selten eindringt. In einem Abschnitt wird ein Tag des indischen Familienlebens geschildert.

Da die indische Frau, insbesondere die Mohammedanerin, sich nicht in der Oeffentlichkeit zeigt, so ist das indische Haus in gewisser Weise von der Außenwelt abgeschlossen. Meist bewohnt die indische Familie des Mittelstandes, die Einzel- und die Großfamilie, auch in den großen Städten ein Haus für sich. Wie Burgen sind diese Wohnbauten anzusehen, da selten Fenster nach der Straße führen.

Sehen wir uns einmal die Räume an, in denen sich das indische Familienleben abspielt. Der Haustür gegenüber geht vom Flur eine Tür in den Hof. Um ihn ziehen sich die Wohngebäude, die nach dieser Seite hin offen sind. Von hier aus führt dann auch eine Treppe nach dem oberen Stockwerk, das gewöhnlich nur über einem Teil des Gebäudes errichtet ist. Der andere Teil wird von einer Plattform eingenommen, die nach dem Hofe durch ein Geländer geschützt und nach außen von einer hohen Mauer umgeben ist. Im Sommer schläft hier im Freien die Familie des Nachts. Von der Plattform aus gelangt man in die Zimmer des Stockwerks. Diese sind ebenfalls nach der Hofseite nur durch eine Balustrade abgeschlossen. So hat überall die Luft freien Zutritt. Bei der im allgemeinen warmen Witterung in Indien ist diese Bauweise am vorteilhaftesten. Wird die Hitze zu arg, schützt man die Zimmer durch Jutevorhänge. Wohlhabende nehmen dafür Flechtwerk, das mit Khus-Khus, einer wohlriechenden Sumpfgrasart, getränkt ist. Diese Grasmatten werden von Zeit zu Zeit mit Wasser begossen. Das Gras verbreitet dadurch nicht nur Kühlung, sondern auch einen angenehmen Duft.

Der Inder benötigt nicht viel Mobilar. Tische und Stühle erübrigen sich, da er gewöhnt ist, am Boden zu sitzen. Zu diesem Zwecke steht in den größeren Zimmern in einer Ecke eine Art Podium, das aus mehreren Tischen zusammengesetzt ist, sich nicht ganz einen halben Meter über dem Fußboden erhebt und meist 2×8 Meter groß ist. Mit einem Teppich, einem Leinentuch und schönen Schlummerrollen belegt, dient es sowohl als Sitzgelegenheit wie auch als Tisch.

Die indischen Bettstellen sind sehr leicht, um sie je nach dem Wetter von den Räumen in den Hof und zurück tragen zu können. Sie bestehen aus einem Holzrahmen, der auf vier Füßen ruht und mit einem Jutegeflecht überspannt ist. Auf diesem Rahmen liegt ein Teppich und darüber ein weißes Laken. Als Kopfkissen benutzt man eine ziemlich straff gestopfte etwas flache Kopfrolle. Im Sommer nimmt man dünne, im Winter dickere Steppdecken zum Zudecken. Zum Aufhängen der Kleider besitzt man nur selten Schränke. Da die Kleidung gewöhnlich aus leichten Stoffen besteht, bringt man sie in Truhen unter, die in der Vorratskammer aufbewahrt werden. Sachen, die täglich gebraucht werden, hängt man an zierlich bemalten Kleiderhaken auf.

Die Zimmerwände sind weiß getüncht und bisweilen mit Teppichen behängt. Die glatten Wände werden durch schön angeordnete Nischen gegliedert, die zur Aufnahme von Gegenständen des täglichen Bedarfs, wie Spiegel, schöne Dosen und Gefäßen sowie Büchern bestimmt sind. In der höchsten Nische steht bei den Hindus eine Götterfigur, bei den Mohammedanern der Koran. Für Beleuchtung sorgt eine Wand- oder Hängelampe. Oefen sind überflüssig. Für kühle Tage hat man höchstens Kohlenbecken.

In der Frühe, kurz vor Sonnenaufgang, ist die Hausfrau als erste auf den Beinen. Sie spricht ihr Morgengebet und weckt sodann den Gatten und die Kinder. Man wäscht sich im Hofe, wo die großen Tongefäße mit Trink- und Waschwasser stehen. Zum Zahnreinigen werden die Kinder schon von frühester Jugend angehalten. Das Frühstück ist denkbar einfach. Man trinkt im Winter klares, im Sommer Fruchtwasser und ißt dazu ein gesalzenes Backwerk.

Sobald der Hausherr zu seiner Arbeitsstätte und die Knaben zur Schule gegangen sind, reinigt die Hausfrau die Zimmer und bringt sie in Ordnung, wobei ihr die Töchter helfen. Nachdem das Geschirr vom Vortage abgewaschen ist, wird Gewürz gemahlen, für das in der indischen Küche großer Bedarf ist. Dann muß das Brot bereitet werden, flache Scheiben, die auf einer Art Pfanne zu backen sind.

Bei der Arbeit wird die Frau oft von fliegenden Händlern unterbrochen. Da sie nicht einkaufen gehen kann, blüht in Indien der Hausierhandel mit vielen Waren, die man im Haushalt benötigt. Die meisten Inderinnen kaufen sogar die Stoffe für die Kleidung ihres Gatten ein, da sie sie größtenteils ja auch selbst nähen. Um nicht von dem Händler gesehen zu werden, öffnet die Hausfrau die Tür nur zu einem Spalt. Sie ruft dem Händler zu, was sie braucht. Dieser schiebt die Gegenstände oder Lebensmittel durch den Spalt herein und wartet geduldig, bis die Hausfrau ihre Wahl getroffen hat und ihm die festliche Ware mit dem Kaufgeld zurückschiebt.

Die Bereitung des Mittagsmahles nimmt längere Zeit in Anspruch. Die mohammedanische Familie ißt gemeinsam aus einer Schale, benutzt jedoch weder Messer noch Gabel. Es wird streng darauf geachtet, daß alle Personen des Haushalts und vor allem die Kinder sich vor und nach dem Essen gründlich die Hände waschen. Nach dem Mittag zieht sich die Hausfrau für ein bis zwei Stunden zurück, und auch die Kinder ruhen aus. Der Hausherr ist bei dieser Mahlzeit nicht zugegen, sondern man schickt ihm das Essen in sein Büro oder an seine Arbeitsstätte durch einen gewerbsmäßigen Boten, der auch den anderen Männern der Gasse das Essen zuträgt.

Der Nachmittag ist der Beschäftigung mit den Kindern und den Handarbeiten gewidmet. Schon gegen fünf Uhr muß die Hausfrau an das Abendbrot denken, dessen Zubereitung ebensoviel Zeit in Anspruch nimmt wie die des Mittagessens, da man auch am Abend warme Speisen genießt. Das Abendbrot wird dem Hausherrn gleichfalls zugeschickt. Erst nachdem die Kinder zu Bett gebracht sind, nimmt sich die Hausfrau Zeit zu einem kleinen Plauderstündchen mit der Nachbarin. Dicht verschleiert huscht sie schnell die wenigen Schritte über die Sackgasse. Noch einige andere Nachbarinnen kommen hinzu. Es wird ein Weilchen geplaudert, dann tritt eine von ihnen vor. Wieder in ihrem Heim, schmückt sich die Hausfrau sorgfältig, um ihren erst spät am Abend nach Hause kommenden Gatten zu gefallen.

Nie wird der indische Ehemann vergessen, bei der Heimkehr seine Gattin zu erfreuen. Stets bringt er ihr einige Süßigkeiten oder Blumen mit.

Blumenpflege im November

Schon seit einigen Wochen haben wir ja alle unsere Topfpflanzen in unserem Hause wieder untergebracht. Hoffentlich hat jede von ihnen einen Platz erwischt, der ihr zulagt und auf dem sie den Winter gut verbringen wird. In unserem Keller, hoffentlich ist er nicht zu warm, hat sich eine bunte Gesellschaft von Pflanzen zusammengefunden. Da stehen auf einem Brett an der Wand Fuchsien und Pelargonien, die im Sommer Balkonbewohner waren. Auf dem Kellerboden haben verschiedene „harte" Topf- und Kübelpflanzen, wie Oleander, Aucuba,

Evonymus, Lorbeer ihr Winterquartier aufgeschlagen. Die Zahl unserer grünen Hausgenossen hatte sich im Sommer so stark vermehrt, daß wir in einem wenig geheizten Zimmer für sie alle doch nicht mehr genug Platz fanden. Deswegen steht im Keller auch noch ein dicker Topf der Schmucklilie (Agapanthus), die den Winter hindurch fast gar kein Wasser bekommt, die Schusterpalme (Aspidistra), ja sogar einige Clivien, die auch dort unten ganz gut aushalten. Nur dürfen wir diese doch nicht ganz trocken halten. Da unten haben sie alle nicht so viel Durst wie in ihrer Hauptwachstumszeit im Sommer. Außerdem faulen ihre weichen Teile leicht während des Winters, wenn man sie zu oft gießt. Es genügt, sie im Keller alle vier Wochen zu besuchen. Dann werden sie alle gut durchgeputzt, d. h. alles Faulende und Welke wird abgeschnitten, und bei dieser Gelegenheit bekommen sie alle zu trinken. Je näher unsere Pflanzen im Keller dem Fenster stehen, desto besser werden sie sich halten; und wenn's draußen mal schöne, frostfreie Stunden gibt, dann öffnen wir das Kellerfenster und lassen wieder frische Luft zu unseren Pflanzen herein.

In unseren Zimmern würden sich alle Pflanzen während des Winters besser halten, wenn dort die Luft nicht so trocken wäre. Darum ist es die erste Bedingung für die gute Pflanzenpflege, daß wir auf Heizkörpern wie Oefen möglichst breite Gefäße, in die täglich das Wasser nachgefüllt wird, zum Verdunsten aufstellen. Auch die bekannten Tongefäße, die man an den Heizkörpern aufhängen kann, sind hierzu geeignet. Aber ein oder zwei davon nützen nicht viel, und es müssen ihrer so viel wie möglich am Heizkörper hängen. Die freundlichen Leserinnen werden es nicht übel nehmen, wenn ich sage, daß das Nachfüllen von Wasser leider so oft vergessen wird.

Im allgemeinen halten sich alle Zimmerpflanzen im Winter besser in einem kühleren als in einem warmen Zimmer, und es ist bekannt, daß für alle Alpenveilchen, Primeln und ähnliche Pflanzen das Doppelfenster der beste Aufenthaltsraum ist. Wenn es in der Nacht draußen zu kalt wird, dann schiebt man ein Brett, Pappe zwischen das äußere Fenster und diese Pflanzen, aber man öffnet das innere Doppelfenster nach dem Zimmer zu während der Nacht.

Sobald Schnee- und Frostwetter herrschen, denke ein jeder an die Winternot unserer nützlichen Vögel. Auf dem Balkon, am Fenster oder im Garten streuen wir an schneefreien Stellen Körnerfutter für sie aus und hängen, besonders für die fleißigen Meisen, Knochen, und Fleischstückchen dort auf.

Unsere Wintervorräte an Obst und Gemüse müssen wir so oft wie möglich durchsehen. Von Gemüse wird alles Faulende entfernt; aus unseren Obstvorräten nehmen wir die kranken und angefaulten Aepfel und Birnen fort. Auch diese Vorratsräume lüften wir bei frostfreiem Wetter so viel wie möglich.

Die immergrüne Stechei che

Sind im Herbst die Blätter von Baum und Strauch gefallen, so wird es im Garten immer ein schönes Bild sein, wenn nicht nur dunkles Nadelholz, sondern auch ein Laubgehölz den grünen Blattschmuck den Winter über behält, sei es, daß es grün zwischen kahlem Astwerk hervorleuchtet oder auch schwer mit Schnee beladen dasteht. Viele, die immergrüne, aus fernen Ländern stammende Gewächse im Garten anpflanzen, wissen nicht, daß auch im deutschen Wald ein immergrüner Strauch, der sich bis zum Baum auswachsen kann, seine glänzenden Blätter trotz der Winterkälte behält. Stechei che oder Hülsen wird er genannt, und da die Blätter grobdornig gezähnt sind, wohl auch mit Christusdorn bezeichnet. Wir finden die Stechei che wild im Rheinland und in Westfalen sowie in den Küstengebieten bis Mecklenburg in Wäldern und Bergtriften. Und wer die Lüneburger Heide durchwandert, findet hier und da auch hohe Büsche bei Höfen und in Gärten.

Die Stechei che, botanisch Ilex aquifolium, ist weiter in Süd- und Westeuropa anzutreffen, findet aber die Grenze ihrer natürlichen Verbreitung in Deutschland, wo sie vor allem feuchteres Seeklima liebt. Verwandte hat sie hier nicht, aber im tropischen Südamerika, wo von einigen Ilex-Arten Zweige und Blätter gesammelt und zerkleinert werden und dann als Mate-Tee auch bei uns bekannt sind.

Unsere Stechei che gedeiht gut auf frischem, nicht zu armem Boden im Halbschatten und in schattiger Lage. Sie wächst langsam, bringt aber viel Stockausschläge hervor, weshalb sie auch recht gut als Heckenpflanze Verwendung finden kann. Einen Schnitt verträgt sie durchaus. Das schönste an ihr aber sind die roten Beeren, die im Spätherbst und Winter zwischen dem glänzend grünen Laub der weiblichen Pflanzen hervorleuchten, also zu einer Zeit, in der der Garten des Blumenschmuckes entbehrt. So ist es auch kein Wunder, wenn die Stechpalmen in der Blumenbindekunst viel verwendet wurden. Leider mußten die Pflanzen im Wald darunter leiden — aber — dem wilden Abschneiden der schönen Triebe ist jedoch ein Ende gesetzt, daß der Strauch unter Naturschutz gestellt wurde.

Schfd.

Dies nebenbei

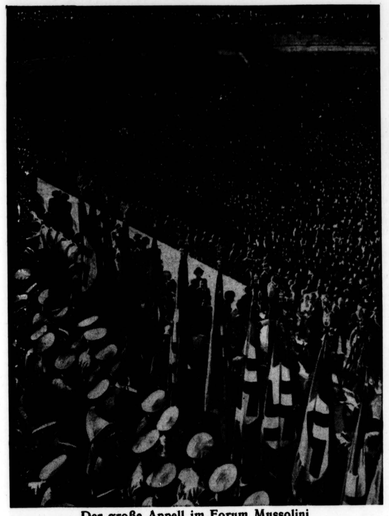
Jeder weiß, was mit Biedermeier gemeint ist, aber woher der Name stammt, hat viele und zum Teil höchst unwahrscheinliche Vermutungen veranlaßt. Eine neue und, wie uns scheinen will, endgültige und einleuchtende Deutung finden wir im Novemberheft von Velhagen & Klasings Monatsheften. Hier erzählt der Heidelberger Literarhistoriker Rudolf K. Goldschmit-Jentner, wie der später berühmte Arzt Adolf Kußmaul die unwillkürlich humoristisch wirkenden und 1845 in Karlsruhe erschienenen Gedichte des Dorfschulmeisters Samuel Friedrich Sauter fand, Verse, die ihn und seinen Freund Eichrodt veranlaßten, eine Auswahl daraus zu veröffentlichen. Kußmaul und Eichrodt fügten selbsterfundene Gedichte im gleichen Ton hinzu und überlegten lange ein schlagkräftiges Pseudonym. Das Biedere, das Banale, das Unfreiwillig-Komische, das Ernsthaftgemeinte, das Alltägliche sollte in dem gemeinsamen „Dichternamen" zum Ausdruck kommen. Biederer Schmidt? Schmidt war ja ein Alltagsnamen. Biedermüller? Auch Müller hätte ja den Alltag betont. Aber da entsannen sie sich des Pseudonyms eines nicht weniger, aber bewußt humoristischen Dichters, des Schwaben Vischers. Der V-Vischer war ja als Schartenmayer aufgetreten, und rasch war in Analogie der Name Biedermeier erfunden. Und als Gedichte des Biedermeier wurden die Reimereien der drei, die unfreiwilligen des Samuel Friedrich Sauter und die freiwilligen des Adolf Kußmaul und Otto Eichrodt, erst in den „Fliegenden Blättern" in den Jahren 1855 bis 1857, dann sogar in einem schmalen, netten Büchlein veröffentlicht. Das Pseudonym prägte sich rasch in Deutschland ein als Name für den behäbigen, geruhigen Menschen jener Zeit. Aber es dauerte fast 30 Jahre, bis man die ganze Zeit der bürgerlichen Ruhe zwischen den Freiheitskriegen und der Revolution, also genau zwischen 1815 und 1848, mit einem eigenen Namen bezeichnete. Etwa Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam die besondere Bezeichnung für diese Zeit als Biedermeier auf, aber niemand außer einigen Fachgelehrten und Volkstumsforschern in Baden wußte mehr, wie der Name zustande gekommen war, und erst recht kannten die wenigsten den braven Dorfschullehrer Friedrich Sauter als Ahnherrn.

*

Im amerikanischen Bundesschatzamt werden gegenwärtig neue Versuche durchgeführt, die sich mit der Schaffung eines — Glasgeldes befassen. Nach der Ansicht von Fachleuten ist das Glasgeld den Metallmünzen überlegen, weil es sich leicht reinigen läßt und deshalb hygienischer ist. Durch Färben des Glasgusses könnte auch ein schönes Aussehen erzielt werden. Man würde auf diese Weise auch das sogenannte Ersatzbüro etwas entlasten können, das die Aufgabe hat, beschädigtes Papiergeld und unkenntlich gewordene Metallmünzen den Eigentümern durch neue Banknoten bzw. frischgeprägte Münzen zu ersetzen. Der Einlauf an beschädigtem Papiergeld ist in den Vereinigten Staaten außerordentlich groß, schon deshalb, weil sich die Dollarscheine durch die Tatsache, daß der Amerikaner selten eine Geldtasche bei sich führt, vielmehr seine Barschaft meist lose in der Tasche trägt, besonders rasch abnützen. Für drei Millionen Dollar Papiergeld wird hier alljährlich umgetauscht, darunter befinden sich halbverbrannte Banknoten oder solche, die solange im Wasser gelegen haben, daß sie kaum mehr erkennbar sind. Drei Fünftel einer Banknote müssen noch vorhanden sein, wenn sie das Bundesschatzamt umtauschen soll. Das ist besonders wichtig bei Hochwasser, wie es im letzten Jahr in Ohio vorkam; denn dann wandert stets eine wahre Flut aufgeweichter Banknotenreste in das Schatzamt. Man glaubt, daß das nun geplante Glasgeld, das natürlich nur für kleine Werte dienen soll, langfristiger als Papier- und Metallgeld sein wird.

*

Das hätte sich der große Wolfgang Amadeus Mozart gewiß nicht träumen lassen, daß ein Nachkomme von ihm einst Schaubudenbesitzer in Amerika werden könnte. Und doch ist es so: In Los Angeles starb vor kurzem im Alter von 81 Jahren Ed Mozart, der Veteran der amerikanischen Schausteller. Er war den Berichten nach ein Nachkomme des unsterblichen Tondichters. Sein Großvater, der ein Vetter von Wolfgang Amadeus' Vater gewesen ist und dessen Familie im Salzburgischen lebte, wanderte zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach Amerika aus. Ed selbst wurde im Jahre 1856 in der Nähe von New Orleans geboren. Schon als junger Mensch kam er nach New York, wo er sich zuerst als Artist versuchte, sich dann aber dem Schaustellergewerbe zuwandte. Auch er hat die Liebe seines großen Vorfahren zur Musik geerbt, wenn er auch nur die Ziehharmonika spielte, mit deren Tönen er seine Schaubudennummer musikalisch untermalte. Er hat übrigens die ersten „lebenden Bilder" in seinen Unternehmen vorgeführt und später, als die Filmkunst fortschritt, häufig die illustrierende Begleitmusik zu einem Drama auf der Leinwand zusammengestellt. Ed Mozart brachte es dann bald zu großem Wohlstand, 1909 besaß er bereits mehr als ein Dutzend Wanderkinos, und schließlich nannte er sein Unternehmen stolz „Mozart-Kino-Konzern". Sein letzter Wunsch war, daß man an seinem Grabe die schönsten Stücke aus der Feder von Wolfgang Amadeus Mozart erklingen lasse.



Der große Appell im Forum Mussolini

Die 15-Jahr-Feier des italienischen Faschismus im Forum Mussolini zu Rom, wo Hunderttausend vor Mussolini aufmarschiert waren. — Ein Blick von der Ehrentribüne mit den Fahnen der deutschen Abordnung auf das Stadion. (Weltbild, Zander-K.)

Der italienische Justizminister in Berlin

Der kgl. italienische Justizminister Solmi ist auf Einladung des Reichsministers und Reichsleiters Dr. Frank in Berlin eingetroffen und legte am Berliner Ehrenmal für die Ermordeten der Bewegung am Fehrbelliner Platz einen Kranz nieder. (Zander-K.)

Die neue deutsche Botschaft in Washington

Das neue deutsche Botschaftsgebäude in der Massachusetts-Avenue in Washington, das jetzt von Botschafter Hans Dieckhoff und seinem Stabe bezogen wurde. (Pressephoto, Zander-K.)

Reichsminister Dr. Goebbels eröffnete die „Woche des Deutschen Buches"

Im Rahmen eines Staatsaktes eröffnete Reichsminister Dr. Goebbels in der Weimar-Halle die „Woche des Deutschen Buches". (Pressephoto, Zander-K.)

Infanterieregiment 69 übernahm die Tradition der ehem. Schutztruppe von Kamerun

In Harburg-Wilhelmsburg fand die feierliche Traditionsübergabe der ehemaligen Schutztruppe für Kamerun an das 3. Bataillon des Infanterie-Regiments 69 statt. — Die Mitglieder der ehemaligen Schutztruppe von Kamerun beim Vorbeimarsch vor dem Kommandeur der 20. Division, Generalleutnant Schwandner. (Weltbild, Zander-K.)

Ein neues Mongolenreich — Bollwerk gegen Sowjetrußland

Die Gründung eines neuen Mongolenreiches auf dem Boden der ehemaligen nordchinesischen Provinzen Suiyuan und Tschachar steht bevor. — Mongolenkrieger auf dem Marsch. (Zander-Archiv, K.)

München—Landesgrenze vor der Vollendung

Am 30. Oktober fand die feierliche Uebergabe der vorletzten Teilstrecke der Reichsautobahn München—Landesgrenze, Siegsdorf—Piding statt. — Die in diesem Streckenabschnitt befindliche Loitalbrücke, die sich ausgezeichnet in das Gesamtbild der Landschaft einfügt. (Presse-Hoffmann, Zander)

Bolschewistischer Kirchenraub

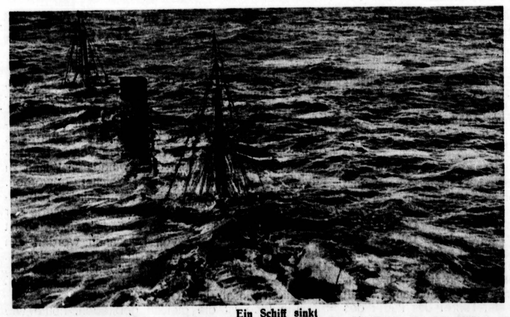
Nach der Eroberung von Santander fanden die Truppen des Generals Franco in der Jesuitenkirche große Schätze vor, die die Bolschewisten aus den Kirchen zusammengeraubt hatten, um sie in leicht fortzuschaffende Gold- und Silberbarren umzuschmelzen. Nur das rasche Vordringen der Franco-Truppen hinderte sie an ihrem Vorhaben. — Die auf einen Haufen zusammengeworfenen Kirchenschätze in einem Raum neben der von den Bolschewisten eingerichteten Schmelzküche. (Weltbild)

Verhör vor gezogenem Bajonett

Zu diesem Bild vom fernöstlichen Kriegsschauplatz schreibt unser Bildberichterstatter: „. . . . und nahezu am Eingang eines jeden Dorfes, das die Japaner auf ihrem Vormarsch einnehmen, spielt sich eine solche Szene ab. Nach der Flucht aller jungen und wehrfähigen Dorfbewohner erwarten die Greise, mit denen nur die Frauen und Kinder zurückgeblieben sind, die Eroberer am Dorfeingang. Zum Zeichen der Ergebung halten sie eine japanische Fahne in der Hand, was jedoch nicht verhindert, daß sie in einem Verhör vor gezogenen Bajonetten nunmehr auf das genaueste über die strategische Lage des Ortes sowie über das nächste Ziel der Gefechtenen aussagen müssen." (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Sozialismus der Tat auch im nationalen Spanien

Am 30. Oktober 1937 konnte das im nationalen Spanien für die Notleidenden organisierte großzügige soziale Hilfswerk „Auxilio Social" auf sein einjähriges Bestehen zurückblicken. Auch die Gattin General Francos steht aktiv in den Reihen der Helferinnen. — Mit Mütze und Umhang: Frau Carmen Polo de Franco, Gattin des spanischen Staatschefs. (Weltbild, Zander-K.)



Ein Schiff sinkt

Ein Luftbild des sinkenden Dampfers „Clan Mackenzie", der im Sturm in der Nähe von Birkenhead (im Irischen Meer) mit einem anderen Schiff zusammenstieß. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Herbstliche Verzauberung

Eine Liebesgeschichte von Ernst Kreuder

Als ich den kleinen, verlassenen Dorfbahnhof hinter mir hatte und in der herbstlich stillen Landschaft allein war, überkam mich eine tiefe Mattlosigkeit. Das Wetter war dieses, ein bleicher, verhangener grauer Herbstmorgen, das Braun, Gelb und Rot der reglosen Büsche leuchten auf eine fahle, leblose Art, die Landschaft schien zu schlafen oder in einer öden Verschlossenheit erstarrt. Dies alles schienen schlechte Vorzeichen für mich, traurig klang das Krächzen der Raben in der tiefen Stille, es kam mir vor, als riefen sie immerzu „Grab, Grab, Grab", diese dunklen Herbstbewohner. Auf den Äckern standen Blaukrautköpfe, vergilbte Maisstauden, ach ich würde wohl schon mit dieser Stimmung fertig werden, wenn sie mich erst ganz eingehüllt hätte. ich würde durch diese freie, herbstweite Stille ziehen wie durch eine unendliche und verlorene Erinnerung. Aber wie würde Fräulein Holl dieses Wetter aufnehmen?

Ich ging zwischen brachen, schwarzerdigen Äckern den ansteigenden Weg hinauf, es war noch eine gute Stunde bis zu der Ruine des halbverfallenen Turms auf dem Kamm der waldigen Höhe. Natürlich hoffte ich, daß sie käme. Aber ich hatte eigentlich nicht den geringsten Grund zu dieser Hoffnung. Ich kannte das stille arme Mädchen garnicht ich hatte sie nur ein einziges Mal gesehen und hatte auch nicht mit ihr gesprochen, nicht einmal, als mich Frau Krüger vorgestellt hatte. Wermann hatte mich zu diesem zwanglosen literarischen Abend in die kleine Vorstadtvilla geschleppt, wo man einige Gedichte und Prosasachen gelesen und Tee getrunken hatte. Ich überwand mich Scheu, zumal Wermann mir versicherte, wir würden dort eine Menge Bekannte treffen. Ich traf nur eine Menge fremder Leute, in zwei geräumige Zimmer verteilt, ich wurde allen vorgestellt und befand mich in der größten Verlegenheit, da ich mit niemand reden konnte, weil mir wirklich niemand gefiel. Als ich Fräulein Holl vorgestellt wurde, konnte ich noch nicht einmal die wenigen förmlichen Worte murmeln, die man im Schlaf sagen kann. Sie gefiel mir gut, schon als sie mit der Gastgeberin auf mich zu kam, ich erschrak richtig, weil sie mir so gut gefiel, ich hatte sofort das sichere Gefühl, daß sie mir verwandt war, es war so stark, daß ich versucht war, ein geheimes Zeichen zu machen, das ich selbst nicht kannte, und daß sie verstehen würde. Aber als sie dann vor mir stand und wir uns höflich lächelnd ansahen, während unsere Namen genannt wurden, lächelten wir schon nicht mehr höflich und sahen uns verwundert an, wie im Traum hob ich meine Hand, hinter mir lobte jemand einen Dichter, auch Fräulein Holl sprach nichts, ihr Mund öffnete sich leicht, es war, als hätten wir beide die gleiche Erinnerung an eine lang vergessene Hoffnung.

Sie war größer als ich und das schöne, knappe, schwarze Kleid vertiefte den Eindruck ihrer stillen Wesensart, zumal da sie dunkles fast dunkelbraunes Haar und ruhige, dunkle Augen hatte. Plötzlich mit ihr im Zimmer allein gelassen, wäre es mir vielleicht ebenso schwer gefallen, etwas zu reden, wie jetzt in diesen überfüllten großen Räumen. Eine tiefe Scheu überfiel mich, und ich fürchtete ängstlich, mein sonderbarer Zustand könnte von irgend jemand bemerkt werden. Ganz unvernünftigerweise hoffte ich jetzt alle übrigen Leute hier, außer ihr. In dieser ungewöhnlichen Befangenheit würde ich sicher stottern, wenn ich öffentlich mit ihr reden wollte, von Zeit zu Zeit zwang ich mich, nach ihr hinüber zu sehen, die in scheuer Unbefangenheit sich mit einem anderen nehmen, älteren Schaufpieler unterhielt. Als wäre sie jedesmal davon unterrichtet oder von meinem Blick angerufen worden, wandte sie leicht den Kopf im Gespräch und sah nun auch mich an, verwundert, feinenhaft still, aus einer vertrauten, dunklen Stille. Eine Irrung hatte ich die abergläubische Furcht, wir könnten, träfen wir uns plötzlich allein an einem der kleinen Teetischchen, beide gleichzeitig mit den selben Worten ein Gespräch beginnen.

Ich ging drei Tage unter dem Eindruck dieser Begegnung umher und wußte mir gleichsam nicht zu helfen. Dann schrieb ich einen Brief. Wermann hatte eine jüngere Schwester von ihr in seiner Klasse und gab mir die Adresse. Ich hat sie, nicht zu antworten. Und am Schluß des Briefes schlug ich plötzlich diesen Herbstbahnhof vor, man sah den Turm auf der bewaldeten Höhe schon von dem kleinen Dorfbahnhof aus, wir konnten uns dort oben treffen und die andere Seite des Hügelkuppe hinunter gehen durch die stille, verlassene Talschlucht mit den alten Mühlen nach einem anderen kleinen Dorf, wo man heimen in die Stadt zurückfahren konnte. Karoline Holl, Buchhügel-Allee 7. Sie mochte wohl sechsundzwanzig Jahre alt sein, dieser Brief hatte sie gestern früh erreicht.

Es war so dieses zwischen den Büschen und Bäumchen hier, daß ich es manchmal für Nebel hielt. Krah-rah, krächzte es über den Wiesen hinter mir. Ein bleiches, uferloses stilles Grabeswetter. War das die Verabredung eines Phantasten, was würde Karoline Holl von diesem mutlosen Briefschreiber denken? Wenn es nur nicht so endlos still hier gewesen wäre. Es war Sonntag, an anderen Tagen wären sicher einige Bauern auf den Aeckern gewesen, ein Fuhrwerk wäre den Hohlweg heraufgekommen und hätte die fahle Reglosigkeit der Landschaft belebt. Es war, als hätte das Jahr hier auf seiner Reise eingehalten und alles ringsherum, Baum und Strauch und die verlassenen, feuchten, sandigen Wege mit einer dichten Stille überzogen.

Es war noch früh am Vormittag, ich war zwei Stunden früher gekommen, als ich in meinem Briefe vorgeschlagen hatte. Ich konnte mich nun mit diesem Schweigen, mit diesem verlorenen Zwielicht vertraut machen und durch geduldiges Schauen dem verborgenen Wesenszug dieser namenlosen Stimmung näher kommen. Allmählich wurde mir dieses Grabeswetter leichter, es war garnicht mehr so düster und traurig, wie es am Anfang schien, die Stille breitete eine feierliche Friedlichkeit aus, und der Herbsttag ruhte in einer lautlos verwunschenen, verklärten Eintracht.

Ich hielt mich die ganze Zeit in der Nähe des Weges, der zur Turmruine führte, zwischen den Gräsern und dem verblühten Heidekraut standen gelbe Schilfhalme, einmal hoppelte ein Kaninchen über den Pfad, und dann hörte ich aus der Ebene das Läuten des Zuges in der stillen Luft verklingen. Dies war wohl der Zug, dachte ich, mit welchem Fräulein Holl hätte fahren können. Nun ging ich wieder ein großes Stück abwärts, und plötzlich stand da jemand unbeweglich neben der hohen, fahlweißen Birke am Weg.

Ich spürte einen leichten Stoß gegen die Stelle, wo das Herz langsam und schwerfällig schlug. Ich war unwillkürlich stehen geblieben. Der Himmel war von einem ewig undurchdringlichen Grau, kein Watt regte sich, kein Laut fiel in die tiefe Stille. Fräulein Holl hatte einen schwarzen Lodenmantel an, den gleichen wie ich, sie hatte die Hände in den Taschen und blickte verwundert zu mir her. Ich riß mich aus dieser regfernen Verbannung los, und dann gingen wir uns entgegen.

„Hier ist es wirklich schön", sagte sie und reichte mir ihre weiße, schmale Hand. Sie mußte ebenfalls früher gefahren sein, vielleicht war sie auch schon einige Stunden unterwegs in diesem stillen, herbstlichen Gelände. Wir gingen nebeneinander den sandigen Pfad hinauf, und mit einem Male war dieser schwere Bann fortgerückt und ich konnte mich freuen, eine tiefe Glut durchdrang mich, ich wehrte mich gegen dieses Zittern, ich sah sie neben mir schreiten und blieb stumm und fühlte, wie jung und still und schön sie war, wie ernst und wunderbar. Dann konnte ich allmählich reden und mir ihr garten, bleiches Gesicht ansehen, die dunklen, ruhigen Augen, die eine namenlose, tiefe, verschlossene Süßigkeit ahnen ließen.

Die Wege fanden sich von selbst, einer nach dem anderen, wir brauchten ihnen nun zu folgen, bald waren wir auf der Höhe neben dem Turm und schauten in die verhangene Weite der Ebene hinein. In dem kleinen Dorf drunten läutete es Mittag. Inzwischen wußten wir schon, daß wir beide die gleichen Dichter lieben, auch in der Malerei und in der Musik hatten wir einen ähnlichen Geschmack, und doch waren wir nicht Geschwister in jenem grenzenlosen Land, eine verwirrende Fremdheit zog uns an, und was war denn alles in diesen vom Vergilben duftenden, schwer ruhenden, dicht verhangenen Herbsttag gebildet?

Wie lange standen wir neben dem hohen Turm und schauten in das stille, verfließende Land hinaus? Ich zitterte nicht mehr, ich fühlte mich schwerer geworden, lange sah ich über ihre Schulter, da sie ein wenig vor mir stand, in die Felder hinunter. War sie einen Schritt zurückgetreten, hatte ich mich vorgebeugt? Sie lehnte sich plötzlich leicht gegen mich, ihr Gesicht war immer noch geradeaus gegen den niedrigen, bleifarbenen Himmel gerichtet. ich rührte mich nicht, legten zwei Boote auf dem unendlichen Meer nebeneinander an? Ihr Haar duftete warm, vielleicht hatte sie den Lodenmantel ablegen wollen, denn sie hob die Arme etwas, ich konnte die weiße Bluse unter dem schwarzen Mantel sehen, aber nun wandte sie sich halb um, ihre Arme blieben leicht erhoben, wie fragend sah sie mich an, fragend über diesen dämmernd verwunschenen meilenstillen Herbsttag, woher wußte sie den Vornamen, den hatte ich wohl in meinem Briefe hingeschrieben, sie nannte, wie leise rufend, meinen Vornamen, war dieses stumme Schauen in die fahl drängende Stille zuviel gewesen? Wie schwere müde Träume, wie stille, wegesmüde Wanderer ruhten unsere Arme um die Schultern, um den Hals des anderen. Kühl war ihr Gesicht, kühl und weiß, und dann war es plötzlich warm, als sich die Lippen in die stumme Süßigkeit schmiegten.

Dann gingen wir langsam weiter, Schritt für Schritt, kamen hinunter in die dämmerige, verlassene Talschlucht, wo der Mühlbach wie durch tiefe Fernen rauschte, und manchmal mußte ich stehen bleiben, und den schmalen Kopf, die dunklen Augen, das weiße Gesicht, das weiche, dunkelbraune Haar ansehen und die wenigen Silben sagen, die sie anriefen, „Karoline". Dann lächelte sie verwundert und nickte fast zerstreut, wieder ernst geworden vor diesem helldunklen, zauberstill vergilbenden Herbsttag.

Jetzt geht es in die weite Welt (Zander, M.)

Der Teufel besucht Kapitän Krösel

Von Werner Granville Schmidt

„n bißchen nach dem Ankerplatz der Freude geh'n!" sagte Käppen Krösel zu seinem Steuermann Paluhn und hißt seine Segelgrinse. Sie waren fest davon überzeugt, daß es am Anfang schien, die Stille breitete eine feierliche Friedlichkeit aus, und der Herbsttag ruhte in einer lautlos verwunschenen, verklärten Eintracht.

Ich hielt mich die ganze Zeit in der Nähe des Weges, der zur Turmruine führte, zwischen den Gräsern und dem verblühten Heidekraut standen gelbe Schilfhalme, einmal hoppelte ein Kaninchen über den Pfad, und dann hörte ich aus der Ebene das Läuten des Zuges in der stillen Luft verklingen. Dies war wohl der Zug, dachte ich, mit welchem Fräulein Holl hätte fahren können. Nun ging ich wieder ein großes Stück abwärts, und plötzlich stand da jemand unbeweglich neben der hohen, fahlweißen Birke am Weg.

„Wie, bitte, Kardell" Krösel hob aufgekratzt, neckisch winkend, die gewaltige Flosse, enterte dann die Lotsenleiter empor an Deck des hochbordigen Engländers, der an der Pier lag, und begab sich an Land.

*

Steuermann Karl Paluhn spuckte giftig über die Seite und blickte dem Vorgesetzten vergrämt nach. Morgen hatte er Geburtstag, und den hätte er gar zu gerne in Sankt Pauli gebührend gefeiert; aber da würde natürlich wieder nichts daraus werden; denn er wußte aus Erfahrung, daß Krösel, wenn er erst einmal Blut geleckt hatte — besser gesagt: Hamburger Grog, Windstärke 12 —, nicht mehr an Bord zu kriegen war, solange sie in Hamburg lagen. Da war acht gegen eins zu wetten, daß Krösel morgen wieder kalkalächelnd an Land ging — und einer von ihnen mußte doch an Bord bleiben.

Rechtmäßig stand auch ihm, dem Steuermann, Landgang zu; aber Krösel hatte eine Hypothek auf seinem, Paluhns Häuschen, und da wollte er es nicht mit ihm verderben.

Gedanken sind aber zollfrei, und Paluhns Nachtgebet lautete daher wenig schön, aber desto aufrichtiger: „Wenn sie ihn wenigstens mal ordentlich ausmisten täten in Sankt Pauli, damit er für morgen die Nase voll hätte von wegen Ankerplatz der Freude!" Uebermorgen gingen sie ja sowieso wieder in See.

Nichtsdestoweniger waren Paluhns Aussichten auf einen Reeperbahnbummel verteufelt schlecht: denn so leicht ließ sich Käppen Krösel gewiß durch schlechte Erfahrungen, das Sparkassenbuch nicht abschnacken.

Krösel landete denn auch diesmal, am Ende eines feuchtfröhlichen Abends, wohlbehalten in einer guten Stammkneipe „Zum Kap der guten Hoffnung".

Als er sich schließlich bis zur Tiefladelinie vollgetrimmt hatte, verlangte er noch eine Flasche Rum zum Mitnehmen an Bord. „Weißt du, Hinrich", vertraute er dem Wirt an, „wenn ich rechts auswach', hab' ich immer so'n gelben Geschmack im Mund, und den muß ich mit Rum wegspül'n."

„Kasper, der Dreistern-Rum ist noch mal dein Tod", entgegnete der Wirt tadelnd. „Grog? — ja! — soviel man mit aller Gewalt runterkriegen kann, und denn noch einen zum Abgewöhnen; aber nachts noch Rum pur trinken — nu, Kasper, das ist Selbstmord. — Paß auf, dich holt der Deubel noch mal. — Wenn er dir wenigstens den Buddel mit dem purem Rum wegholte, damit du zur Vernunft kommst. — Nie für ungut, Kasper; ich mein ja man gut mit dir."

Käppen Krösel lachte dröhnend auf. „Wenn er den Buddel holt, Hinrich, soll mir das ein Zeichen sein, und dann geb ich dir mein Seemannswort, daß ich das Grogtrinken für'n ganzes Jahr — nee, sagen wir mal 'n halbes; — also: daß ich das Grogtrinken für diesen ganzen Monat aufstek; — so wahr ich Kasper Krösel bin."

„Kunststück", meinte der Wirt, „wo wir heute all den neunundzwanzigsten haben. — Aber ich nehme dich beim Wort, Kasper."

Nejaa, man schnackt sowas daher, ohne viel dabei zu denken. Käppen Krösel dachte denn auch gar nicht mehr daran, als er mit leichter Schlagseite, ein Liedlein trällernd, seiner „Karlinka" zusteuerte.

An Bord ging er gleich in seine Kammer, die er, gewohnheitsmäßig, sorgfältig von innen verriegelte. Darauf wickelte er erst einmal die Rumflasche aus, entkorkte sie und stellte sie nebst einem Wasserglas schön handlich neben seine Koje.

Einen letzten Blick warf er noch durch das offene Bullauge auf den mondbeschienenen Hafen; dann legte er sich behaglich nieder.

Noch im Einschlafen dachte er daran, was für ein feiner Tag es gewesen war, und was für ein feiner Tag es morgen wieder werden würde.

Armer Paluhn!

Plötzlich wachte Käppen Krösel — vielleicht von seinem eigenen Schnarchen oder sonst einem Geräusch — auf.

Schwerfällig drehte er den Kopf zur Tür und öffnete ein wenig die Lider.

Da — narrte ihn denn ein Spuk? — im hellen Licht des Mondes erkannte er nahe seiner Koje eine Gestalt. Und was für eine Gestalt! Ein Gesicht konnte er nicht erkennen, sondern nur zwei glühende Augen und fletschende Zähne.

Ja fiel ihm das Gespräch mit dem Wirt wieder ein, und da kroch es ihm wie lähmende Furcht durch alle Glieder. Aechzend zog er sich die Decke über den Kopf, nur um nicht diese stumme Gestalt mit den glühenden Augen und den fletschenden Zähnen mehr sehen zu müssen.

Der heiße Schweiß brach ihm aus; aber erst nach einer ganzen Weile wagte er es, vorsichtig den Kopf wieder herauszustecken und Umschau zu halten nach dem unheimlichen Besucher. Die Kammer war leer.

Mit zitternder Hand langte Krösel nach der Rumflasche; denn der eine, der böse gelbe Geschmack, der nur durch Grogzeln mit Dreistern-Rum zu vertreiben war, hatte sich mit besonderer Heftigkeit eingestellt.

Doch soviel er auch tastete — die Flasche stand doch so schön greifbereit —, nirgends fand er sie.

Und gerade jetzt hätte er so nötig eine Herzstärkung gebraucht. Mit einem gellenden Fluch richtete er sich auf und machte Licht. Immer noch geblendet von den verschlafenen Augen, und nur dem Umstande, daß er glaskäppig war, hatte er es zu danken, daß sich ihm nicht die Haare sträubten.

Da bestand nämlich kein Zweifel: die Rumflasche war spurlos verschwunden; nur das leere Wasserglas stand noch am Platz. Mit einem Ruck war Krösel aus der Koje. Zwart unterfuchte er die Tür. Sie war und blieb von innen verriegelt, und es war ganz ausgeschlossen, daß ein Mensch die Kammer betreten hatte; denn auch das Bullauge war so eng, daß selbst ein schlanker Mann sich kaum hätte durchwinden können.

Also blieb nur eine Erklärung; es hatte sich doch um ein Zeichen gehandelt, und der Teufel hatte die Buddel geholt. — — —

Steuermann Karl Paluhn war nicht wenig verblüfft, als Krösel am nächsten Morgen kläglich sagte: „Kordel, meinswegen kannst du heute abend an Land gehen. Ich hab gar keinen Appetit auf Grog —, und was soll ich ohne Grogs an Land machen?"

*

Der erste Offizier King von der „Cambrian-Chieftain" traute seinen Augen kaum, als seine zahme Schimpansin „Polly" die zuweilen nächtlich Streifzüge unternahm, an diesem Morgen eine volle Flasche Dreistern-Rum gärtlich — wie ein Kind seine Puppe — im Arm wiegte. „Rabenvieh, wo hast du den Rum denn gestohlen?" forschte er gutgelaunt und zupfte die Affin milde strafend am Ohr.

Im übrigen braute er sich den Abend einige wörtliche Dreistern-Rumgrogs und trank sie auf das Wohl des unbekannten Spenders.

Zwischen Himmel und Erde

Schluß

Verwegene Fahrten mit dem Freiballon

Zwischenfall in der Stratosphäre

Freiballonfahrer pflegen von ihren Erlebnissen nicht viel Aufhebens zu machen. Zu ihnen gehört auch Alexander Dahl aus Wuppertal, der berühmte Freiballonpionier. Wäre nicht damals die Stimmung an dem traditionsreichen Stammtisch zu Barmen so fröhlich gewesen, wahrscheinlich hätte Dahl nicht einmal etwas von dieser Fahrt erzählt, von der im folgenden die Rede ist. Wenn es hier heißt, daß der Barmer Freiballon-Stammtisch Tradition hat, dann ist das schnell bewiesen, denn in dieser hohen Runde Wuppertaler Freiballonfahrer haben schon viele Größe dieses Sportes gesessen, zu dieser Runde gehörte auch Oskar Erbslöh, der erste Deutsche, dem 1908 ein Sieg im Gordon-Bennett-Wettrennen der Lüfte beschieden war. Hier in dieser Runde verabschiedete er sich und nahm die besten Glückwünsche für seine Fahrt mit dem fast aus eigenen Mitteln gebauten Luftschiff „Oscar Erbslöh" mit, das dann bekanntlich ihn und seinen Mitfahrer Tölle über Leichlingen in den Tod fuhr.

Bei der Höhenfahrt Alexander Dahls handelte es sich darum, endlich den besonders für Höhenfahrten konstruierten deutschen Ballon „Bartsch v. Sigsfeld" so auszufahren, daß die theoretisch berechnete größte Steigfähigkeit erprobt wurde. Sie lag zwischen 11- und 12 000 Meter, also ein Versuch, der bis dahin kaum bekannte Anforderungen an den Führer und seine Mitfahrer stellte.

Schon im Jahre 1982 begann Dahl im Verein mit dem Sauerstoffchemann Oberleutnant Popp und dem Meteorologen Dr. Galbas einige Probefahrten zu machen. Er hatte geprüft und gerechnet bei diesen Fahrten, hatte notiert und wieder beobachtet, und als es endlich ein Jahr später zu dem wirklichen Aufstieg in die Stratosphäre kam, da waren alle Vorbereitungen getroffen, die nach menschlicher Ueberlegung überhaupt getroffen werden konnten.

Die größte Sorge: Sauerstoff

Dahls größte Sorge war, daß das Sauerstoffgerät in Funktion blieb, denn wenn es in solchen Höhenschichten versagte, war das Schicksal der kühnen Luftfahrer schnell besiegelt. Der ungeheuren Kälte — Dahl hatte bei den Probefahrten schon bis zu minus 50 Grad gemessen — mußte mit allen erdenklichen Mitteln begegnet werden. Das heiße war, zu heizen, was überhaupt zu heizen war. Sei es, daß man sich des alten Luftfahrerknifffes bediente und den Akkumulator mit Kalk und Wasser in Funktion hielt, sei es, daß das Sauerstoffgerät mit einem Benzinofen in Tätigkeit gehalten wurde . . .

Der Tag des Aufstiegs kommt. Verhältnismäßig schnell hebt sich der „Bartsch v. Sigsfeld" mit seinen 10 000 Kubikmetern — fast zehnmal so groß wie die gewöhnlichen Sportballonet — in die Luft, erreicht 2000, 3000 Meter. Die Sauerstoffmasken werden vorgeschnallt, Ballast fliegt über Bord: der Ballon steigt und steigt. Jetzt hat er schon die 10 000-Meter-Grenze passiert, jetzt ist die 10 800-Meter-Marke überschritten, die 30 Jahre lang, von den kühnen Fahrern Berson und Süring, die unser Ballon gegenüber den ausländischen Konkurrenten zu tragen hat?

Der Ballon schwebt jetzt in 4000 Meter Höhe. An Ballast sind noch sieben Sack Sand vorhanden. Die Mannschaft hat schon im Laufe der letzten Stunden den Notballast abwerfen müssen. Ob es gelingt, mit diesen sieben Sack die Nacht zu durchfahren, um weiterhin im Wettbewerb zu bleiben?

Vorsichtig wird manövriert, genauestens, fast

Start zum Gordon-Bennet-Rennen 1935 von Warschau aus. Götze studiert den Wetterbericht, links sein Begleiter Lohmann.

auf das halbe Kilogramm Ballast gegeben, wenn es notwendig ist. Und es muß Ballast gegeben werden, will die Mannschaft nicht noch näher der Erde gelangen.

Gegen 4 Uhr morgens wird es im Osten hell und heller. Der dritte Tag geht heraus. Mit zunehmender Sonnenstrahlung wird auch der Ballon in die Höhe gezogen: jetzt hat er schon fast 1000 Meter gewonnen: die zwei im Ballon können nur noch mit Sauerstoff atmen.

Um 8 Uhr morgens ist der Ballon schon auf 6000 Meter Höhe geflettert.

Hunger und Durst peinigten die tapferen Fahrer. Es ist nun schon fast der dritte Tag, daß sie nichts zu sich genommen haben, der ganze Proviant ist gefroren.

Eine blöhhinnige Kälte im Korb. Minus 18 Grad zeigt das Thermometer an — und auf dem Boden, unten in 6000 Meter Entfernung, mißt man 85 Grad Celsius.

Bange Minuten

Um 10 Uhr registriert der Barograph die Höhe von 7500 Meter. Lohmann lehnt in seiner Korbecke und hört auf zu atmen, sein Atmungsventil ist bereift. Mit offenen Augen stiert er in den unendlichen Himmel.

Währenddessen arbeitet sein Kamerad mit letzter Kraft daran, das Ventil wieder in Ordnung zu bringen. Wenn ihm das nicht gelingt, was dann . . .?

Zwei bange Minuten verrinnen, die Nerven des Ballonführers sind bis zum Zerspringen gespannt — da, es gelingt, Lohmann bekommt wieder Luft, er atmet — und im gleichen Augenblick sinkt sein Kopfer zusammen.

Inzwischen hat die Sonne den Ballon weiter in die Höhe getrieben, es mögen etwa 8000 Meter sein, die ihn von der Erde trennen. Im Korb selbst aber ist es statt wärmer noch kälter geworden. Minus 80 Grad „hängen" in dem Korb und weichen und weichen nicht. Nach langen Bemühungen hat Lohmann den Ballonführer wieder ins Bewußtsein zurückgerufen, beide sind ganz klar und überlegen, was nun zu tun ist.

Mitten während der Beratung schaut Göze auf das Sauerstoffgerät, und da — o Schreck! Die Flasche ist leer. Was das heißt, kann nur der richtig ermessen, der selbst einmal in einer solchen Lage gewesen ist. Die Montage der neuen Flasche muß ohne Sauerstoffmasken vorgenommen werden, und dabei befindet sich die Mannschaft in 8000 Meter Höhe. Und bei 4000 Meter muß man im allgemeinen schon den Sauerstoff bei der Atmung zu Hilfe nehmen. Und auch diese Schwierigkeit wird gemeistert. Die Montage gelingt, der Ballon kann weiterfahren.

Aber, was heißt das: Weiterfahren! Hat es denn überhaupt noch Zweck? Es ist doch nur noch ein Sack Landeballast da. Normalerweise benötigt eine Mannschaft schon in einer Höhe von 4000 Meter 8 Sack, in jetziger Höhe müßten den Fahrern mindestens 10 Sack zur Verfügung stehen.

Hat es Zweck, das Rennen noch weiterzufahren, wo jetzt zum Teufel — der Ballon auf einmal fällt.

Der Ballonführer hat das Kommando, seinem Befehl hat der Mitfahrer unweigerlich zu folgen. Das ist hier oben in der Luft nicht anders als draußen auf dem Ozean, wo der Kapitän das entscheidende Wort auf dem Schiffe spricht.

„Wirf den letzten Ballast ab!"

Und doch, die Verantwortung ist zu groß, der Ballonführer will sich vergewissern, er fragt seinen Mitfahrer, ob weitergefahren werden oder was geschehen soll. Sollen wir den Ballon ablassen und „Ballast" geben, wenn man das noch Ballast nennen kann, oder sollen wir ihn durchfallen lassen . . .?

Lohmann platzt die Antwort schon heraus, ehe der Ballonführer überhaupt den Mund aufgetan hat: „Ein Sack Ballast nützt bei dieser Höhe so oder so nichts, also wirf ihn ab!"

Auf Gedeih und Verderb haben sich die beiden Fahrer im gemeinsamen Siegeswillen zusammengefunden, ein Wille hält beide zusammen und richtet die ermüdeten Körper wieder auf: aushalten, aushalten um jeden Preis!

Der letzte Sack Ballast geht über Bord — der Ballon steigt, er fliegt auf 8500 Meter Höhe. Er macht nun schnellere Fahrt, schon taucht im Osten das Uralgebirge auf.

Noch einige Stunden hält sich der Ballon in der Luft. Es scheint, als habe dieser gemeinsame Entschluß der Mannschaft neue Kraft verliehen. Sie fahren noch viele Kilometer über die unermeßliche Weite des russischen Landes.

Aber nun, nun geht es nicht mehr. Ballast kann nicht mehr abgegeben, kein Manöver mit dem Ballon mehr angestellt werden. Es muß ungewollt zur Landung geschritten werden. Und ein tollkühnes Landungsmanöver beginnt, eine Landung, bei der auch nicht ein Quentchen Ballast zur Verfügung steht.

Der Korb steht auf dem Boden. Es war ein schwieriges, nahezu aussichtsloses Manöver, das die beiden begannen; aber schließlich gelang die Landung doch. Und verhältnismäßig gut sogar. Etwas steif, noch die Kälte der Stratosphäre in den Knochen, steigt die Mannschaft aus dem Korb. Wenig später spielt der Telegraph den Landungsort in alle Erdteile. Das Rennen geht für das Gordon-Bennett-Wettrennen der Lüfte in Warschau 1935 fünf den Ort in ihr Wertungsschema ein und verliert damit für die beiden deutschen Bewerber Viertel geworden sind.

Noch Viertel — ein Erfolg des gemeinsamen Siegeswillens — ein Sieg der Kameradschaft!

— Ende. —

Warum plagen Sie sich mit Rheuma Gicht? ab, wenn diese Schmerzen nicht weg sind, weil ich Ihnen empfehle, den allein echten verwendet, Anker-Pain-Expeller? Versuchen Sie es einmal!
ANKER-PAIN-EXPELLER
Verlangen Sie die kostenlose Broschüre „Der Kranken-Freund" (Ratgeber für Gesunde u. Kranke)
E.A.G. Richter & Co. A.-G. Chemische Werke Rudolstadt i. Thür.

Der Kuckuck ruft die Stunde aus

300 Jahre Uhren aus dem Schwarzwald

Seit Jahrhunderten ist die deutsche Uhrmacherkunst in der ganzen Welt berühmt. Und die Schwarzwälder Kuckucksuhr ist es, die mehr als alle anderen Uhren dazu beigetragen hat, den Ruf des deutschen Uhrmacherhandwerks bis in die entferntesten Erdteile zu tragen. Bereits vor 300 Jahren werden die Schwarzwälder „Uehrlein" in einem Schriftstück erwähnt, das heute als kostbares Dokument im Badischen General-Landesarchiv aufbewahrt wird. Auf dem „Glashof" zu Waldau, in der Nähe von Neustadt, verfertigten die Gebrüder Kreuzer die ersten Schwarzwälder Uhren. Bald hatten es die Waldbauern in der Umgebung ebenfalls gelernt, sie waren in holzreicher Gegend groß geworden und daher von Haus aus sehr schnitzgewandt. Die Anregung, Uhren zu bauen, verdankten die Schwarzwaldbauern böhmischen Glasmachern, die unter heimischen Erzeugnissen auch primitive hölzerne Uhren mitbrachten.

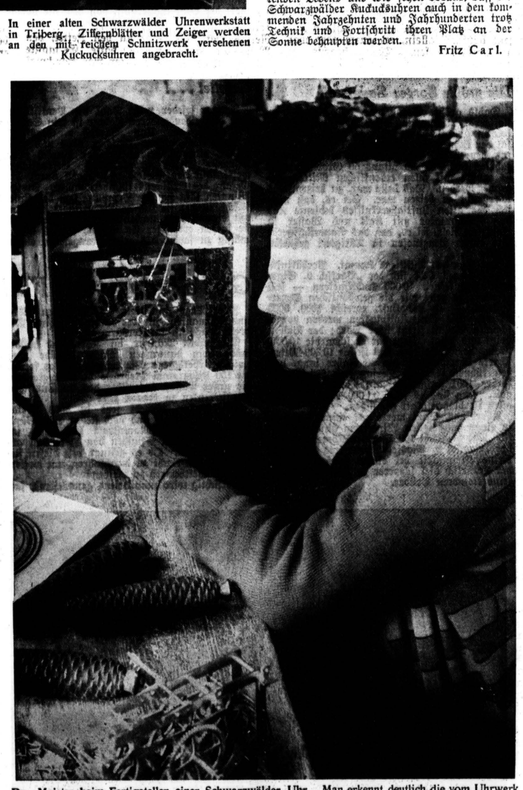
Die ersten Schwarzwälder „Uehrlein" waren ganz aus Holz hergestellte Gewichtsuhren mit drei Rädchen und einem Stundenzeiger. Als Gewicht diente ein Stein, außerdem liefen diese einfachen Zeitmesser nur einen halben Tag. Mit der Zeit kamen Verbesserungen auf. Anfang des 18. Jahrhunderts werden die Zahnräder mit Hilfe des neuerfundenen Zahngeschirrs angefertigt, und schon 1720 gab es soviel Uhren, daß nach dem Vorbild der böhmischen Glasmacher die Schwarzwälder Uhrmacher auf die Wanderschaft gingen. Ein berühmter Wanderuhrenhändler war Jacob Winterhalder aus Gutenbach, der hauptsächlich in Sachsen sein Glück versuchte. Dort nahm man ihm gern seine buntbemalten Uehrlein ab und gab ihm dafür Kanarienvögel, deren Zucht in voller Blüte stand. Mit großem Hallo wurde Jacob Winterhalder im Schwarzwald empfangen, als er zum ersten Mal mit seinen gefiederten Sängern aus Sachsen heimkehrte. Dieser Tauschhandel entwickelte sich zu einem einträglichen Geschäft, so daß er sich nach wenigen Jahren mit anderen Händlern zusammenschloß und die in zahlreichen Chroniken vielgenannte „Schwarzwälder Uhren- und Vogelhändlergesellschaft" begründete.

Franz Anton Kletterer in Schönwald baute 1730 die ersten Kuckucksuhren, die so volkstümlich wurden, daß wir heute unter „Schwarzwälder Uhr" nur noch die Kuckucksuhr verstehen. Den Ansporn zur Herstellung gab wahrscheinlich die Miniaturuhr zu Straßburg mit ihrem krähenden Hahn als Zeitfünder. Doch war der Hahnenschrei für das technische Können der Schwarzwälder zu hoch, man verfiel daher auf den viel leichter nachzuahmenden Kuckucksruf, zumal ja der Kuckuck als zählender und wahrsagender Vogel gilt. Schnell wurde der Kuckuck Gemeingut der Schwarzwälder Uhrmacher. Die Mechanik war damals schon so geschickt ausgeführt, daß bis heute kaum wesentliche Aenderungen eingetreten sind. Um 1740 kamen auch Pendeluhren auf. Die ersten Händler brachten die hölzernen Kunstwerke bald nach London und Paris, nach Asien und der Türkei. Rasch trat die bäuerlich-urwüchsige Uhr mit dem Kuckuck, der so lustig aus dem sich öffnenden Türchen lugt und seinen schücktern-freundlichen Ruf erschallen läßt, ihren Siegeszug durch die ganze Welt an. 1751 fuhr die erste Kuckucksuhr über den großen Teich nach Amerika. 1810 waren schon über 1000 Uhrmacher und Händler im Gewerbe beschäftigt, über 120 000 Uhren gingen in fremde Lande. Obgleich heutzutage die großen Fabrikbetriebe den weitaus überwiegenden Teil des gesamten Uhrenbedarfs herstellen, halten sich dennoch bis in unsere Tage zahlreiche ehrbare Kuckucksuhrenmacher ihr altüberliefertes Handwerk bewahrt, und in Schwenningen, Villingen, Furtwangen, Triberg, Schramberg und Neustadt finden wir noch allerorts Meister an der Arbeit. Natürlich haben sie sich, um im Wettbewerb bestehen zu können, in vielerlei Beziehungen umstellen müssen, so beziehen sie zum Teil fertige Uhrwerke, Gehäuse, Zifferblätter und Kuckuckspfeifen, so daß sie nur noch kunstgerecht den Einbau vorzunehmen haben. So haben sich auch mehrere Sonderberufe herausgebildet, die einen bauen Werke und schnitzen Rankwerk und Gehäuse, die anderen fertigen Zifferblätter und Zeiger, wieder andere machen Kuckuckspfeifen und gießen Gewichte in Tannenzapfenform.

Trotzalledem haben die ehrwürdigen Werkstätten ihre Romantik behalten, dieses dauernde geschäftige Tick-Tack hat doch seinen eigenen Reiz, und wenn gar zur vollen Stunde hunderte von Kuckuckvögeln ihren Ruf ertönen lassen, dann fühlen wir uns wie in einem großen, weiten Wald voll sprudelnden, überquellenden Lebens und wir sehen voraus, daß die Schwarzwälder Kuckucksuhren auch in den kommenden Jahrzehnten und Jahrhunderten trotz Technik und Fortschritt ihren Platz an der Sonne behaupten werden.

Fritz Carl.

In einer Schwarzwälder Kuckucksuhrenschnitzerei entsteht unter der Hand des Meisters das zarte, feingliedrige Schnitzwerk, die Zierde jeder Kuckucksuhr.



Der Meister beim Fertigstellen einer Schwarzwälder Uhr. Man erkennt deutlich die vom Uhrwerk betätigten kleinen Blasebälge, die die Kuckuckspfeifen im richtigen Zeitpunkt in Betrieb setzen.

In einer alten Schwarzwälder Uhrenwerkstatt in Triberg. Zifferblätter und Zeiger werden an den mit reichem Schnitzwerk versehenen Kuckucksuhren angebracht.

Photos (4): Fritz Carl.

Die Reise nach UGANDA

Roman von Bernd Angerhausen

1. Fortsetzung

„In einer Stunde haben wir Antwort", sagte Barton zu Vandoren, als sie zum Hotel zurückgingen. Vandoren nickte hastig.

Nach dem Abendessen ging Willa mit ihrem Onkel noch draußen auf die Veranda. Barton war zur Post. Willa saß und sann, sie hörte mit halbem Ohr nur die singende Sprache einiger Männer, die an der nächsten Ecke standen. Vandoren hatte sich eine Zigarre angezündet, dann nahm er eine Zeitung auf und schaute hinein. Es war eine Pariser Zeitung, und Willa wußte, daß ihr Onkel nicht französisch sprach. Flüchtete er eine Unterhaltung mit ihr?

Es dunkelte, ein sanfter, kühler Wind kam auf. Das Weiß der Häuser leuchtete kreidig aus dem blauen Dunkel. Der Wirt kam und schaltete eine Lampe ein. Dann sah sie Barton auftauchen, die Zigarette im Mund; er ging leicht und aufrecht wie ein Mann, der in einer großen Arbeit steckt und sieht, daß seine Sache vorwärts kommt.

Er schaute Vandoren an und setzte sich hinzu. Willa stand brüsk auf, doch dann blieb sie einen Augenblick stehen, die Bewegung war wohl etwas zu heftig gewesen. „Gute Nacht, ich will zu Bett", sagte sie dann und ging. Im Dunkel des Portals warf sie noch einen Blick zurück. Barton hatte sich vorgebeugt. Er reichte ihrem Onkel ein Papier, es konnte wohl ein Telegramm sein. Sie sah, wie Vandoren zusammenzuckte, als er es überflogen hatte. „Nicht aufhalten", hörte sie ihn sprechen, „ja, dann muß es wohl so sein." Barton nickte dazu ein wenig gelangweilt. „Ich sagte es ja gleich", hörte Willa seine Stimme, „wir hätten hier in diesem toten Nest gar nicht zu halten brauchen."

Am anderen Abend waren sie schon auf dem Schiff. Sie hatten gutes Wetter. Vandoren lag meist an Deck, und Willa stellte ihren Stuhl neben den seinen. Barton ließ sie jetzt häufiger allein, er tanzte oder war beim Bordtelegrafen. Dann brachte er jedesmal ein Telegramm, das Vandoren las. Willa beobachtete ihren Onkel wie einen Schwerkranken, er litt nach diesem Telegrammen wie nach einem schweren Fieberanfall. Immer häufiger hielt er den Aufwärter an und ließ sich Whisky bringen. Sie versuchte, ihn abzulenken, zeigte ihm die weißen Dampfer, denen sie begegneten, und die bunten Barken der Küstenfischer.

Einmal kam Barton und bat sie zum Tanz. Sie hatte ihn schon oft abgewiesen, nun schaute auch ihr Onkel sie an, und sie glaubte, in seinen Augen eine Bitte zu lesen.

Sie nickte und ging mit Barton in den Saal. „Warum sind Sie so abwesend zu mir?" fragt er, als sie tanzten. Sie sah ihn flüchtig an. „Ich habe jetzt andere Gedanken, Barton. Onkel John ist so krank, wir hätten diese Reise doch nicht machen sollen." Er nickte. „Ja, wir müssen uns wohl sehr um Ihren Onkel kümmern", sagte er. Dieser vertrauliche Ton stieß sie noch mehr ab als seine Zudringlichkeit. Sie blieb im Tanz stehen und schien fortlaufen zu wollen. Aber er hielt sie fest, und sie hätte ihn nur um den Preis einer peinlichen Szene los werden können. „Ich will nicht", flüsterte sie trotzig, „ich hasse Sie!" Sie tanzten weiter. „Denken Sie an Ihren Onkel, Fräulein Willa", sagte er dann, „Sie sind nun kein Kind mehr wie vor drei Jahren." Der Tango brach ab, sie wandte sich um und ging an Deck, Barton hinter ihr her. Sie war zornig und bedrückt und beachtete ihn nicht.

Er holte sie nicht mehr. Sie saß nun neben ihrem Onkel, und plötzlich nahm er ihre Hand und drückte sie. Es dunkelte, das Wasser rauschte an der Kiellinie, und die Musik klang gedämpft aus dem Saal herauf. Das Herz war ihr schwer, sie wollte sprechen und fragen, aber sie konnte das Unbestimmte, Quälende nicht fassen und in Worte kleiden. Vandoren lag im Schatten, sie hörte ihn leise stöhnen, er bewegte sich müde in seinem Sessel. Etwas Weißes flatterte und fiel dann zu Boden. Sie wartete. Vandoren regte sich nicht. Sie bückte sich und hob das Papier auf, es war ein Bordtelegramm. Es war natürlich nicht für sie bestimmt, aber sie wußte, daß diese weißen Fetzen ihren Onkel quälten und verfolgten, daß von ihnen seine tiefe Niedergeschlagenheit ausging. Sie wartete noch eine Weile, dann stand sie auf und ging in das Licht einer Decklampe.

Das Telegramm war aus London. „Verminen 84—88" las sie.

Sie wußte, daß Onkel John Aktien gekauft hatte, obschon er sich sonst mit Börsengeschäften nicht abgab. Aber die meisten Geschäftsleute in London kaufen Papiere, es war für sie eine interessante Nebenbeschäftigung, so etwas wie Sport und wohl viel aufregender als zum Beispiel Golf. Aber auf dieser Reise hätte er das alles wohl zurücklassen können. Nun schienen ihn diese Dinge zu verfolgen.

Diese Funknotiz sagte, daß Peruminen fielen. Vielleicht hatte Onkel John mehr davon gekauft, als er hätte tun sollen, vielleicht war aus dem Spiel bitterer Ernst geworden. Warum sprach er nicht mit ihr darüber? Sie dachte an jenen Abend kurz vor ihrer Abreise, als sie von ihrem Geld zu ihm gesprochen hatte, und daß sie ihm vielleicht helfen könnte, wenn es not tat. Diese Szene konnte sie nicht vergessen und auch nicht seinen gequälten, so entsetzten Blick, als sie diese Möglichkeit nur angedeutet hatte.

Sie hielt das Papier noch immer in der Hand. Nun fiel ein Schatten darauf. Barton stand neben ihr. Sie schaute ihn abwehrend an. Sie standen an der Reeling. Nun streckte sie die Hand aus und ließ den Zettel über Bord flattern.

„Ah, ich störe", sagte er. „Geheimnisse?"

„Ich habe keine Geheimnisse", rief sie, „nein, ich nicht."

„Soll man das wirklich glauben!"

„Meinen Sie, daß ich lüge", begehrte sie auf, „das ist unverschämt."

Er sah sie lächelnd an.

„Verzeihung, Fräulein Willa, so meinte ich das nicht. Aber neulich abends sind Sie doch auch nicht bei der Wahrheit geblieben. Als ich Sie anrief und nach Ihrem Onkel fragte. Er war ja doch im Club!"

Sie antwortete ihm nicht.

„Sie saßen mit, er sei zu Bett gegangen, aber er war doch im Klub, ich habe ihn dort noch gesprochen."

Sie fuhr herum und fiel ihm ins Wort. „Ja, ja, ja. Sie haben recht. Ich wußte es, ich habe Sie belogen. Sie sollten ihn endlich in Ruhe lassen. Aber Sie intonieren um ihn und mich herum, ab —"

Sie ließ ihn stehen und lief fort. Die Hände in den Taschen, stand er noch eine Weile und sah ihr nach. Dann steckte er sich eine Zigarette an. Als er das Zündholz über die Reling warf, dachte er an den Zettel, den Willa über Bord geworfen hatte. Er mußte sich in acht nehmen. Vandoren war manchmal nicht bei der Sache.

Willa saß nun wieder neben ihrem Onkel. Das Orchester unten im Saal spielte nicht mehr. Die Sterne standen groß und feierlich am Himmel. Ueber die See huschte ein flimmerndes Leuchten. Vandoren hatte auf dem Tischchen neben sich wieder ein Glas Whisky stehen. „Onkel John", sagte sie leise, „ich glaube, das Trinken tut dir nicht gut."

Er hatte früher fast nie getrunken. „Du hast recht", sagte er, „ich bin etwas nervös und in Gedanken, ich habe gar nicht darauf geachtet." Aber ehe sie in ihre Kabinen gingen, trank er das Glas doch noch leer.

Willa konnte nicht schlafen. Sie dachte an ihren Onkel und an Barton und das Geheimnis, das zwischen ihnen war. Irgendwie fühlte sie sich darin verstrickt, nicht nur weil sie ihren Onkel liebte und sich um ihn Sorge machte. Barton hatte sie immer noch nicht aufgegeben. Sie hatte ihn vor drei Jahren abgewiesen, aber er war ein Nichtmensch, und sie wußte, daß er nicht locker ließ. Zu Hause hatte sie ihm aus dem Wege gehen können, aber dieses ständige Zusammensein war unerträglich. Sie hatte die Ahnung, daß alles wohl noch schlimmer werden würde. An ihrem Onkel konnte sie sich wohl nicht um Hilfe wenden, er hatte zu viel eigene Sorgen, und er war Barton gegenüber so sonderbar nachgiebig.

Was auch kommen würde, sie wußte, daß sie Barton nie nachgeben würde, sie wußte, daß sie ihn haßte. Willa hatte zu Hause wenig Gesellschaften mitgemacht. Sie liebte den Onkel, das Ebenbild ihres Vaters, und sie hatte nie empfunden, daß sie eine Waise war. Manchmal hatte sie Einladungen zu großen Abenden annehmen müssen. Das Geschäft, die Familie und ihre Stellung legten ihr Verpflichtungen auf, aber sie hatte sich bei diesen Gesellschaften immer gelangweilt. Die jungen Leute dort, die sie umschwärmten, waren so wenig ernsthaft, sie waren unbedeutend, ihre flache Unterhaltung stieß sie ab. Viele waren Sportsleute, das ging noch an, aber sie sah selten, daß einer von ihnen mit Interesse oder gar mit ganzer Hingabe bei irgendeiner ernsthaften Arbeit war. Die meisten hatten nur eine oberflächliche Bekanntschaft mit den Werken und Arbeitsstätten ihrer Väter, denen sie ihre sorgenlose Existenz verdankten. Für diese jungen Leute wäre es wohl besser, wenn sie wieder wie ihre Väter und Vorväter ohne Vermögen beginnen müßten, wenn sie ihre Stellung wieder ihrer eigenen Tüchtigkeit verdanken müßten. Irgendwo mußte es ja solche tüchtigen Männer geben. Aber dort, wo sie eingeladen wurde, konnte sie ja nicht hoffen, mit ihnen in Berührung zu kommen.

Sie dachte, daß Barton einige gute Eigenschaften hatte. Er war in allem, was er tat, bei der Sache, und es war nicht unmöglich, daß er sich Vandoren nahezu unentbehrlich gemacht hatte. Aber irgend etwas an ihm stieß sie ab, es war sein Blick, seine Stimme, sein Lächeln. Seine Art, um ihren Onkel und um sie zu sein, hatte etwas Lauerndes und irgendwie auch Ueberhebliches. Sie fühlte, es mußte schlimm sein, ihm ausgeliefert und von ihm abhängig zu sein.

In den nächsten Tagen hielt sich Barton etwas zurück. Das Schiff hatte Suez und Aden passiert. Einen Tag sahen sie Barton nur bei den Mahlzeiten. Vandoren war weniger apathisch als sonst; er stand an der Reling und machte Willa auf einige Einzelheiten an der Küste oder auf vorbeifahrenden Schiffen aufmerksam. Willa war froh darüber. Sie führte es darauf zurück, daß sie sich seiner alten Wirkungsstätte näherten und daß ihm nach der erzwungenen Ruhe der Seefahrt wieder ernste Arbeit bevorstand. Auch sie freute sich. Es war der letzte Tag auf dem Schiff, nun kamen sie bald mit anderen Menschen und mit neuen Verhältnissen zusammen, die sie gewiß mehr und mehr von Bartons Gesellschaft erlösten.

Morgens beim Frühstück hörte sie am Nebentisch den Namen Barton fallen. Barton saß bei ihnen, den Rücken seinem Tisch zugewandt. Es saßen dort drei britische Offiziere, die wohl auf der Reise nach Indien in Suez zugestiegen. Willa hatte den Namen deutlich verstanden, sie schaute zur Seite. Barton beugte sich über seinen Teller, sie bemerkte eine sonderbare Hast in seinen Händen. Die Offiziere erwähnten seinen Namen mehrere Male, sie rückten zusammen, als sie davon sprachen. Willa versuchte, etwas von ihrem Gespräch aufzufangen. Es schien ihr, als sei die Rede von einem sonderbaren Schiffsunglück vor einigen Jahren, gleich nach dem Kriege. So viel sie in Zusammenhang bringen konnte, handelte es sich um ein Transportschiff. Dann wurde ein Deutscher genannt, ein deutscher Soldat, und wie es Willa schien, sprachen die Offiziere mit Hochachtung von ihm.

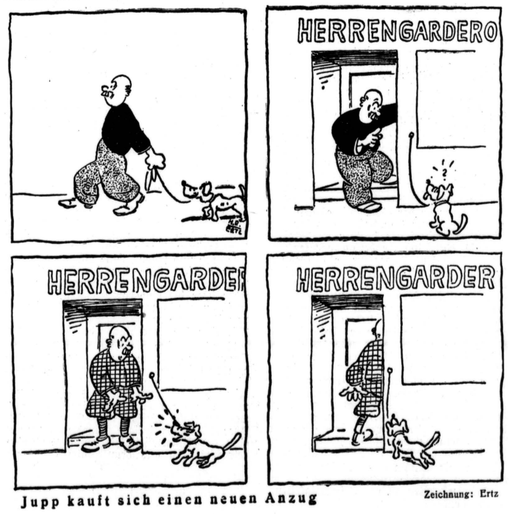
Vandoren achtete nicht auf den Nebentisch, und jetzt begann Barton plötzlich ein halblautes Gespräch mit ihm und machte den Versuch, sie mit hineinzuziehen. Es fiel ihr auf, Barton pflegte sonst nach dem Frühstück noch eine Weile mit ihrem Onkel zusammenzusitzen, um eine Zigarette zu rauchen. An diesem Morgen aber stand er zeitig auf und ging aus dem Saal, ohne nur einmal jenen Offizieren das Gesicht zuzuwenden. Seit jenem Morgen machte Barton sich selten. Er sah lange Stunden in seiner Kabine, obschon die Luft auf Deck fast schon drückend heiß war. Willa hatte dieses alles beobachtet, sie glaubte sich nicht getäuscht zu haben. Es war wegen dieser Offiziere, daß er sich nur so wenig sehen ließ. Sie war ihnen fast dankbar dafür, und an einem Abend tanzte sie sogar mit einem von ihnen.

Nachmittags erreichten sie Mombassa. Die langgestreckte Küste, auf der die Stadt liegt, rückte immer näher. Sie fuhren in den Hafen, der sich wie ein schmaler Kanal zwischen der Insel und dem Lande erstreckt. Als das Schiff langsam näher kam, war Willa fast betroffen von der seltsamen Schönheit dieses Bildes. Sie fuhren dicht unter der alten portugiesischen Festung vorbei. Vandoren zeigte sie Willa. „Es ist Fort John", sagte er, „ein Name, der Friede und Stille verheißt, aber es hat da früher blutige Kämpfe gegeben, doch das ist schon lange Jahrhunderte her." Das Land drüben war frisch und grün, und ein leiser Glanz orientalischen Zaubers schien über der alten Stadt zu liegen. Ihre würfeligen Häuser lagen im Sonnenglanz an dem unbewegten grünen Wasser, in dem sie sich widerspiegelten. Flache Dächer und grellweiße Mauern schauten wie ein Märchenbild zwischen den hohen Palmen und breitästigen Mangobäumen hervor. Im dunkleren Hintergrund erstreckten sich die waldigen Höhen des Landes. Willa hatte sich alles anders, dunkler vorgestellt. Vandoren sah ihr Entzücken. Er freute sich. Er streckte die Hand aus. „Mein Land!" sagte er mit der Freude des Wiedersehens im Blick und in der Stimme. Sie nickte ihm zu, wandte sich wieder und schaute hinüber. Dann hörte sie einen Schritt hinter sich. Barton stand dort. „Unsere Koffer werden gebracht", sagte er geschäftig. Willa sah, daß ihr Onkel dumpf vor sich sah. Alle Freude war von ihm gewichen.

*

Es war Mittag, die Zeit der größten Hitze. Die Leute schliefen in ihren Zelten. Max Brandes, der zweite Ingenieur, kam langsam von der Station zum Kamp herüber. Er hatte den weißen Helm tief in die Stirn gezogen, er war unschlüssig und schien nicht zu wissen, wohin er sollte. Es war still, außer Henderson drüben in der Station war wohl niemand mehr wach. Er ging langsam an der Hecke entlang, die übermannshoch war und sich anscheinend rings um das Lager zog. An einer Stelle war diese dichte Dornenhecke unterbrochen, es war dort ein ziemlich breites Loch. Brandes blieb stehen, dann ging er näher hinzu. Die Oeffnung war so breit, daß er bequem hindurchgehen konnte, sie war wie eine Tür. Brandes prüfte links und rechts die Dornen, betrachtete die Bruchstellen an dem trockenen Holz. Dann ging er weiter. Drüben am äußersten Rand des Kampes war noch eine solche Bruchstelle. Brandes blieb auch dort stehen, hier dauerte die Untersuchung weniger lange. Dann wandte er sich um.

Er stand an der Bahnlinie, die sich von hier aus bis Nairobi fast schnurgerade durch die endlose Nika-Steppe erstreckte. Die weißlichen und blattlosen Zwergbäume ringsum boten einen fast gespenstischen Anblick. Zur Rechten, zum Fluß hinüber, schaute hier



Jupp kauft sich einen neuen Anzug

Zeichnung: Ertz

und dort ein dunkelroter, in der Sonne flimmernder Felsen über den Busch hervor. Drüben im Süden erstreckten sich die Berge der Lerobitette, und ganz weit im Südwesten glitzerte ein weißer Punkt, die schneebedeckte Kuppe des fernen Kilima Njaro. Ueber allem brannte die Sonne — alles ringsum schien tot zu sein.

Brandes wandte den Blick und schaute nach rechts hinüber, wo drüben hinter dem höheren Ufergebüsch der Lerobi floß. Vom Kamp führte hinter der Station eine breite Lichtung zum Fluß hinab und zu der Notbrücke. Der Blick des einsamen Mannes wurde nicht freundlicher, als er die Schuppen zur Rechten, die Werkzeuge in ihren Ständen und die beiden Lokomotiven betrachtete, die drüben vor dem Bagger standen. So in der Sonne und in dieser unwirklichen Stille schien alles eingeschlafen und verzaubert zu sein. Ja, verzaubert und leblos, dachte er mit einem bitteren Lächeln. Das stimmte, die Lerobibrücke würde wohl nie fertig werden.

Er sah Henderson von der Station kommen, er wartete. Er sah, Henderson war aufgeregt.

„Sie sollten doch auch schlafen, Brandes," rief er, ehe er bei ihm war. „Drei Nächte waren Sie nun schon unterwegs, das kann ich nicht zulassen."

Brandes lächelte müde.

„Schlafen! Glauben Sie, ich könnte schlafen, Henderson? Tag und Nacht habe ich dieses verrückte Schreien in den Ohren. Ist das nur möglich! Wir haben einen Telegrafen, einen Lautsprecher in der Station, jeden Morgen sehen wir das Flugzeug nach Kapstadt über uns, man sollte es nicht für möglich halten! Zwei Löwen halten ein ganzes Lager in Atem, stoppen den Bau einer Brücke, die dann und dann fertig sein soll."

„Sie haben recht, es ist schlimm," sagte Henderson mutlos, „aber Sie brechen mir noch zusammen, und dann weiß ich nicht, was ich machen soll."

„Sehe ich danach aus, Henderson?" fragte Brandes und straffte sich. Henderson warf ihm einen Blick zu, aus dem Stolz und Bewunderung sprachen. „Nein," gab er zu. „Sie sind ein Wunder für mich, Brandes!"

„Ein nettes Wunder," lachte Brandes ärgerlich. „Was meinen Sie, wie ich mir vorkam, wenn ich in den letzten Nächten mit meinem Karabiner in den Bäumen hockte. Wie ich auf die Bestien wartete und dann dieses fürchterliche Schreien vom anderen Kamp kam. Ein eigentümliches Gefühl ist das, wenn man weiß, so eine Bestie schleppt einen Menschen weg, wie die Katze eine Maus, und man hockt da und kann nicht helfen. Vielleicht glaubt man uns gar nicht, wenn man es hört. Natürlich, wir brauchen ja bloß in die Station gehen und den Lautsprecher anzustellen, um ein erstklassiges Tanzorchester aus London zu hören.

„Das fehlte ja nun auch noch, daß man uns nicht glaubte," unterbrach ihn Henderson. „Aber Sie sollten nun doch schlafen gehen, Brandes," mahnte er besorgt, „wir können ja nachher noch darüber sprechen."

Brandes sah ihn mit einem eigentümlichen Lächeln an. Dann gab er seinem Vorgesetzten einen Wink und zeigte auf die Hecke. „Kommen Sie doch, Henderson, ich muß Ihnen etwas zeigen," sagte er rasch.

Henderson folgte ihm. Brandes führte ihn an die Bruchstelle in der Hecke. Ohne ein Wort zu sagen, zeigte er nach rechts und links, wo das Dornengewirr durchbrochen war. Henderson schaute prüfend nach, zog die Brauen hoch und warf Brandes einen schnellen Seitenblick zu. „Nanu," entfuhr es ihm. Brandes lächelte grimmig. Immer wieder zeigte er in das Dornengewirr, oft griff er mit kräftiger Hand in das Holz, dabei ritzte er sich an den Dornen, aber er achtete nicht darauf. „Drüben ist es genau so," sagte er dann, „haben Sie es gesehen, es sind nicht nur Bruchstellen. Hier und dort hat ein Buschmesser nachgeholfen, darauf wette ich."

Henderson starrte ihn betroffen an. „Dann müßte ja . . ," sagte er zögernd. Brandes nickte. „Na sagen Sie es nur, dann müßte irgendwer mit dem Messer hier gearbeitet haben, nicht wahr. Der Löwe ist es nicht gewesen," lächelte er grimmig, „es ist da ein Mensch, der ihm hilft."

Henderson saß gebückt. Jetzt kam er langsam in die Höhe und schlug seine Hände um den Leinenhosen ab. Er konnte nicht sprechen, das sah Brandes, diese furchtbare Entdeckung hatte ihn fast wie ein Schlag getroffen.

„Die Bestie hat Verbündete, zum mindesten einen Verbündeten. Ich bin schon drüben gewesen im anderen Kamp, Henderson. Hab' mir da die neue Bruchstelle angesehen, auch da sind Messerspuren!"

„Sagen Sie nichts weiter davon, Brandes," unterbrach ihn Henderson rasch, „wir beide, Sie und ich, wir müssen versuchen, der Sache auf die Spur zu kommen. Das gibt eine Panik, wenn die Leute es hören."

„Deswegen bin ich ja allein hier, alles schläft ja. Ich hatte schon heute früh Verdacht geschöpft, aber nichts gefagt. Lärm schlagen und eine große Untersuchung anstellen können wir nicht, Henderson, dann wird die Sache ja bekannt."

Henderson nickte. „Und der Täter?" fragte er nach einer Weile mit halblauter Stimme.

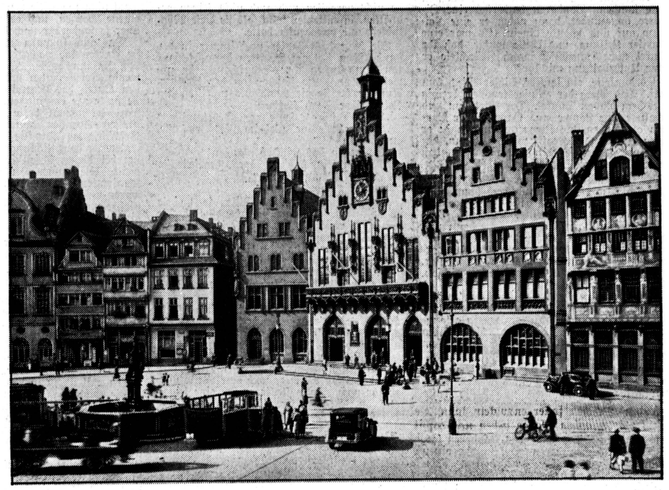
Brandes schaute sich um. „Er ist unter uns im Lager."

„Meinen Sie nicht, daß einer von den fremden Buschleuten . . .?"

Brandes schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, das ist ausgeschlossen. Was für ein Interesse sollten die Massai daran haben, uns zu schaden und den Raubtieren zu helfen. Ohne daß sie einen Vorteil davon haben, begeben sich diese Buschneger nicht in die Gefahr. Denn ob es einer nachts oder tagsüber macht, Gefahr ist dabei. Der Täter hat Interesse daran, daß den Raubtieren die Ueberfälle erleichtert werden und — daß wir Schwierigkeiten haben."

Während er redete, war Brandes langsam weitergegangen. „Wir wollen zur Station zurück, Henderson, man könnte uns sonst hier sehen und Verdacht schöpfen. Außerdem fehlt nicht viel, daß ich einen Hitzschlag abbekomme. Henderson, man hat ein Interesse daran, uns Schwierigkeiten zu machen! Haben Sie es nun nicht schon seit Wochen gefühlt, daß dunkle, geheime Kräfte uns entgegenarbeiten . . . Die Brücke soll nicht fertig werden!" rief er heftig. „Aber nun gerade," sagte er, nun etwas ruhiger, „diese



Frankfurt am Main

der Römer

(Photo-Expreß)

Aufgabe, dieser Kampf um unsere Brücke reizt mich, wir müssen es schaffen, Henderson!"

Henderson ging wortlos neben ihm her. Brandes sah ihn von der Seite an. Henderson war sein Vorgesetzter, aber sie waren wie Freunde zueinander. Er verdankte Henderson viel, er hatte ihm nach dem Kriege Gelegenheit gegeben, weiterzukommen und Arbeiten und Aufgaben anzupacken und durchzuführen, die er in der Heimat nicht finden konnte. Seit er als Techniker aus seiner norddeutschen Heimat nach Afrika gekommen war, hatte ihn der geheime dunkle Zauber dieses rätselhaften Landes gepackt, er hatte davon geträumt, an der Erschließung dieser Steppen und Wälder irgendwo an einem bescheidenen Platz mitzuarbeiten. Als der Krieg kam, hatte er in der deutschen Schutztruppe mitgekämpft, er war ausgezeichnet und befördert worden. Dann kam das bittere Ende. Der verzweifelte Kampf gegen die Uebermacht war aussichtslos geworden. Damals war er dann in der Heimat gewesen, bei seiner Schwester in der kleinen norddeutschen Stadt. Aber es hatte ihm daheim nicht mehr gefallen. Das war nicht mehr das alte Vaterland, das er vor dem Kriege verlassen hatte. Kleinliches Gezänk, gehässige Feindschaft im eigenen Volk und die bequeme Ergebenheit in die engen Grenzen. Haß gegen jene, die sich den weltweiten Blick der siegreichen Vorfahren gewahrt hatten. Das hatte er in der alten Heimat gefunden, als er gleich nach dem Kriege aus der englischen Gefangenschaft dorthin zurückkehrte. Damals hatte ihn Henderson gerufen, der einen tüchtigen Ingenieur als Gehilfen brauchte. Es hatte Aufsehen erregt, daß er als Deutscher gleich nach dem Kriege von einer englischen Firma angestellt wurde, aber Henderson hatte ihm den Weg geebnet. Brandes wußte, wie alles zusammenhing, aber er sprach nie davon, er hatte damals Henderson ein Versprechen geben müssen.

Als sie auf der schattigen Veranda der Station standen, warf Brandes noch einmal einen Blick zurück über den flirrenden Busch und die roten Felsen. In der Ferne winkte der weiße Berg, das Schneehaupt des Kilima Njaro. Es schien ihm, als wehte es wie heimatliche Kühle von drüben herüber. Trotzig, wuchtig und stark war dieser alte Bursche, wie ein Berg im fernen Vaterlande.

„Aber wir schaffen es doch," sagte er noch einmal zu Henderson gewandt.

„Schwierigkeiten über Schwierigkeiten," klagte Henderson sinnend. „Vandoren hat der Vergebung dieser drei Brücken auf einen besonderen Termin festgelegt und auf eine Geldbuße, die fällig wird, wenn wir es nicht rechtzeitig schaffen. Wie hoch diese Konventionalstrafe ist, hat man mir nicht anvertraut, aber ich weiß, daß es sich dabei immer um hohe Summen handelt."

Brandes warf seinen Sonnenhelm auf einen Stuhl und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Interessant, großartig," rief er wütend. „Natürlich fällt die Geschichte auf, wir sind Stümper, Anfänger."

Drüben im Kamp schrillten die Pfeifen der Vorarbeiter, die Mittagspause war vorüber. Von der anderen Flußseite antwortete erneutes Pfeifengeschrill. Sie hörten die verworrenen Rufe der Kulis.

„Und dabei weiß ich nicht einmal, wo ich passende Steine für die Pfeiler finde," sagte Brandes leise. „Die Leute haben fast nichts mehr zu tun. Wir müßten mit dem Brechen der Steine beginnen, aber sagen Sie mir nur wo?"

„Auch das werden sie vielleicht nicht einmal glauben, nicht wahr?" fiel Henderson ein. Er zeigte mit einer weiten Bewegung über den Busch. „Ueberall sind sie Felsen in Hülle und Fülle, da müßten wir ja Steine im Ueberfluß haben." Er lachte verzweifelt. „Wir könnten ein ganzes Jahr daran herumsprengen und arbeiten, ehe wir nur einen Pfeiler fertig hätten."

Brandes nickte. Ueber den Platz vor der Veranda kam ein Mann mit einem kleinen dunkelgrünen Turban auf dem Kopf. Er war groß und schlank, seine bloßen Augen standen dicht über der scharfgeschnittenen Nase zusammen. Er war Goram, der Aufseher über die eingeborenen Arbeiter. Die indischen Kulis waren von der Regierung vermittelt worden, sie sahen in ihm nur den Mischling, der Negerblut in den Adern hatte.

Brandes ging an die Brüstung der Veranda und winkte Goram. Der Aufseher kam heran und grüßte mit leichtem Kopfnicken, dann fragte er, was „Bwana Brandes" befehle. Wie die Suaheliarbeiter nannte er den zweiten Ingenieur „Bwana", was ungefähr Meister oder Herr bedeutet. Aber sein Blick drückte keineswegs Demut oder gar Unterwürfigkeit aus. Henderson betrachtete ihn aus dem Hintergrund, als er mit Brandes sprach. Wie klug und verschlagen der Bursche aussieht, dachte er.

„Wenn du Purdah siehst, schick ihn her, Goram, er soll meinen Karabiner mitbringen!" befahl Brandes. Goram nickte und ging. „Ich will noch einmal in den Busch," sagte Brandes zu Henderson, „vielleicht finde ich eine Spur von den Bestien."

Nach einer Viertelstunde kam Purdah, einer der indischen Arbeiter, den Brandes zum Gewehrträger gemacht hatte. Er trug den Karabiner und eine Jagdflinte. Brandes kam soeben vom Fluß, wo er nach dem neuen Damm gesehen hatte, er nickte. „Gut, Purdah, daß du daran gedacht hast, wir können auch ein paar Hübner schießen."

Sie gingen an dem Kamp vorbei und folgten nach links einem Wildpfad, der unvermittelt in den Busch führte. Dort hatten sie am Tage vorher die Ueberreste eines indischen Arbeiters gefunden, den ein Löwe in der Nacht aus dem Kamp geholt hatte. Purdah warf einen scheuen Blick zur Seite, Brandes blickte finster auf die kleine Lichtung. Er durfte nicht genau zählen. Ueber ein Dutzend Arbeiter waren diesen beiden Raubtieren schon zum Opfer gefallen.

Die Suaheli und die Inder waren sich darüber einig, daß der Teufel in diesen beiden Bestien steckte. War nicht Bwana Brandes schon drei Nächte hinter ihnen her, ohne ihnen etwas anhaben zu können? Und hatte nicht der große Bwana Henderson, der mit den Herren aus Mombassa und London sprach, vor einer Woche zwei Revolver gegen diese Teufel leergeschossen? Als sie im Gebüsch lagen und man das entsetzliche Geräusch von der Mahlzeit dieser Menschenfresser vernehmen konnte! Andere Löwen flohen, wenn sie beschossen wurden. Diesen aber konnte der dichteste Kugelregen nichts anhaben. Und wenn man ihnen eine Nacht an diesem Kamp auflauerte, da kamen sie unversehens zu dem anderen Lager über den Fluß. Die Arbeiter hatten beide Lager mit einer dichten Dornenhecke umgeben. Ein Elefant hätte fast nicht dadurch gekonnt, aber diese beiden Löwen brachen sich ein Loch und erschienen in den Zelten. Und immer erschollt der Todesschrei eines Menschen, wenn sie dort waren.

Brandes dachte an die erste Nacht, als die Löwen erschienen. Sie hatten einen Mann aus dem Kamp gezerrt und nahe an die Station gebracht. Er hörte immer noch in seinen Ohren das Knacken der Knochen und das entsetzliche Schnurren der Raubkatzen. Das Schlimmste war, daß man so hilflos war. Es war unsinnig, dann noch draußen zu gehen. Die Nächte waren pechschwarz, und natürlich war das arme Opfer tot. Er hatte mit seinem Karabiner am offenen Fenster gestanden. Sollte er schießen? Das entsetzliche Geräusch war überall, es war nutzlos!

Nach einer Weile erreichten sie den Rand einer nicht sehr tiefen Schlucht. Brandes hörte in der Nähe das Gackern einiger Hühner. Er nahm das Jagdgewehr und schickte Purdah zur Seite, um das Wild aufzutreiben. Dann kniete er in das hohe Farnkraut und wartete. Es war nun ganz still um ihn her, auch das Gackern hatte aufgehört.

Brandes wunderte sich, das Knien fiel ihm schwer. Der Boden war sonderbar hart. Er schaute nieder, aber da flogen zwei Hühner vor ihm hoch, er schoß schnell und sah sie fallen. Er wartete noch eine Weile und lud sein Gewehr. Es flog noch ein Huhn hoch, das er auch herunterholte, dann sah er das neugierige Gesicht Purdahs hinter einem Busch auftauchen. (Fortsetzung folgt)

Besitz – eine Last?

Warum fordert Deutschland seine Kolonien zurück?

Kampf gegen tropische Fiebererreger
Schlafkranke mit einem schwarzen Heilgehilfen.

Die Verkleinerung des deutschen Lebensraumes und der Verlust der deutschen Auslandswerte waren die schwersten Schläge, die das Versailler Schanddiktat für Deutschland brachte. Die Wegnahme unseres Kolonialbesitzes nimmt eine noch ganz besondere Stellung ein insofern, als sich in der Nachkriegszeit eine grundlegende Wandlung in der Bedeutung der ausländischen Besitzungen aller Länder vollzogen hat.

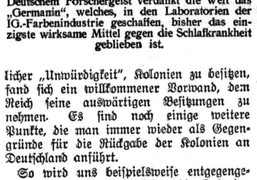
Der Handel folgt der Flagge! Dieses Wort ist in letzter Zeit besonders im Hinblick auf den Kolonialbesitz gebraucht worden und besagt, daß sich der Handel in solchen Gebieten freier entwickeln kann, die unter der gleichen Flagge stehen und damit eine Verwaltungs-, Währungs- und Zolleinheit bilden. So kann das Wirtschaftsleben der Staaten um so bessere Fortschritte machen, je größer die Gebiete sind, die verwaltungsmäßig zusammengefaßt werden. Deutschland ist infolge der starken Zusammenballung der Bevölkerung auf einem kleinen Raum nicht in der Lage, sich selbst zu ernähren, und darauf angewiesen, gegen Export seiner industriellen Erzeugnisse Lebensmittel einzuführen, und sein Anspruch auf Rückgabe der Kolonien kommt damit aus der innersten Lebensnotwendigkeit heraus.

„Freie, weitherzige und absolut unparteiische Regelung aller kolonialen Ansprüche, beruhend auf der genauen Beobachtung des Grundsatzes, daß bei Entscheidung aller derartigen Souveränitätsfragen die Interessen der betreffenden Bevölkerung ebenso ins Gewicht fallen wie die gerechten Ansprüche der Regierung, deren Rechtstitel zur Entscheidung stehen."

So hieß es in Nr. 5 von Wilsons 14 Punkten, und danach hätte Deutschland erwarten müssen, seine Kolonien im wesentlichen behalten zu dürfen. Nach Konstruierung der Kriegsschuldlüge und Deutschlands angeblicher „Unwürdigkeit", Kolonien zu besitzen, fand sich ein willkommener Vorwand, dem Reich seine auswärtigen Besitzungen zu nehmen. Es sind noch einige weitere Punkte, die man immer wieder als Gegengründe für die Rückgabe der Kolonien an Deutschland anführt.

So wird uns beispielsweise entgegengehalten, Deutschland benötige die Kolonien „nicht zu seiner Existenz".

Der Nonsens dieser Behauptung wird einem klar, wenn man sich überlegt, daß durch den Friedensschluß 70 000 Quadratkilometer Boden von dem unmittelbaren deutschen Reichsgebiet abgetrennt wurden, eine Gebietseinbuße, die 16 Prozent vom Reichsgebiet beträgt und den vierten Teil der gesamten deutschen Agrarfläche darstellt.



Das Geschenk der deutschen Wissenschaft an die Eingeborenen

Weltbekannte deutsche Präparate gegen Schlafkrankheit, Malaria und Lepra-Erkrankungen. Deutschem Forschergeist verdankt die Welt das „Germanin", welches, in den Laboratorien der IG.-Farbenindustrie geschaffen, bisher das einzigste wirksame Mittel gegen die Schlafkrankheit geblieben ist.

Weiter wird behauptet, daß Deutschland von dem Besitz der Kolonien „nicht die erwarteten Vorteile" haben würde.

Man muß sich die gewaltige Zahl der Produkte der Kolonien vorstellen und das ständige Ansteigen der kolonialen Ausfuhr von 13,9 auf 160 Millionen Mark in der Zeit von 1900 bis 1913 vergegenwärtigen, um das Gegenteil festzustellen. Wenn man sich dann noch vor Augen hält, daß sich ein großer Teil der Plantagen noch in junger Kultur befand, lassen sich ungefähr die Leistungen ermessen, die die Kolonien heute hervorbringen würden, wenn ihre Entwicklung durch den Krieg nicht eine rücksichtslose Unterbrechung erfahren hätte.

Ein wesentlicher Grund, der Deutschland stets vorgehalten wurde, war der, daß den eingeborenen Völkern die Unterstellung unter deutsche Verwaltung „nicht zugemutet werden könne".

Es drängt sich einem die Frage auf, ob es im Interesse der eingeborenen Bevölkerung liegt, daß der koloniale Besitz in den Händen von Völkern ist, die die Produktion wegen eigener kolonialer Uebersättigung gar nicht mehr übernehmen können und infolgedessen nicht in der Lage sind, die Leistungen für beide Teile segensreich auszuwerten. Bei allen Erörterungen über die Rückgabe der Kolonien ist das Wohl der Kolonialvölker immer besonders stark in den Vordergrund gestellt worden. Da wir ja wissen, daß Deutschland heute ein Mehrfaches der augenblicklichen Produktion seiner einstigen Kolonien aufnehmen könnte, würde die materielle Lage der eingeborenen Bevölkerung durch die Rückkehr der deutschen Verwaltung zweifellos eine Verbesserung erfahren. Dazu kommt, daß die deutsche Regierung soziale und kulturelle Verpflichtungen von jeher besonders ernst genommen hat. Es gibt heute kein Volk, dessen soziale Gesetzgebung und Gestaltung des sozialen Lebens durch freiwillige Mittel besser oder vollkommener wären. Warum sollte sich das Volk, das sich als das sozialste der Welt bewies, der eingeborenen Bevölkerung gegenüber anders benehmen?

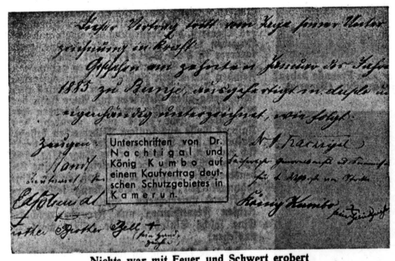
Das Regierungskrankenhaus in Daressalam
Eine Aufnahme aus dem Jahre 1908

Eine merkwürdige Tatsache soll nicht unerwähnt bleiben, eine Aeußerung in bezug auf das Kolonialproblem, auf die mancher deutsche Volksgenosse vielleicht nicht gleich eine Antwort wüßte. Von verschiedenen Seiten wird uns nämlich zugemutet, andere Gebiete statt unserer alten Besitzungen zurückzunehmen. Es wäre dadurch die Möglichkeit gegeben, „das Kolonialland geographisch günstiger zusammenzufassen, was in verwaltungstechnischer und anderer Beziehung auch für Deutschland von Vorteil sei".

Die Tatsache hat etwas sehr Verlockendes gemäß dem alten Satz: wenn gar nichts, dann wenigstens etwas. Aber jeder alte Kolonialpionier wird uns bestätigen, daß vor dem Krieg 1½ Milliarden Mark in den deutschen Kolonien investiert wurden. Mehr als 4000 Kilometer Eisenbahnen wurden angelegt. Hafenanlagen, Verwaltungsgebäude und anderes mehr entstanden in 25jähriger Aufbauarbeit. Dafür sollten wir heute vielleicht unerschlossenes Kolonialland preisgeben, auf alle Rechte verzichten und dafür von vorn anfangen? Das wird uns niemand zumuten wollen.

Am 26. März 1919 erhob Lloyd George seine warnende Stimme: „Rehmt Deutschland seine Kolonien, schraubt seine Heeresmacht auf eine Polizeitruppe herunter, verringert seine Marine auf eine Seemacht fünften Ranges; was auch geschieht: wenn es sich im Grunde durch den Frieden von 1919 ungerecht behandelt fühlt, wird es Mittel und Wege finden, um an seinen Unterdrückern Vergeltung zu üben".

Das deutsche Volk sucht weder Vergeltung noch Krieg. Der Führer hat es bei jeder Gelegenheit feierlich verkündet. Aber ebenso hat er einen angemessenen Lebensraum gefordert, der die Ernährung und den Bestand des deutschen Volkes sicherstellt.



Unterschriften von Dr. Nachtigal und König Kumbo auf einem Kaufvertrag deutschen Schutzgebietes in Kamerun.

Nichts war mit Feuer und Schwert erobert
Unterschriften von Dr. Nachtigal und König Kumbo auf einem rechtmäßigen Kaufvertrag deutschen Schutzgebietes in Kamerun.

Ihnen ist es wahrlich nicht schlecht gegangen
Wangoni-Leute in Deutsch-Ost, aufgenommen im Jahre 1905 auf einer deutschen Pflanzung. (Sämtliche Bilder aus „Deutschland ohne Kolonien")

Ein 2 Jahre alter Para-Kautschuk-Baum auf einer jungen deutschen Pflanzung in Kamerun.

Zwei Freundinnen zanken sich.

„Ist das Deine Freundschaft", sagte Ilse wütend. „Ich hab' dich eingeladen, hab' Dich eingeführt. Klotett bist Du, Kläre! Jawohl! Allen hast Du die Köpfe verdreht, keinen Tanz hast Du ausgelassen, und ich hab' dagesessen und hätte am liebsten geheult. Du, Du Scheusal, Du Undankbare!"

„Kann ich vielleicht dafür, daß ich den Herren besser gefalle als Du? Wahrscheinlich sehe ich besser aus", entgegnete Klärle ruhig.

„Das ist es ja eben! Aber wie hast Du das erreicht? Früher, noch vor ein paar Monaten, konnte ich mich gut mit Dir messen. Jetzt wirst Du aber tagtäglich hübscher. Und wenn man Dich fragt, wie Du das fertig bringst, schweigst Du wie ein Grab. Freundschaftlich ist das gerade nicht."

Klärle lächelte überlegen, schwieg — und ging. Heute wollte sie noch schweigen. Aber als Ilse Geburtstag hatte, hielt sie die Zeit für gekommen. Sie überreichte ihr lachend ein kleines Päckchen und ein Büchlein. „Liebes Geburtstagskindchen", sagte sie vergnügt. „Hier ist eine kleine Gabe, die Dir sicher große Freude bereiten wird. Daß man an jedem Geburtstag ein Jahr älter wird, muß man hinnehmen. Aber daß man uns die Zahl der Jahre ansieht, das kann man verhindern. Hier überreiche ich Dir ein Mittel dazu."

Gespannt öffnete Ilse das Päckchen. Was fand sie? Eine Dose Marylan-Creme. Das war es also, was so viel Schönheit bringen sollte? Jedenfalls beschloß sie, einen Versuch zu machen.

Abends begann sie sofort mit der Anwendung der Marylan-Creme. Und der Erfolg? Einige Wochen später war sie zufrieden und beglückt. Die Haut blühte auf und wurde täglich besser. Vergnügt lachte sie ihrem Spiegelbild zu. Sie konnte sich wieder mit Klärle messen!

Jeder mag es selbst probieren. Man wird bald zugeben, daß der Erfolg durch Marylan-Creme erfreulich und überraschend ist. Zahlreiche Damen und Herren, darunter auch viele Aerzte, haben die schönen Erfolge, die Marylan-Creme ihnen gebracht hat, schriftlich bestätigt. Versuchen Sie die kostenlose Probe, die Ihnen durch uns geboten wird. Auch das Büchlein über kluge Gesichtspflege erhalten sie kostenlos und portofrei. Füllen Sie einfach den endlichenden Freibezugsschein aus, legen Sie ihn in einen offenen Briefumschlag, kleben Sie 3 Pf. Porto auf, und schreiben Sie auf die Rückseite des Umschlages Ihre genaue Adreße. —

Es wird Sie interessieren, daß der Marylan-Vertrieb zwei Neuschöpfungen herausgebracht hat: Marylan-Zahnpasta „Myrrhengold" ein besonders wirksames Zahnpflegemittel für Zähne und Zahnfleisch, und Marylan-Schönheitsseife, eine hochwertige und milde Seife von zartem Duft. — Beides ist in den einschlägigen Geschäften zu haben.

Freibezugsschein: Marylan-Vertrieb, Berlin 134, Blücherstraße 22. Senden Sie mir bitte völlig kost nlos und portofrei eine Probe Marylan-Creme, das lehrreiche Schönheitsbüchlein mit Abbildungen und Probetuben über Seife und Zahnpasta.

Einkauf in letzter Minute?

Kameradschaftlichkeit — Ein Wort an die Hausfrauen

Die grundsätzliche weltanschauliche Wandlung, die sich in den letzten Jahren in unserem Volke vollzogen hat und die aus den vielen Einzelpersonen eine große Volksgemeinschaft machte, hat uns endgültig gelehrt, mit jener Anschauung aufzuräumen, die den Menschen nach Klassen oder Ständen zu bewerten pflegte. Aus Gemeinschaftsgefühl und persönlicher Verantwortung gegenüber der Gesamtheit erwuchs jene Kameradschaft, die zum Rücksichtnehmen und Opfern bereit ist. Sie hat sich an vielen Beispielen häufig erprobt. Aber wir wollen dabei nicht vergessen, daß nicht nur die Großtaten für das gemeinsame Wohl von Wert sind. Der Alltag bringt unzählige Möglichkeiten, im stiller und durch Kleinigkeiten unseren Gemeinschaftssinn und unsere Kameradschaftlichkeit zu beweisen. Das geschieht nicht nur durch Rücksichtnahme gegenüber unseren Angehörigen. Unsere Berufschaft Rücksicht zu nehmen und Kameradschaftlichkeit zu üben, sollte alle Menschen einbeziehen, mit denen wir zusammen kommen. Und wenn es hier manchmal nicht ganz so ist, wie es wohl sein sollte, so liegt es vielleicht weniger an unserem guten Willen, als an mangelnder Einsicht und Gedankenlosigkeit, auf die man uns erst aufmerksam machen muß, weil wir sie selbst nicht bemerken würden.

Wie wäre es sonst zu erklären, daß z. B. immer wieder Klagen von Verkäuferinnen über rücksichtslose Kundinnen laut würden? Es soll wirklich Frauen geben, die sich nicht scheuen, erst in letzter Minute, also etwa in der Zeit von 18.30 bis 18.45 Uhr, das Geschäft zu betreten, ihre Einkäufe zu tätigen und sich weit über die eigentliche Geschäftsschlußzeit dort aufzuhalten. Es soll sogar vorkommen, daß diese Kundinnen dann als Grund für ihr spätes Erscheinen etwa angeben, daß sie sich so lange im Kaffeehaus aufgehalten hätten, daß sie viel mehr Zeit als beabsichtigt, bei der Schneiderin verloren hätten usw. Darüber hinaus sollen die Fälle nicht selten sein, daß sich die verspätete Kundin noch über den allzufrühen Geschäftsschluß beschwert und die Verkäuferin ihren Unmut entgelten läßt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Kundinnen meistens Hausfrauen sind, die den ganzen Tag zu Einkäufen zur Verfügung haben, im Gegensatz zu den vielen erwerbstätigen Frauen, die in der knappen Zeit zwischen Büro- und Geschäftsschluß ihre Besorgungen erledigen müssen.

Wir wollen hier nicht mit erhobenem Zeigefinger der rücksichtslosen Kundin ein Menetekel zurufen. Vielleicht ist es viel weniger Rücksichts- als Gedankenlosigkeit, die ihr Verhalten bestimmt. Gewiß würde sie sich ihre Zeit besser einteilen, wenn sie sich einmal die Lage der Arbeitskameradinnen hinter dem Verkaufstisch vergegenwärtigte. Sie möge nur einmal bedenken, daß sie durch ihr spätes Erscheinen der als Verkäuferin im Geschäft stehenden Kameradin den wohlverdienten Feierabend um ein beträchtliches kürzt. Aber gerade die Verkäuferin braucht wie jeder ernsthaft arbeitende Mensch Erholungs- und Ruhestunden, um sich immer wieder mit gleicher Kraft den täglichen Pflichten widmen zu können.

—bk.

Wozu verwenden wir Trockenmilch?

Eigentlich ist dieses, in letzter Zeit bekannt gewordene Pulver aus entrahmter Milch zu allen Gerichten zu verwenden, bei denen man sonst frische Milch gebraucht.

Man löst das Pulver — etwa 1 Löffel voll auf ein Viertelliter Wasser — handwarm auf; dann ist die entrahmte Milch in der ursprünglichen Art wieder geschaffen. Zwar löst sich das Pulver auch kalt auf, nur macht dies etwas mehr Arbeit. Auf keinen Fall aber darf man die entrahmte Trockenmilch heiß auflösen, weil man dann Klümpchen bekommt und das in der entrahmten Milch vollwertig enthaltene Eiweiß gerinnt.

Die Verwendungsmöglichkeiten der entrahmten Trockenmilch sind vielseitig. Man kann, wenn der Milchmann frühmorgens noch nicht da war oder die Milch vom Tag vorher sauer wurde, das aufgelöste Pulver anstatt Frischmilch zum Frühkaffee geben.

Gerade die Möglichkeit der Vorratswirtschaft ohne Befürchtungen des Verderbs sind ein Hauptvorzug dieses Trockenguts. Das geeignetste Verwendungsgebiet dieses Milchpulvers liegt in der Zubereitung von Suppen und Süßspeisen, jedoch kann man auch zu Back- und Bratzwecken oder Tunken jedes gewünschte Quantum Milch in jeweils gewünschter Qualität schnell herstellen. Wünscht man die Qualität gehaltvoller, so nimmt man eben etwas mehr Pulver. Bei Tunken empfiehlt sich ein gründliches Schlagen mit dem Schneebesen. Entrahmte Trockenmilch mit wenig Wasser aufgelöst, mit etwas Zucker oder einem Tropfen Essig versehen, wird nach gründlichem Schlagen zu einer Art Slippmilch. Diese Slippmilch bekommt eine ähnliche Geschmacksrichtung wie die aus Magermilchquark hergestellte Stippmilch.

G 3788. Für den Herbstspaziergang ist ein Kostüm aus Samt oder Wollstoff der richtige Anzug. Schnitt Gr. II.

G 3789. Ein Complet mit langer, glockiger Jacke ist auch für den Winter warm genug. Linda-Schnitt Gr. II.

G 1889. Die vorn eckige, hinten runde Pelzpasse macht diesen Mantel unbedingt sehr jung. Linda-Schnitt Gr. I.

G 2163. Das kostümartige Schößchenkleid ist schick und sieht unter dem Mantel sehr angezogen aus. Schn. Gr. 0, II.

Diese Modelle sind der schönen Mode-, Unterhaltungs- und Haushalts-Zeitschrift „Rh.-Westf. Hausfr." entnommen.

Schachaufgabe

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge matt.

Kontrollstellung: (12). Weiß (6): Kb5; De6; Ld1; Se4; Bf2 u. g5. — Schwarz (6): Kd3; Bb6, e7. f3. h5 u. g6.

Ausfüllrätsel.

.ar.kal — Luchsart
.fp.rn — Schlachtort bei Wien
.er.rohr — optisches Instrument
.al.bein — Bürogerät
.ms.her — Nebenfluß des Rheins
.le. — Paarzeher
.as.in — Käfelstoff
.oe.ne — Stadt auf Bornholm

Vorstehende Bruchstücke sind mit den Buchstaben:

a — a — e — e — e — e — e — f — f — h
— k — k — n — n — r — z

an den mit Punkten bezeichneten Stellen auszufüllen, so daß die angedeuteten Wörter entstehen. Diese Buchstaben ergeben dann, von oben nach unten gelesen, werden sie aneinandergereiht, ein beliebtes Zusammentreffen der Damenwelt.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel.

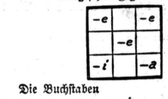
Waagerecht und senkrecht: 1. Eierkuchenart, 2. römische Frühlingsgöttin, 3. Ort in Norwegen, 4. Ortsname, 5. Stadt in China, 6. Fluß in Italien, 7. Kosmetikum, 8. Stadt in Görz und Gradiska, 9. Konzerte, 10a. Treffer im Roulettespiel, 10b. weiblicher Personenname, 11. Stadt in Spanien, 12. Grundstoff, 13. chemischer Grundstoff, 14a. Gleichklang zweier Wörter, 14b. französische Insel.

Buchstabenrätsel.

1. Rotbart, 2. Kreisel, 3. Vorname, 4. Palermo, 5. Kriadne, 6. Wieland.

Nach Streichung jedes ersten und letzten Buchstabens bilde man durch Umstellung der übrigen aus vorstehenden Wörtern andere. Von jedem der so gefundenen streiche man wieder den ersten und den letzten Buchstaben und bilde aus den verbleibenden durch Umstellung nochmals neue Wörter. Die Anfangsbuchstaben dieser letzten ergeben, miteinander verbunden, eine europäische Hauptstadt.

Magisches Figurenrätsel.



Die Buchstaben

a — o — e und e — o — e

sind je die zweiten, vierten und sechsten zweier Wörter. Welche Buchstaben sind zur Ergänzung erforderlich bzw. wie lauten die beiden Wörter? Das eine ist eine Südfrucht, das andere ein weiblicher Personenname.

Silbenrätsel.

a — af — an — do — du — en — er — es — gard — ge — gu — gus — i — irm — ka — ko — le — li — li — mum — na — ne — ne — nek — ner — ni — ni — o — pard — pref — ra — ri — rie — rift — sa — sah — sel — sung — tar — ti — tou — um — us — vi — vi — vi — zet — zi.

Aus vorstehenden 48 Silben sind 17 Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. weiblicher Personenname, 2. Kurort an der Riviera, 3. Gewürzpflanze, 4. spanisches Königsschloß, 5. römischer Geschichtsschreiber, 6. nordische Göttin, 7. Raubtier, 8. Gebirgspflanze, 9. mittelamerikanischer Staat, 10. heißer Wind, 11. Vergnügungsreisender, 12. Einnahme ohne Ausgabe, 13. ehem. abessinischer Herrschertitel, 14. italienischer Tonkünstler, 15. strafbare Handlung, 16. Göttertrank, 17. Musikinstrument.

Nach richtiger Bildung der Wörter ergeben deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben, ein Sprichwort.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Lb3—g8, Ke4—b3; 2. Lg8×b7 matt. a) 1. . . ., Ke4—f5; 2. Da2—e6 matt. b) 1. . . ., Sa3—c4; 2. Da2—c3 matt. c) 1. . . ., e6—e5; 2. Da2—b5 matt. d) 1. . . ., beliebig. Lg8—b7 matt.

Abschrägrätsel: Messe. Kalmus, Hose. Terrine, Brett, Wasgau, Köfen, Anden. Dasein, Erna, Fichte, Kanaan. — Es muß oft einer etwas können, das er nicht kann. (Die fettgedruckten Buchstaben sind zu streichen!)

Zweifilbige Scharade: Holdselig. Wirrwarr: Nekrut, Erato, Iltis. Chinchilla, Heimweh, Sizilien, Apotheke. Ufingen. — Reichsautobahnen.

Magisches Mosaik:

m	a	g	n	e	t
a	l	o	m	u	i
l	i			e	r
a	s			n	a
g	r	b	r	o	d
a	n	e	i	d	e

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Karre, Gurke, Bauch, Clyde. — Senkrecht: Japan, Frack, Fuchs, Stalo. In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Zerschnittaufgabe: Die schwarzen

Silhouetten umschließen ausgeschnitten und in bestimmter Weise zusammengestellt die weiße Silhouette der Glücks-Gleichklang: Arm.

Zum Waschen und Zum Reinemachen nimm die bewährten Henkelsachen: Persil × Henko × Sil × iMi × ATA

Kinder spielen

Kasperle-Theater

Liebe Kinder,

wißt Ihr, wer nicht stirbt, wer immer wieder aus der Versenkung steigt — es ist der Kasper, der Teufelskerl! Der ewig Mutige und Lachende. Kasper, was für ein Klang liegt darin. Wie leuchten eure Augen, wenn Ihr an den Burschen denkt.

Und jetzt will ich euch erzählen, wie man sich solch' eine Kasperei selbst macht. Ihr werdet staunen und Riesenpuppentelleraugen machen. Jawohl, selber bauen, alles. Das Theater, die Figuren und sogar das Stück könnt Ihr selbst schreiben, wenn Ihr tüchtige Kerle seid. Also frisch ans Werk.

Schon lange wollte ich ein Kasperletheater bauen, aber es fehlte an Geld und Holz. Im Herbst ging ich über den Jahrmarkt. Die Obsthändler überschrieen sich. Heiser und heftig tobte ihr Geschrei über den Platz. Hinter dem Obstwagen standen die leeren Kisten aufgestapelt. Ha, das war das, was ich brauchte. Leere Obstkisten, aus solchen mußte sich ein herrliches Kasperletheater machen lassen. Ich fragte einen Händler, was solch' eine Kiste koste. Er antwortete mir: „Die werden nicht verkauft, da mache ich Feuerholz von, was willst du denn damit?" „Ich will mir ein Kasperletheater daraus machen", sagte ich ihm. „Na ja, dafür kannst du dir zwei Stück nehmen und wenn dir dann noch etwas Holz fehlen sollte, dann holst du dir morgen noch eine" und schon schrie er weiter seine Ware aus. Seine rauhe Stimme klang mir wie Engelston in den Ohren. Im Galopp rannte ich nach Haus, und an anderen Tage begann meine Arbeit. Die Apfelsinenkisten sind 85 cm hoch und 35 cm tief. Zuerst wird die Kiste vorsichtig auseinander genommen, damit das Holz nicht reißt. Dann wird das Vorderteil gebaut, die Leisten werden aufeinander genagelt. Dann folgen die Seitenwände. Die Vorder- und Seitenteile sind mit Scharnieren verbunden, so daß man die Wände nach innen zusammenklappen kann. Jetzt kommt der Deckel, er ist gleichseitig Himmel und wird auf das Gestell gesetzt, dadurch bekommt das Theater einen festen Halt. Die Seitenteile und die untere Partie des Vorderteils werden mit Stoff bespannt. Die hintere Kulisse ist ebenfalls aus Stoff. Der Vorhang läuft hinter der oberen Leiste auf einer Gardinen-Zugvorrichtung. Die elektrische Beleuchtung liegt ebenfalls hinter dieser oberen Leiste. Das Holz läßt sich sehr, sehr schwer verarbeiten, und mancher Schweißtropfen muß erst fließen. Aber „mit Geduld und Spucke fängt man eine Mucke, und mit Speie manchmal zweie". Gebt dem Vater ein gutes Wort, dann wird es schon klappen. Und dann laßt vor allem eurer Phantasie freien Lauf. Es wird ja kein Meisterstück, je primitiver, um so schöner, die Hauptsache ist nachher das Spiel. Hinter solch einer Bühne, die mit Scharnieren zusammenklappen ist, können sogar zwei Kinder spielen, das hat seine besonderen Vorteile.

Mit Freude und Schrecken, mit Staunen und Verwunderung sind Herz und Augen aller Kinder dabei, wenn der Kasper den bösen Golo verprügelt und den kleinen Zuschauern dann eine gute Lehre gibt

Nun noch ein ganz einfaches Theater ohne Kopfzerbrechen. Die Querfächer werden bei der Kiste herausgemacht, in der entsprechenden Spielhöhe werden die Bretter abgesägt, eine dahinter geschlagene Leiste gibt den Brettern Halt. Die ganze Kiste wird nun von außen mit buntem Papier beklebt, und der Vorhang wird oben auf einem dicken Draht bewegt. So und ähnlich kann man sich ein Theater bauen, groß und klein. Zwergen- und Riesenbühnen lassen sich anfertigen, bedenkt nur, daß die Größe der Bühne nicht ausschlaggebend ist, sondern alles, was drum und dran baumelt. Jedenfalls habe ich schon Riesenbühnen erlebt, und wenn das Spiel begann, fing man an einzuschlafen, so langweilig war es. Und umgekehrt habe ich bei Liliputbühnen, Lach- und Weinkrämpfe bekommen.

Doch nun weiter: Die nächste Etappe ist die Herstellung der Puppen und Figuren. Die Köpfe sind aus Holz, Pappmaschee und Stoff. Lindenholz und Pappelholz läßt sich gut schnitzen, allerdings gehört dazu schon ein gutes Werkzeug und Geschick. Holzköpfe haben den Vorteil, daß sie beim Spielen plastisch wirken, sie sind dadurch lebendiger im Ausdruck. Als zweite Gruppe folgen die Pappmaschee-Köpfe. Man formt sich einen Kopf aus Ton, läßt ihn hart werden, beklebt den Tonkopf mit kleinen Papierfetzen (7 Schichten übereinander) läßt alles hart und trocken werden, sägt dann die Pappschicht durch und klopft den Ton heraus. Nun klebt man die Pappmaschéehälften wieder voreinander und malt die Köpfe an, die fertig den Vorteil haben, daß sie leicht und ziemlich unverwüstlich sind und sich verhältnismäßig gut herstellen lassen. Am leichtesten jedoch sind die Stoffköpfe zu machen. Jeder Junge und jedes Mädel bringt dies fertig. Aus alten Flicken, Strümpfen und sonstigem „Plunder" lassen sich leicht und mühelos die herrlichsten Dämone, Geister, Teufel, Zauberer, Ungeheuer, Schlangen und Menschen herstellen. Und dann ihr Lieben, was meint ihr wohl, was für taugliches Material man draußen im Walde finden kann. Lustige Baumwurzeln, knorrige Aeste finden sich da oft, aus denen sich wiederum die phantastischsten Gebilde herstellen lassen. Macht nur die Augen auf, dann werdet ihr allenthalben Material in Hülle und Fülle finden. Die Kleider werdet ihr wohl selbst machen können ohne große Ratschläge zu benötigen. So, nun haben wir die Bühne und die Puppen, und damit, werden die meisten glauben, seien die größten Schwierigkeiten überwunden. Weit gefehlt. — Das Zimmern des Theaters, die Herstellung der Köpfe und das Anziehen der Puppen ist das Leichteste, weit schwerer ist das Spielen mit ihnen. Dem Kasper, seinen Getreuen und seinen grimmigen Feinden das Leben einhauchen kann eigentlich nur ein Junge, der selbst tapfer, furchtlos und schlagfertig allen Gefahren ins Auge sieht, der mit Riesen und allen anderen Ungeheuern fertig würde. Ihr dürft nicht glauben, das Kaspers Rolle aus faulem Witzemachen besteht. Kasper ist der Held und alles im Stück hebt sich um ihn, auch wenn er im Augenblick nicht auf der Bühne ist. Sein Dasein und seine Lebenswahrheit beginnt damit, daß er die Einladungskarten zu der Vorstellung selbst verschickt und unterschreibt. Diese werden an die kleinen Freundinnen und Freunde geschickt. Eine solche Einladungskarte müßte wohl so aussehen:

Ich lade Dich ein zu meinem Kampf mit dem Riesen Timpetu, die Vorstellung beginnt Sonntag, den . . . nachm. 4 Uhr.

Kasper.

Was glaubt ihr, wie groß die Spannung und die Vorfreude dadurch ist. Es gibt nur wenig schöne Kasperstücke, und wer sich alles selbst gebaut hat, der ist sicher auch der Kerl, das er ein Stück dazu schreiben kann. Es braucht kein Drama und keine Spitzenleistung der Dichtkunst zu sein, sondern es muß lebendig und für Kinder verständlich sein. Vor allem muß alles klar ausgedrückt werden, so daß die kleinsten Zuhörer und die Aeltesten mit Spannung dem Spiele folgen. Der innere Wert der Aufführung muß so groß sein, daß am Schluß alle den Wunsch haben, solch' ein tapferer, fröhlicher Geselle zu sein, wie der Kasper.

Der Kasperonkel.

Das ist der Dichter des Theaters (rechts), der seinen Zuschauern den lustigen Peter vorstellt. — Nicht wahr, der gefällt allen gut!

Wer möchte nicht den tapferen und lustigen Kasper zum Freunde haben? Photos: Jungblut (2), Dietz, Hallensleben (Bavaria).

Nun ist der Kasper glücklich, denn er kann sein Mariechen zur Frau nehmen

Erprobt

„Scheußlich, daß man jedes Jahr wieder zwölf Monate älter wird! Wenn es nur ein Rezept gäbe, um langsamer zu leben!"

„Da kann ich Ihnen helfen! Wenden Sie sich mal an meine Jugendfreundin Anna Blume!"

„Lächerlich. Die wird gerade etwas wissen!"

„Doch. Vor zwanzig Jahren war sie gleichaltrig mit mir, und heute ist sie zehn Jahre jünger." (Kl.ogende Blätter.)

Guter Rat

Im Hochgebirge. „Führer gefällig?"

„Geübte Touristen treffen den Weg schon selber!"

„I will nix weiter g'sagt hab'n, i moan nur, a Führer vorher is allerweil billiger als a Träger nachher!" (Koralle.)

*

„Mensch, Sie sind ja schon wieder betrunken. Beginnen Sie doch endlich einen neuen Lebenswandel!" — „Dazu ist es zu spät, Herr Pfarrer!" — „Dazu ist es niemals zu spät!" „Na, dann kann ich ja noch ein Weilchen warten!"

Der böse Max

Der kleine Max war schlimm und wird in die Speisekammer gesperrt. Er trommelt mit Händen und Füßen gegen die Tür.

„Willst du nun schön artig sein?"

„Ja", sagt Max, „aber einen Dosenöffner möchte ich haben!" (Jugend.)

*

Der junge Anwalt war zum erstenmal in seinem Büro, als ein Fremder kam. Um dem ersten Kunden zu imponieren, nahm er das Telephon und sagte: „Tut mir leid. Billiger kann ich nicht sein. Unter 100 Mark ist nichts zu machen. Also gut, danke für den Auftrag!" „Und womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?" „Ich komme vom Fernsprechamt und wollte nur Ihren Apparat anschließen." (Koralle.)

Dann allerdings

Zwei Jungen verprügeln auf der Straße einen dritten. Ein Herr bringt sie auseinander und fragt:

„Warum habt ihr ihn denn gehauen?"

„Er hat einen schlechten Aufsatz geschrieben!"

„Das geht euch doch nichts an, das ist doch Sache des Lehrers!"

„Ja, aber wir haben von ihm abgeschrieben!" (Kölnische Illustrierte.)

*

„Mama, warum trägst du denn den Käfig mit dem Papagei aus dem Zimmer?"

„Vater hat doch eben seinen Kragenknopf verloren!" (Reclams Universum.)

*

Freddy Tawlware aus New York bereist den Westen von USA und bewundert die Schluchten des Colorado-Flusses. Erschüttert starrt er in das fast 2000 Meter tiefe Tal des Grand Canons.

„Wußten Sie", fragte der Führer, „daß es viele Millionen von Jahren brauchte, um diese steile Schlucht auszuhöhlen?"

Freddy Tawlware war stark beeindruckt.

„Wenn ihr mir's nicht gesagt hättet, tatsächlich, hätte ja keine Ahnung, daß das auch ein Bauprojekt war."

*

„Wertes Fräulein! Tag und Nacht träume ich von Ihnel" — Fräulein: „Ach so, darum sehnd Sie so verschlofe aus!" (Schweizer Illustrierte.)

Schnappschüsse

„Herr Uhrmacher, bitte, untersuchen Sie mal meinen Hahn. Früher krähte er um drei Uhr und jetzt nicht vor 6 Uhr."

„Warum arbeiten Sie nicht, wenn ich komme?" „Weil Sie Gummisohlen tragen."

„In diesen Turm flüchtete Graf Raufbold mit seinem ganzen Heerbann."

„Ich hatte doch keine Ahnung, daß du vor vier Wochen in der Schule gestraft wurdest." „Nicht, Vater? Ich wußte es schon vor einem Monat!"

„Darf ich dir einen Stuhl anbieten?" „Aber der ist doch kaputt!" „So? Nun, ich wollte dir wenigstens meinen guten Willen zeigen."

Der Kapitän überzeugt sich von der Sauberkeit der Mannschaft. „Wo ist deine Zahnbürste, Karsten?" herrscht er einen Matrosen an. „Hier, Herr Kapitän!" sagt der und weist eine Nagelbürste vor. — „Du willst mir doch nicht erzählen, daß das deine Zahnbürste sein soll? Die kriegst du doch im Leben nicht in den Mund rein!" „Nee, Herr Kapitän, ich nehme die Zähne raus!" (Züricher Illustrierte.)

Dann freilich

„Es ist schrecklich, wieviel Bier mein Sohn trinkt!"

„Darüber kann ich nicht klagen. Mein Sohn trinkt nur Milch."

„Wie alt ist er denn?"

„Sechs Monate!"

*

In der schlesischen Volksschule erzählt der Lehrer seiner Klasse die Geschichte von Friedrich Barbarossa. Nachher stellt er die Frage: „Was versteht ihr darunter, wenn der Dichter hier sagt: . . . sein Stuhl ist elfenbeinern, nun, Heinzchen?" Heinz: „Er hat elf Beene."

Dann kann es stimmen

„Denke dir nur, gestern war eine Dame in meinem Hutladen, die wußte sofort und genau, was für einen Hut sie haben wollte, und das Erstaunlichste war: er brauchte nicht mal modern zu sein, nur recht billig und dauerhaft."

„Das kann ich nicht glauben, so was gibt es nicht."

„Doch, sie wollte nämlich einen Hut haben für ihren Mann." (Neue J.-Z.)

*

Onkel: „Na, Karlchen, wie geht's denn mit der französischen Sprache in der Schule?"

Karlchen: „Oh, fein, Onkel! Wir können schon ganze Sätze übersetzen. Gestern hatten wir einen Satz: Der gute Onkel gibt dem Neffen eine Mark, und ich habe einen Onkel, welcher den Kindern Bonbons schenkt."

Die Ueberraschung

In dem württembergischen Dorf H. war vor langer Zeit einmal ein Nachtwächter, dem war es im Bett wohler als in den nächtlichen Straßen. Der Schultheiß kam dahinter und knöpfte sich alsbald das Weib des Pflichtvergessenen vor. Warum ihr Mann denn keinen Dienst tue, wollte er wissen.

„Als was soll er denn Dienst tun?" fragte das Weib höchst erstaunt.

„Als Nachtwächter", brummte der Schultheiß, „als was denn sonscht!"

„Als Nachtwächter? Ja ischt denn mei Mann Nachtwächter?"

„Ha jo", schrie der Schultheiß erbost, „scho über senf Johr!" (Simplicissimus.)

*

Lehrer (der seine Schüler vor Erkältung warnt): „Ich hatte einen kleinen Bruder von sieben Jahren, der fuhr eines Tages mit seinem Schlitten hinaus in den Schnee, bekam Lungenentzündung, und drei Tage darauf war er tot." Zehn Sekunden lang Schweigen. Stimme aus dem Hintergrund: „Wo ist sein Schlitten?" (Koralle.)

*

„Welches Einkommen haben Sie, um nach der Hand meiner Tochter zu fragen?"

„50 000 Franken im Jahr."

„Gut, dazu kommen noch 50 000 Franken, die sie selbst mitbringt . . ."

„Ach, Herr, die habe ich ja schon mitgezählt!" (Ons Volk.)

*

„Herr Direktor, es war ein Herr da, der Ihnen den Schädel einschlagen wollte!"

„So — und was haben Sie ihm darauf erwidert?"

„Daß es mir sehr leid täte, aber Sie wären nicht da . . ." (Illustrazione del Popolo.)

Die Empfehlung

A.: „Was sagte der Arzt, als du gestern, du kämest auf meine Empfehlung?"

B.: „Er sagte, ich müßte vorausbezahlen!"

Gute Musik Instrumente HERO LD & Co. KLINGENTHAL/SA. 15 KATALOG KOSTENLOS FÜR HÄNDLER GESCHÄFTSLEUTE SONDERLISTE VERLANGEN

Ersparnis Lotzbuch! 107 Seiten Hersteller: Lotzbeck & Cie. Ingolstadt

Trauringe ½ Anz. / Wochenrate 1.- Goldschmied Nohls Hamburg 36/113

Klein-Anzeigen haben immer Erfolg

Glas-Christbaumschmuck! Verlangen Sie unsinnig und gratis mein neues, farb. illustr. Haupt-Katalog über meine Neuheiten: Spielmarken Puppen Bären. Weihnachts-Trippen. Jrrwische. Engel. Engel-Glocken. Engel-Girlanden usw. Kein erster Dutzd. Käufer! Umtausch gestattet. Evtl. Geld zurück! Für Wiederverkauf jede Mengen! Adolf Eichhorn Eugen Sohn, Lauscha Thür. 44

Kneipp-Hafermalz Das Vielvermögende Vor- und Nachkurmittel. Stärkt den Magen, Darm, Nerven, Herz, Kreislauf, Blut, Haut, Haar. Gegen Hämorrhoiden, Leber-, Gallen-, Nieren-, Blasen-, Prostata-Leiden, Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß, Frauenleiden, Bettnässen, Blutarmut, Bleichsucht, Hautausschlag, Flechten, Furunkel, Ekzem, Krampfadern, Wunden, Geschwüre,

Werner Oellers

Alles nur Vermißte

Als der Lehrer von der Tür, an die geklopft worden war, durch den breiter. Mittelgang an das Katheder zurückkehrte, schien er verändert und nicht zum Guten. Er ging ein paarmal, während er sich unmöglich in sein großes, rotes Taschentuch schneuzte, vor den vorderen Bänken auf und ab, blieb dann stehen und fragte:

„Nun, Jungens, wer kann mir sagen, was es bedeutet, wenn ich etwas vermisse?"

Dabei tastete der Blick seiner grauen Augen unsicher über die Klasse, und die schwankende Stimme verriet sich wenig mit der Bedeutungslosigkeit des Wortes.

Ein paar Augenblicke waren Verwunderung und Schweigen um ihn, dann meldete sich einer:

„Neulich sagte der Vater: Frau, ich vermisse meinen Regenschirm!"

„So ist es recht", erwiderte der Lehrer. „Es bedeutet also: Der Vater hat den Regenschirm gesucht, er wußte nicht mehr, wo er war. Nachher hat er ihn dann gewiß gefunden!?"

„Nein, Herr Lehrer, er hat ihn nicht mehr gefunden. Er sagte, er habe ihn wohl in der Eisenbahn liegen lassen."

Der Lehrer holte das rote Taschentuch hervor und strich damit unmündlich über seinen großen, graumelierten Schnurrbart, an dessen bisheriger Ordnung kein Makel war.

„Nun ja", sagte er, „dann hat der Vater eben nicht aufgepaßt. Wenn er nun aber weiter gut nachforscht, wird er den Regenschirm gewiß wiederfinden. Denn irgendwo muß er doch sein, nicht wahr?" Und gleich, als habe er auf diesen klaren, gleichsam erlösenden Gedanken gewartet, wiederholte er mit plötzlich fast heiterem Gesicht noch einmal: „Irgendwo muß er doch sein! Er kann doch nicht einfach mir nichts dir nichts, aus der Welt verschwinden, nicht wahr?"

Er machte noch ein paar Schritte, bis er mitten vor dem Pulte stand, und dann hörte man ihn mit seltsam rostiger Stimme sagen:

„Und nun, Johannes, komm mal heraus!"

Er legte dem Knaben die Hand auf die Schulter und sah ihm unsicher in die fragenden, ein wenig ängstlichen Augen.

„Hast du gehört, kleiner Johannes, was wir besprochen haben? Du brauchst also nicht traurig zu sein, und es ist auch nichts Schlimmes dabei: Dein Vater ist vermißt. Er ist vielleicht in eine andere Kompanie geraten oder auch in Gefangenschaft, und nun sucht ihn der Hauptmann. Es ist eben nur, daß man im Augenblick nicht weiß, wo er ist. Verstehst du? Und nun lauf und geh zu deiner Mutter, sie wartet auf dich."

Für eines Herzschlags Dauer strahlte eine fahrige Gebärde das dunkle Bubenhaar, dann führte der Lehrer den Hannes, ihn sanft am Oberarm nehmend, bis an die Tür. Den Schulranzen hatten sie vergessen. Während der Lehrer noch an der Tür stand und hinter dem Knaben herschaute, hörte die Klasse in einer ungewohnten Regungslosigkeit und Stille das Tappen der kleinen Schritte von der hölzernen Treppe heraufkommen und sich auf den Steinfliesen des untern Korridors verlieren.

In den Schulraum zurückgekehrt, ging der Lehrer mit nachdenklich ernstem Gesicht nach eine Weile hin und her zwischen Fenster und Pult, hob für Sekunden den Blick wie fragend zu den Jungen, unschlüssig, ob er noch etwas sagen solle oder nicht, dann räusperte er sich und begann:

„Wir waren stehen geblieben bei dem Gedicht: Wonnig ist's in Frühlingstagen —. Wer will es vorlesen?"

— Jeden Morgen der nun folgenden Tage fragten die Buben den Johannes, wenn sie auf dem Schulhof mit ihm zusammenkamen, ob sein Vater nun wiedergefunden oder ob er zu seinem Hauptmann zurückgekehrt sei. Dann schüttelte Johannes den Kopf.

Zwar sagte er nichts, aber er wußte: es ist genau wie mit dem Regenschirm. Er hatte es lange überlegt, und es war ihm nun völlig klar geworden, was „vermißt sein" bedeutete: vor allem, daß es nichts gab, was einfach, mir nichts dir nichts, aus der Welt verschwinden könnte, kein Regenschirm und kein Hosenknopf, geschweige denn der Vater, der einer der größten und stattlichsten Männer im ganzen Dorf gewesen war.

Eine Woche später kam die große amtliche Verlustliste. Sie war diesmal besonders dick. Darin stand zu lesen, daß der Unteroffizier Heinrich Morgan am 9. September 1914 an der Marne vermißt worden sei. Weiter stand nichts dabei.

An einem Morgen im Oktober, als das Laub der Bäume sich schon zu färben begann, war in der Klasse ein Platz leer. Nachdem die Buben sich gesetzt hatten, stieg der Lehrer nicht, wie es seine Gewohnheit war, aufs Katheder, sondern er blieb vor dem Pult stehen und sagte:

„Der Vater eures Mitschülers Willi Brandes ist auf dem Felde der Ehre gefallen. Er hat für uns alle gekämpft und hat für uns den Tod erlitten. Steht auf von euren Plätzen. Wir wollen beten, daß der Herr ihm die ewige Ruhe verleihen möge."

Während sie beteten sah der Lehrer heimlich zu Johannes hinüber, der ruhig wie die anderen dastand und laut mitbetete.

Als sie nachher in die Pause hinausstiegen, war er plötzlich neben dem Buben. „Siehst du, Johannes", sagte er sanft, „nun ist der Vater vom Willi tot. Da ist keine Hoffnung mehr."

Johannes nickte still mit dem Kopf; eine kleine Hilflosigkeit stand in seinem Gesicht. Der Lehrer fuhr sich ein paarmal mit dem roten Taschentuch über den Schnurrbart und sagte: „Habt Ihr noch nichts aus Genf gehört?" (Das Genfer Rote Kreuz war nämlich beauftragt in Frankreich Nachforschungen nach dem Vater anzustellen.) Johannes schüttelte den Kopf.

Am Nachmittag saß eine Reihe Buben am Mühlbach und schaute, vom Spiel ermüdet, dem träge dahinfließenden Wasser zu. Auch ein Junge aus der Stadt war dabei, ein Vetter vom Willi Brandes, der mit seiner Mutter zur Tante gekommen war.

„Gell, Johannes", sagte er plötzlich, „dein Vater ist auch gefallen?"

„Nein", antwortete Johannes eifrig, „mein Vater ist nur vermißt. Weißt du, das ist wie mit einem Regenschirm, wenn du ihn verloren hast. Man muß dann nur fleißig suchen und manchmal auch lange suchen, dann wird man ihn gewiß finden. Denn irgendwo muß er doch sein, nicht wahr? Er kann doch nicht einfach, mir nichts dir nichts, aus der Welt verschwinden, nicht wahr? Das geht doch gar nicht! Man muß nur lange genug suchen."

Er hatte einen roten Kopf und war sehr erregt. Da die anderen schwiegen, fuhr er fort, dem fremden Buben die Sache auseinanderzusetzen. —

— — Nicht viel später verließ Johannes das Dorf. Seine Mutter zog in die Stadt, wo Johannes später die Höhere Schule besuchen sollte. Seither hörte man immer seltener von ihm. Drei Jahre hatte es wohl noch gedauert, während deren der Vater des Johannes weder lebendig noch tot war, bis er eines Tages, damit aus der Unordnung wieder die Ordnung würde, amtlich für tot erklärt wurde.

*

— Es waren rund zwanzig Jahre nach diesen Ereignissen, als ich dem Johannes, wie es so geht im Leben, wieder einmal begegnete. Beinahe hätten wir uns nicht mehr erkannt, so sehr waren wir verändert. Doch nachdem wir uns — es war in einer Weinschenke am Rhein — über einige Tische hinweg hinreichend lange gemustert hatten, löste sich das Rätsel in herzlicher Wiedersehensfreude.

In der Dämmerung des Abends standen wir, über die Brüstung der Kaimauer gelehnt, zum Rheinufer und -schauten hinab auf den Strom, der sich langsam zur Ruhe begab. Von fernen Schleppschiffen kam das abendliche Klirren der Ankerketten über das Wasser gewandert, hier und da einzen Rufer an. Lange standen wir schweigend. Bis sich mir plötzlich, halb wider Willen, die Frage auf die Lippen drängte:

„Denkst du noch hin und wieder an die Geschichte mit dem Regenschirm, Johannes?"

Groß und dunkel, doch in einer seltsam leuchtenden Verklärtheit, blickten seine Augen durch die Dämmernis zu mir her; ein kleines, kaum merkliches Lächeln huschte über sein Gesicht.

„Das auch du das nicht vergessen hast!" sagte er. „Wie gut!"

Und nach einer Weile des Schweigens:

„Im Grunde hat der Alte doch recht gehabt. Schau hier den Stein" — er bückte sich und hob einen Kiesel auf — „du wirst ihn nie in deinem Leben wiedersehen, einfach undenkbar" — weit schleuderte er den Stein in den Strom — „aber er ist noch da; er ist noch so gewiß da, wie wir beide da sind!"

Wieder standen wir schweigend. Zu unseren Füßen gluckste das Wasser; aus der Ferne kam, ein wenig schaurig, die murmelnde Stimme eines Nebelhorns. Als ihr Echo sich verloren hatte, hörte ich Johannes wieder sprechen:

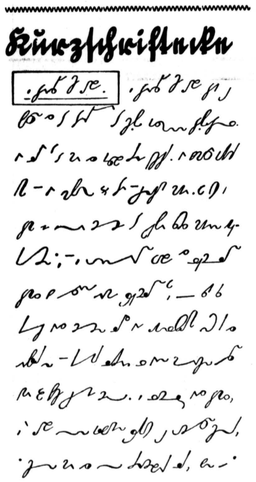
„Wichtiger ist vielleicht noch, daß der Stein nicht ohne Folgen verloren ist. Denn dadurch, daß er ins Wasser fiel, mußte der Rhein steigen, um ein Geringes nur, doch er mußte. Nicht nur der Rhein, alle Wasserspiegel der Welt mußten steigen, der Ströme, Flüsse und Bäche, sogar die Wasserspiegel der Ozeane, ob sie wollten oder nicht. Nur können wir es mit unseren kleinen, beschränkten Sinnen nicht wahrnehmen. Doch wir sollten es wissen."

Wiederum schwiegen wir, eine Unendlichkeit lang. Bis ich leise meinte:

„Dann wären also auch die Gefallenen ‚Vermißte'?"

„‚Alles nur Vermißte", sagte er ebenso leise und schob seinen Arm in den meinigen.

Kurzschriftsatz



Die stärkste deutsche Linde

Die stärkste deutsche Linde steht zu Füßen des von Viktor von Scheffel besungenen Staffelsteins. Ihr Alter wird auf mehr als tausend Jahre geschätzt. Ihr Durchmesser beträgt acht und ihr Umfang über vierundzwanzig Meter. Wenn auch ihr Stamm in einer Höhe von ungefähr 6 Metern abgebrochen ist und die verknorrten Wände des ausgehöhlten Stammes durch eiserne Arme zusammengehalten werden, so sieht sie trotz ihres hohen Alters ihre Lebenspflicht noch nicht als erfüllt an und treibt alljährlich aus ihren morschen Aesten immer wieder frische Zweige hervor. Die Aushöhlung ihres Stammes, die der Linde einen baldigen Zusammenbruch zu verheißen scheint, ist schon mehr als ein Jahrhundert alt, denn es ist bekannt, daß der Marschall Berthier einmal in der Linde sein Pferd gewendet hat. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß diese Linde trotz ihres greisnahen Zustandes ihr Dasein noch mehr als ein Jahrhundert fristen wird.

Dies nebenbei

Der berühmte Stratosphärenforscher Professor Piccard hat beschlossen, sich den Tiefen des Ozeans zuzuwenden. Dem Beispiele des Amerikaners William Beebe folgend, der bekanntlich eine Tiefe von 923 Meter erreichte, will Picard versuchen, bis in eine Meerestiefe von 9000 Meter vorzudringen. Zunächst will er dazu im Atlantischen Ozean Experimente machen und dort mit Hilfe eines extra zu diesem Zwecke konstruierten Apparates bis in eine Tiefe von 3—4000 Meter gelangen. Fallen diese Versuche günstig aus, dann will er sich in den Pacifik begeben, wo ja allein die Möglichkeit gegeben ist, in so große Tiefen hinabzusteigen. William Beebe benutzte seinerzeit eine Tiefseekugel, die nach seinen eigenen Angaben gebaut wurde, und die er Bathysphäre nannte. Diese Kugel war so stark, daß sie dem Druck einer Tiefe von über 900 Meter aushielt. Die Atmung erfolgte durch Sauerstoffflaschen und eine telefonische Verbindung stellte den Kontakt der beiden Insassen mit der Oberwelt her. Ob sich Professor Piccard bei seiner Fahrt in die Unterwelt gleichfalls einer solchen Kugel bedienen will, steht nicht fest. Es ist überhaupt fraglich, ob es möglich ist, eine so feste Kugel herzustellen, die den in der Tiefe von 9000 Meter herrschenden fantastischen Druck verträgt, denn in jenen Tiefen beträgt der Druck, den jeder Quadratdezimeter der Kugel auszuhalten hätte, 90 000 Kilogramm.

*

Sein goldenes Regierungsjubiläum feierte der Maharadscha von Bikaner mit einem besonders prächtigen Durbar. In der Prozession schritten dreißig wundervolle Elefanten, von denen die meisten über 100 Jahre alt waren. Die riesigen Tiere ragten hoch über die begleitende Kavallerie und ließen die Kamelschwadronen geradezu zwergenhaft erscheinen. Bei diesem feierlichen Aufzug trugen die Elefanten Wahrzeichen des Glanzes längst entschwundener Tage, zum Beispiel das Howdah, das seit den Mogulzeiten im Besitz der Herrscher von Bikaner gewesen ist und Ehrenzeichen, die den Maharadschas von den Mogulkaisern verliehen worden sind. Ein uralter mächtiger Elefant war mit dem Banner geschmückt, das der Herrscher von Königin Viktoria empfing, als sie Kaiserin von Indien wurde. Hinter den Elefanten kam das heilige weiße Pferd, das Staats-Tanzpferd des Maharadschas, dann folgten herrlich geschmückte Ochsenkarren. Goldene und silberne Zepter wurden einem Elefanten vorausgetragen, auf dem unter goldenem Howdah der Maharadscha mit seinem Gast, dem Vizekönig von Indien, saß. Dann kamen weitere Elefanten, mit anderen hohen Würdenträgern. Die Musik, die die ganze Prozession begleitete, ging unter in dem ohrenbetäubenden Jubelgeschrei der Menge, für die der Maharadscha seit den fünfzig Jahren seiner Thronbesteigung ein Gegenstand aufrichtiger Liebe und Verehrung ist.

*

Die Geisha, das leichtbeschwingte, sangesfreudige japanische Tanzmädchen, ist längst nicht mehr von jener Romantik umgeben, wie in früheren Zeiten, da sie nicht nur in den Teehäusern, sondern auch bei allen offiziellen Banketten und Privatfestlichkeiten mit ihrem tänzerischen Liebreiz unentbehrlich war. Heute sind die Geishas in einer eigenen Vereinigung, die ihren Sitz in Tokio hat, organisiert und werden für ihre Darbietungen nach bestimmten Tarifen bezahlt. Angesichts der kriegerischen Auseinandersetzungen, die sich im Fernen Osten augenblicklich zwischen China und Japan abspielen, hat nun die Geisha-Haus-Vereinigung in Tokio angeordnet, daß ihre Mitglieder, solange die Soldaten für die Größe ihres Vaterlandes kämpfen ,ihre hübschen bunten Kleider abzulegen und dunkle Gewänder zu tragen haben, zum Zeichen dafür, daß auch die Geishas schon in den Schulen, die man für ihre Ausbildung errichtet hat, ermahnt werden sollen, jede Leichtfertigkeit zu unterlassen.

*

Als Sonja Henie vor kurzem in London war, erzählte sie, daß niemand ein lebhafteres Interesse an ihrer Filmarbeit in „One in a Million" gezeigt habe, als Shirley Temple. Jede Minute, die sie frei war, benutzte die Kleine dazu, die große Eiskünstlerin bei ihren Vorführungen zu beobachten, und sie war zweifellos an dem Tage, an dem Sonja ihr ein Paar Schlittschuhe schnekte, das glücklichste Mädchen in Hollywood. Es wird nun berichtet, daß die Eiskünstlerin Shirley hinter der Szene auch Unterricht im Eislaufen gegeben hat, und als der Regisseur Zanuck eines Tages unerwartet dazu kam und sah, wie der jüngste Star bereits eine vollendete „8" lief, wurde er sehr ärgerlich, aber nur gegen sich selbst, weil er nicht von sich aus vorher daran gedacht hatte, die beiden in einem Film auftreten zu lassen. Das soll jetzt in einem Film geschehen, der bereits vorbereitet wird. Sonja und Shirley werden zusammen in einem ausschließlich für sie verfaßten Film auftreten.

*

In dem Dorfe Templin bei Czernowitz brach eine schwere Brandkatastrophe aus, der mehrere Wohnhäuser, Ställe und Scheunen zum Opfer fielen. Bei den Löschversuchen ereignete sich der ungewöhnliche Vorfall, das weeren plötzlich auftretenden Wassermangels 10 000 Liter Wein in die Flammen gespritzt wurden. Die Brunnen des Dorfes waren nicht in der Lage, für die aus der ganzen Umgebung herbeieilten Feuerwehren genügend Wasser zu liefern. Deshalb kam der Besitzer eines vom Feuer bedrohten Gebäudes auf die Idee, die 10 000 Liter Wein, die er im Keller liegen hatte, in eine Feuerspritze zu füllen und damit die Flammen zu bekämpfen. Man kann sich vorstellen, daß die Feuerwehr das billigere, aber lieber anderen Zwecken zugeführt hätte.

Schilder mit den Worten Mussolinis,

mit denen er Kolonien für Deutschland forderte, wurden beim Vorbeimarsch von Italienern getragen. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)

Der italienische Justizminister beim Führer

Der Führer und Reichskanzler empfing den italienischen Justizminister Dr. Solmi in Begleitung des Präsidenten der Akademie für deutsches Recht, Reichsminister Dr. Frank. Links: Reichsaußenminister Freiherr von Neurath, im Hintergrund: Staatssekretär Dr. Meißner. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Fahnenübergabe durch General v. Reichenau

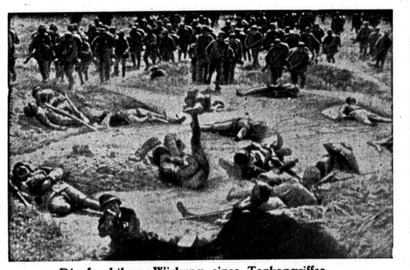
Anläßlich der Rekrutenvereidigung in München übergab der Kommandierende General von Reichenau den Regimentern neue Fahnen.

Reichshubertusfeier auf dem Hainberg

Ein Bild von der Reichshubertusfeier auf dem Hainberg: Reichsjägermeister Generaloberst Göring mit dem englischen Botschafter in Berlin, Sir Neville Henderson. Links: der Leiter der Internationalen Jagdausstellung in Berlin, Löwenberg. (Atlantic, Zander-K.)

Mit KdF. in Neapel

Dr. Ley begrüßt die deutschen Urlauber. Von deutschen und italienischen Arbeitern begrüßt, schreitet Dr. Ley die Front einer Ehrenabordnung der faschistischen Partei ab. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)



Die furchtbare Wirkung eines Tankangriffes

geht aus diesem Bilde hervor, das aus einem japanischen Tankwagen heraus aufgenommen wurde. Der Ansturm der chinesischen Abteilung hat in den vorderen Reihen zahlreiche Opfer gefordert. Trotzdem schließen die Reihen auf. (Acme, Zander-K.)

Francos Vertreter in London

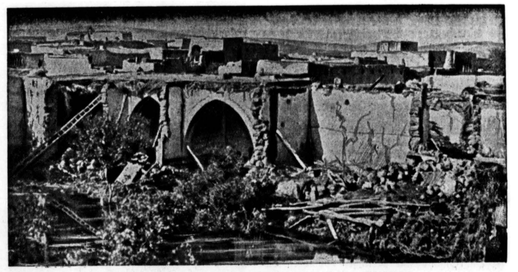
Durch die britische Botschaft in San Juan de Luz ließ Franco der britischen Regierung mitteilen, daß er den Herzog von Alba zum offiziellen Vertreter des nationalen Spaniens in England ernannt habe. (Erich Zander, Archiv, K.)

„Der ewige Jude"

Ein Bild aus der gleichnamigen Ausstellung, die am 8. November in München eröffnet wurde. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Die Neun-Mächte-Konferenz in Brüssel tagt

Im Akademiegebäude in Brüssel tagt unter dem Vorsitz des Außenministers Spaak die Neun-Mächte-Konferenz. (Fulgur, Zander-K.)



1000 Tote bei einer Orkankatastrophe in Syrien

Am 30. Oktober wurde die Stadt Dmeir in der Nähe von Damaskus von einem schweren Orkan heimgesucht, der die ganze Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelte. Ueber 1000 Tote und zahllose Verletzte waren die Opfer des furchtbaren Unwetters. — Blick auf die zerstörten Häuser von Dmeir. (Weltbild, Zander-K.)

Greif, der Habicht / Eine Jagdskizze von Frhr. v. Bischoffshausen

Draußen vom Felde her, dicht über dem Boden, fegt ein brauner Schatten heran, stellt am Waldrande sich empor, durchwindet in blitzschnellen Wendungen das Gewirr der Stämme. Aeste und Zweige und haft jetzt auf, dicht unter der dunklen Krone einer alten Fichte. Greif ist es, der starke alte Habicht, der schon im Vorjahre hier hauste in den reichen Jagdgründen zum Schrecken des Wildes und der Jäger. Müde ist er jetzt und hungrig. Den ganzen Vormittag über ist er gereist und gejagt, sein ersehntes Ziel zu erreichen, wo es in den vielen Feldgehölzen und Remisen wimmelte von Fasanen und Kaninchen, wo es Rebhühner und Hasen gab in rauhen Mengen und auf den Teichen und Tümpeln die dicken, fetten Stockenten lagen und die schwarzen Blßhühner.

Hier war gut sein für einen gewandten, zielsicheren Jäger der Lüfte; hier wird er bald seinen Hunger stillen können. Denn hungrig ist er gewaltig, hatte er doch nur im ersten Morgengrauen bei einem Dorfe zwei Sperlinge geschlagen, mit jedem Griff einen. Seitdem ist er nur gewandert und hat sich keine Zeit gelassen zum Jagen. Schlank und aufrecht steht er dort heil auf einem Ast, der schmucke, stolze Räuber, wechselt hin und wieder den Tritt, auf dem er ruht, und zieht den Kopf tief in die Schultern. Aber der leere Magen mahnt, die Ruhe zu kürzen und Beute zu machen. In tiefem Bogen gleitet er herab vom Ast, streicht dicht über der Nadelstreu hin und baumt in einer Randfichte wieder auf. Suchend und spähend schweift der Blick der kühnen goldgelben Fichter über das Gelände. Schon straft sich der Körper und beugt sich vor in heißer und wilder Jagdlust. Drüben an der vorspringenden Dickungsecke laufen Fasanen im Aser. Lautlos schwebt der braune Schatten vom Ast herab, rast wie ein Pfeil in der Deckung des Waldrandes dicht über der Erde dahin und löst mit Blitzesschnelle zwischen die überraschten Fasanen. Erschreckt stieben sie auf, doch schon dringen die nadelscharfen Dolche der Fänge einer Henne durch den Brustkorb hindurch tief ins Leben. Eben will Greif mit seiner Beute sich zu Boden senken, da fällt ein Schuß, und matten Fluges umrauschen den Räuber die aus übergroßer Entfernung entsandten Schrote. In jähem Schreck läßt der Habicht sein Opfer fallen und streicht in weitem Bogen durch das offene Feld wieder dem Walde zu. Dort aber, wo die Wolke des Pulverdampfes noch schwebt, tritt jetzt ein Grüner hervor und schaut mit dem Glase dem enteilenden Raubvogel nach. „Wahrhaftig, das ist er wieder, der starke Habicht vom vorigen Jahr, der hier so schlimm gewütet hat und sich allen meinen Nachstellungen stets entzog. Noch heute muß hier der Habichtfang her, und ich will mich sputen, damit noch alles vor Abend fertig wird!" Frühauf, der Jäger ist es, der jetzt mit langen Schritten dem Forsthaus zustrebt. Als Greif nun seinen alten Bekannten im grünen Rock über das Feld gehen sah, verschwinden sieht, kehrt er gelassen zu seinem Raube zurück und kröpft sich satt.

Nachmittags ist Frühauf wieder da mit dem Gehilfen, und man sieht die beiden emsig hantieren, und schaffen. Als die Dämmerung herabsinkt, steht der große Habichtsfang über der niederen Schonung sängisch da, und eine schwarze und eine weiße Taube picken eifrig den gelagerten Weizen.

Die Nacht verdämmert, eine Drossel zetert, die der Marder erschreckte, und Greif erwacht. Wohlig reckt und streckt er sich, zieht die starken Schwingen bis zur Spitze durch die Fänge, ordnet sich nestelnd das Gefieder und plustert es schüttelnd auf. Allmählich ist es auch heller geworden, er kann ans Frühstück denken. Wieder gleitet er zu seinem Beobachtungsposten am Waldrande und späht umher. „Sieh da, drüben, wo ich gestern die Fasanenhenne erwischte, sitzen doch zwei Tauben! Beauene Beute, sichere Sache. Also hin!" Schon fegt der graue Schatten am Waldrande entlang, eine jähe Schwenkung, ein reißender Stoß auf die weiße Taube, da — ein Schlagen, ein Klappern. Greif verwickelt sich in einem Netz, will wenden, seitwärts ausbrechen, alles ist zu — und verschlossen — gefangen! Da tritt aus der Dickung Frühauf hervor, der Jäger. „Armer Kerl, kannst mir leid nun, du kühner, stolzer und schöner Räuber! Aber du treibst es zu toll, mein Wild muß ich vor dir schützen!" Langsam hebt er die Pistole, ein Knall, und ein wildes, freies Räuberleben ist zu Ende.

„SOS-Maneater"

Die Tigergruppe von Pandschab

Kampf gegen die „Menschenfresser" Indiens. — Vierbeinige Tyrannen des Dschungels

„SOS — Maneater!" Dieses Schreckenssignal, das man in ganz Indien kennt, heißt auf Deutsch wörtlich: „Hilfe — Menschenfresser!" Menschenfresser in Indien? Es handelt sich hier nicht, wie man meinen könnte, um Eingeborene, die dem Kannibalismus huldigen, sondern vielmehr ist der indische „Maneater" der Tiger, der, wenn er einmal Menschenfleisch genossen hat, zum gefährlichsten und erbittertsten Feind des Menschen wird und mitunter eine ganze Provinz wochen- und monatelang in Schrecken versetzt.

Nicht jeder Tiger ist ein „Maneater", sonst wären ausgedehnte Landstriche von Britisch-Indien längst entvölkert. Im Gegenteil, nur ein winziger Bruchteil von den 16 000 Tigern, die die Dschungeln und Steppen Indiens nach neuesten Schätzungen bevölkern, geht auf Menschenraub aus. Die überwiegende Mehrheit dieser Tiere ist dem Menschen ungefährlich, sie meidet ihn und begnügt sich mit Wildschweinen und Antilopen oder holt den Bauern dann und wann einmal eine Kuh aus dem Stall. Aber wehe, wenn der geltreife Königin des Dschungels einmal „Blut geleckt" hat — Menschenblut nämlich. Dann wird er immer wieder versuchen, menschliche Beute zu finden. Dann wächst sein Mut ins Unermeßliche, dann wird er zum Tyrannen der Dörfer und zum Diktator ganzer Provinzen. Im Jahre 1902 sammelten die britischen Behörden zum ersten Mal Ziffern, und stellten fest, daß in Indien in diesem Jahre nahezu 1100 Menschen dem Tiger zum Opfer fielen. Aber es waren allerhöchstens 800 Tiger, durch irgendwelche Umstände zum „Maneater" geworden, die diesen Schaden anrichteten, während sich Tausende ihrer Artgenossen von Menschen fernhielten.

In den folgenden Jahren gingen zwar die Opfer des Tigers zahlenmäßig etwas zurück, indessen blieben es immer noch 700 bis 800 Menschen, die regelmäßig der Raubkatze zur Beute wurden. Das hat nun die britischen Kolonialbehörden zu einer Einrichtung veranlaßt, die einzigartig auf der Welt dasteht: in allen indischen Provinzen wurde eine „Tigertruppe" aufgestellt, bestehend aus fünf bis zehn verwegenen Meisterschützen, die, alarmiert durch die Eingeborenen, sich sofort auf die Jagd begeben, wenn in ihrem Tätigkeitsbereich ein „Maneater" aufgetaucht ist. Jeder Eingeborene kennt diese „Tigertruppe", deren Hauptquartier in der besonders von Tigern heimgesuchten Provinz Pandschab liegt, und aus den abgelegensten Dörfern wird sogleich ein Bote in die Provinzhauptstadt gesandt, wenn ein Menschenopfer zu beklagen war.

Blutgier aus Mutterliebe

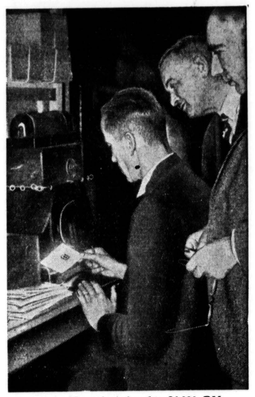
Wann wird ein Tiger zum „Maneater"? Meist ist es der Mensch selbst, der das Raubtier zu einer Aenderung seiner Lebensgewohnheiten zwingt. Häufig kommt es vor, daß Großtierjäger einen Tiger irgendwo im Dschungel anschießen und ihn dann einfach seinem Schicksal überlassen. Gelingt es dem Raubtier dann, sich von seinen Verletzungen zu erholen, wird es zum Todfeind der Menschen und scheut sich auch nicht, sich mitten in einem Dorf seine Beute zu holen. Bengt Berg, der große Naturforscher, erzählt selbst von einem solchen „Maneater", der einst so harmlos war, wie die meisten seiner Artgenossen. Er hielt die Reisfelder der Bauern durch seine bloße Anwesenheit von den Schaden verursachenden Hirschen und Wildschweinen frei und fand reichliche Beute, unbesorgt konnten Frauen und Kinder Wurzeln und Beeren sammeln, ohne den Tiger, dessen Existenz jedermann kannte, fürchten zu müssen. Dann geschah es eines Tages, daß die Raubkatze von einem britischen Forstbeamten angeschossen und an der Tatze verletzt wurde. Seitdem wurde der Tiger zum blutgierigen Menschenfresser, vor dem man nirgends sicher war.

„Sieben Waldarbeiter", so berichtet Bengt Berg, „fielen dem ‚Maneater' schon im ersten Monat zum Opfer, später tötete er allwöchentlich mindestens einen Menschen und wurde zu einem wahren Schreckgespenst für die ganze Provinz". Niemand wagte sich mehr vor die Türe, die Aecker blieben unbestellt, der Tiger versetzte eine ganze Landschaft in eine wahre Panikstimmung, bis die „Tigertruppe" den Würger endlich stellen und ihn erlegen konnte. Einen der furchtbarsten „Maneater", die Indien in den letzten Jahren heimgesucht haben, vermochte der Großwildjäger Sanderson zu erlegen. Das Tier war zum Menschenfresser geworden, weil in dieser Gegend fast die gesamten Wildbestände ausgerottet worden waren. Die Mehrzahl seiner Artgenossen zog es vor, in eine andere Gegend zu übersiedeln, der eine Tiger aber — es war ein Weibchen mit zwei Jungen — blieb und begann sich und die Kinder, der Not gehorchend, mit Menschenfleisch zu ernähren, wobei es sogar in die Dörfer eindrang und die Menschen vor ihren Türen überfiel. Nahrungssorgen sind überhaupt ein Hauptgrund dafür, daß sich der Tiger in einen Menschenfresser verwandelt. Und fast immer sind es Tigerweibchen, die in Sorge um ihre Nachkommen Menschen anfallen, mitunter 30 bis 40 Kilometer zurücklegend, um in irgend ein Gehöft einzudringen und den ahnungslosen Menschen zu beschleichen, den sie mit einem einzigen Hieb der mächtigen Pranken zu Boden schlagen, durch einen Biß ins Genick töten und dann in den Dschungel schleppen.

„Fleischtribut" für den König des Dschungels

Wie segensreich sich die Tätigkeit der britischen „Tigertruppe" auswirkte, geht aus der Tatsache hervor, daß es im Jahre 1923 nur noch 352 Menschen und im Jahre 1933 gar nur noch 35 Menschen waren, die dem „Maneater" zum Opfer fielen. Wie kommt es, daß es dem indischen Tiger verhältnismäßig leicht wird, menschliche Beute zu finden, viel leichter als etwa dem Löwen im afrikanischen Urwald, der doch nicht minder stark ist? Auch dieser Frage ist der Naturforscher Bengt Berg nachgegangen und beantwortet sie in recht interessanter Weise. Die indischen Dschungelbewohner sind im Gegensatz zu den afrikanischen Negern schlaff, feige und wehrunfähig. Die Angst vor dem Tiger lähmt sie, sie versuchen nicht einmal, den Feind zu erlegen, und so konnte es vorkommen, daß eine einzige Tigerin nach amtlichen Feststellungen 40 Menschen tötete, ohne daß man sie, die man als eine Strafe des Himmel betrachtete, daran hinderte.

Um so wichtiger war die Schaffung der Tigertruppe, denn von den Eingeborenen ist dieses kaum mehr kaum erwarten, daß sie selbständig mit dem blutgierigen Würger fertigwerden. Im Gegenteil — in vielen Gegenden gehen die Bauern vor dem Tiger in Form einer Kuh oder eines Ochsen einen regelmäßigen „Fleischtribut" zukommen zu lassen, ehe sie sich zu einem Feldzug gegen die Bestie entschließen.



Eine „Mauritius" brachte 34 000 RM

In Hamburg kam im Rahmen einer großen sechstägigen Briefmarkenversteigerung, die von den bekanntesten Händlern und Sammlern aus dem Reich und dem Ausland besucht war, eine Mauritius-Marke zur Versteigerung. Es handelte sich um eins der elf noch vorhandenen gebrauchten Stücke, eine orangefarbene 1-Penny-Marke, die gleich dem im Besitz des Reichspostministeriums befindlichen Stück etwas „repariert" ist. Die Marke, deren Katalogwerte zwischen 30- und 60 000 RM schwanken, wurde diesmal von einem Sammler aus Hannover für 34 000 Mark erworben. Unser Bild zeigt den neuen Besitzer, der sich seine Marke unter der Quarzlampe besieht.

(Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

„Senden Sie mir 100 Stück Reichsautobahnen..."

Jetzt schon Sorge um Weihnachten? — Mechanische Autobahnen, schießende Soldaten und unbrennbare Filmstreifen. — Im Spielzeug spiegelt sich die Zeit

Es scheint zwar etwas verfrüht zu sein, viele Wochen vor dem großen Freudenfest der Kinder von Weihnachten zu sprechen, aber Knecht Ruprecht hat es eben eilig und wartet nicht, bis Frau Holle ihre Betten schüttelt und die Bäcker den Christstollen aus dem Ofen ziehen. Das ganze Jahr über haben Heinzelmänner mit Zeichenstift und Zirkel, Maschinen und Werkzeugen tüchtig gearbeitet, nun aber ist das Werk getan und wenn es nach ihnen ginge, könnte man den Lichterbaum schon entzünden. Wer aber seine Neugierde für den Weihnachtstisch des Jahre 1937 befriedigen und sich in die seligsten Kindheitsträume versetzen will, braucht nur eines der großen Musterlager einer weltbedeutenden deutschen Spielwarenfabrik zu besuchen.

Hier sieht man allerdings keine strahlenden Gesichter, nervimmt keine beglückenden Ausrufe, es duftet nicht nach Tannengrün und brennenden Kerzen, auch singt niemand: „O Kindlein kommet, o kommet doch all ..." — nein, die wünscht man hier gar nicht und die Kinder haben auch gar nichts zu suchen in den Sälen, in denen die kühnsten Träume unserer Kleinen aufgestapelt liegen. Nur Erwachsene erfreuen sich an den bunten Herrlichkeiten, lassen Eisenbahnen laufen, drehen an Blechautos und drücken den Puppen auf den Bauch, damit sie „Mama" schreien. Aber die Männer bleiben dabei ernst, und fühl und sachlich sagen sie ihre Wünsche an: „Senden Sie mir bitte 100 Stück Reichsautobahnen zum Preise von je ..." Nun, das ist wieder Geschäftsgeheimnis, das nur die Vertreter der großen Spielwarenhandlungen, die aus einer ganzen Welt jetzt in Nürnberg und anderen Städten der Spielzeugindustrie zusammenkommen, um ihre Einkäufe vor Weihnachten zu tätigen.

Ein Auto, mit dem Atem angetrieben

Uns aber interessiert heute nur die Frage: Was bringt das Christkind Neues? Im Spielzeug spiegelt sich die Zeit, so war es schon immer und so ist es erst recht heute, da die Technik mit Riesenschritten vorwärtsschreitet. Elektrische Züge, die in sausender Fahrt in Kreisen und Spiralen über die Schienen polkern, stehen in schärfster Konkurrenz mit den elektrischen Autobahnen, die man für Weihnachten 1937 in verschiedenen Ausführungen herausgebracht hat. Und da zu den Straßen des Führers moderne Kraftwagen gehören, versteht es sich von selbst, daß die rassigen Maschinen eines Tatratsch oder Bernd Ros

Der rasende Tod

Erfolg und Verlust im Internationalen Autorennsport

Die diesjährige Saison der Autorennen ist zu Ende gegangen. Fast jeder Kampf, unter welchen Bedingungen er auch immer ausgetragen wurde, in welchem Erdteil er auch immer stattfand, gestaltete sich zu einem überragenden Erfolg des deutschen Motors und des deutschen Rennfahrers. Ob unter den Strahlen der heißen Sonne Afrikas — ob durch die gefährlichen Straßen Monte Carlos oder die mörderischen Kurven der New Yorker Roosevelt-Bahn: die deutschen Farben wurden zum Sieg geführt. Als es jetzt bei der Internationalen Motorwoche Bernd Rosemeyer gelang, als erster deutscher Rennfahrer die 400-Klm.-Grenze zu überschreiten, da war es erwiesen, daß sich der deutsche Motorsport, die deutsche Maschine eine Weltstellung erobert hat.

Es war jedoch ein langer, dornenreicher Weg, der zurückgelegt wurde, und mancher junge Rennfahrerkamerad starb im Kampf um den Sieg für die Farben seines Landes.

Einer der ersten, der nach dem höchsten Ziel eines Rennfahrers, der absoluten Rekordgeschwindigkeit eines Fahrzeuges, strebte, war der englische Major Henry Segrave. Er hatte sich mit seinem 1000-PS-Ueberrennwagen an die kalifornische Küste begeben, die bei Daytona-Beach damals als die für die Durchführung derartiger Rekorde einzig mögliche Rennstrecke der Welt galt. Es war im Jahre 1926. 300 Stundenkilometer sollten erreicht werden, 370 Stundenkilometer, eine für damalige Verhältnisse geradezu unfaßbare Geschwindigkeit, errechneten Segravens Zeitnehmer bei seiner letzten Fahrt. Es liegt eine besondere Tragik über dem später erfolgten Tod Segraves, daß es ein ganz anderer Sport war, bei dem ihn sein Schicksal ereilte. Segrave hatte sich dem Motorbootsport zugewandt, als er sah, daß der augenblickliche Entwicklungsstand der Wagen eine höhere Geschwindigkeit nicht mehr zuließ. Auf einem See seiner englischen Heimat erreichte er im Jahre 1930 mit 160 Stundenkilometer die Welthöchstleistung für Motorboote. Und dann kam das Ende. Eine plötzliche Gewichtsverlagerung . . ., man weiß es nicht, das Boot verschwindet plötzlich in der

Der junge Nachwuchsfahrer Joachim v. Morgen
(Erich Zander, Archiv 5, K.)

Tiefe. Segrave kann sofort aus dem Wasser geholt werden, stirbt jedoch unter den Händen des Arztes an den Verletzungen, die der Aufprall auf das Wasser bei dieser rasenden Geschwindigkeit verursachte.

Der schwarze Tag des internationalen Rennsports war im Jahre 1933, als auf der berühmten italienischen Bahn von Monza innerhalb von wenigen Minuten drei weltbekannte Fahrer den Tod fanden: Campari, Borzacchini und Graf Czaykowski. Allen dreien wurde eine Oellache zum Verhängnis, die offenbar ein defekter Wagen verursacht hatte. Die Räder kamen ins Gleiten, die Wagen gerieten aus der Bahn und zerschellten.

Aber auch Deutschland hat schwere Opfer bringen müssen, um zum Ziel zu gelangen. Das Autorennen auf dem Nürburgring im Jahre 1932 begann mit einem tragischen Auftakt. Der bekannte hoffnungsvolle Rennfahrer Heinrich Joachim von Morgen wurde beim Training mit seinem

Der englische Major Henry Segrave
in seinem „Goldenen Pfeil"

Wagen aus der Kurve geschleudert und seitwärts in den Straßengraben getragen. Der erst im 30. Lebensjahre stehende Rennfahrer erlitt den Tod auf der Stelle.

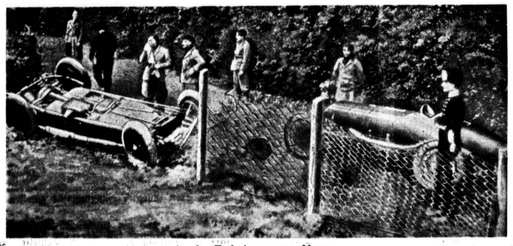
Im Jahre 1933 stürzte einer der ältesten deutschen Rennfahrer, Otto Merz, auf der Avus. Seine Verletzungen sind so schwer, daß er kurze Zeit später im Krankenhaus verstirbt. Ein alter und verdienstvoller Kämpe des deutschen Automobilsports ist mit ihm dahingegangen.

Erst kurze Zeit ist seit dem Todessturz von Delius vergangen. Delius war ein Fahrer, der sich im letzten Jahre bis in die Reihe der Größten vorgekämpft hatte. Im Rennen bei Kapstadt feierte er seinen ersten großen Triumph, als er sich gegen die Internationale Elite siegreich durchsetzen konnte, bis der rasende Tod auch dieses Opfer forderte.

So mußte jeder Erfolg schwer erkauft werden, aber Rennfahrer wird und muß es immer geben. Sie kämpfen nicht um Rekorde oder um eine persönliche Leistung, sondern sie kämpfen für den Beweis, der Qualität für Wirtschaft und Industrie und damit für das Land, das sie auf diesen Posten gestellt hat.

Altmeister Otto Merz

Der Wagen des tschechischen Rennfahrers Fürst Lobkowicz,
der im Jahre 1932 auf der Avus ins Schleudern geriet, über den Rasenstreifen sauste und schließlich die Böschung 4 Meter tief hinabstürzte, der Fahrer starb kurze Zeit darauf



An der Todeskurve von Monza
Aufgenommen an dem Tag, an dem die drei Fahrer Campari, Borzacchini und Graf Czaykowski zu Tode stürzten. Man sieht zwei aus der Bahn geschleuderte Rennwagen, von denen der eine bereits wieder aufgerichtet ist

Schluß des Artikels: **Das Dorf kommt wieder zu Ehren**

Musterdorfes soll nur der Ausdruck der inneren Haltung, sie soll geradezu ihre logische Folgerung sein. Wer sich die nationalsozialistischen Gedankengänge von der Pflege und Erhaltung bäuerlicher Brauchtums und bäuerlicher Kultur zu eigen gemacht hat, der kann sein ihm von Ungroßstädterzeiten her überkommenes Erbe nicht in „Dreck und Spreck" verkommen lassen und der wird ebenso mit allen Mitteln danach streben, für die Dorfgemeinschaft einen Mittelpunkt zu würdiger ländlicher Feierabendgestaltung zu schaffen, die dem schwer arbeitenden Landmann genau so willkommen ist und nur tut wie dem Städter. Wer die Worte des Führers „Höchstes Ideal ist uns der Menschentyp, in dem strahlender Geist sich findet in einem herrlichen Körper" in sich aufgenommen hat, der kann kein anderes Ziel kennen, als nicht nur allen Hilfsmitteln der modernen Gesundheits- und Körperpflege in seinem Dorf Eingang zu verschaffen, sondern vor allem auch der Jugend die Sport- und Schwimmplätze zu verschaffen. Sie ist um so dringender herstellt, als sie ein Gegengewicht gegen die von frühester Jugend auf geleistete harte körperliche Arbeit braucht. Wer den tiefen Sinn der nationalsozialistischen Parole „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" verstanden hat, der kann sein Eigentum nur als Verpflichtung der Gemeinschaft gegenüber betrachten und wird gerne die Kosten tragen, die im Interesse einer gründlichen Dorfüberholung nun einmal aufgebracht werden müssen. Wenn der tiefe Ausspruch des Führers „Deutschland ist schöner geworden und seine Menschen glücklicher" nicht zu einem Ohr herein und zum anderen herausgegangen ist, der muß alles in seinen Kräften Stehende tun, um selbst als erster in seinem beschränkten Wirkungskreis da mit Hand anzulegen, wo es an der Schönheit und dem Glück bisher noch hapert. Wer sich entzündet fühlt von dem Feuer nationalsozialistischen Erneuerungswillens, der mit Bilderstürmerei nichts zu tun hat, der muß lichterloh brennen von dem Willen zur entscheidenden Tat und darf sich ebensowenig in ausgefahrenen Gleisen vorgestrigen Denkens bewegen wie sich von Hindernissen einschüchtern lassen, die sich menschlichem Tatendrang bei schwadem großen Werk entgegenstemmen.

Hoch klingt das Lied vom braven Dorf,

oder besser das Lied der braven Musterdörfer Lienen, Seppenrade, Heiden und Ostheeren im Gau Westfalen-Nord, die in vorbildlicher Gemeinschaftsarbeit innerhalb des Dorfes wie mit dem Gaubeauftragten für Dorfverschönerung, Pg. Hidding, wahre Schmuckkästchen aus ihren Dörfern gemacht haben. Nur wer die allgemeine menschliche Trägheit und den konservativen Sinn des Bauern im besonderen richtig einzuschätzen vermag, kann das hier aus eigenem Antrieb mit edler Begeisterung für eine schöne und gute Sache Geleistete wahrhaft würdigen. Und wenn wir hier aus Gründen des Platzmangels das Musterdorf Lienen im Kreise Tecklenburg als Beispiel herausgreifen, so tun wir es um so lieber, als sich schon in der Kampfzeit 70 Prozent seiner Bewohner zu Adolf Hitler und seiner Bewegung bekannten. Hier hatte nationalsozialistisches Denken so frühzeitige Wurzel geschlagen, daß es nur des äußeren Anstoßes zu einer so grundlegenden Umgestaltung bedurfte, daß man das Dorf in seiner heutigen Gestalt kaum mehr wiedererkennt. Da ist kaum eines der schmucken alten Fachwerkhäuser, das nicht durch schmucken Anstrich der Balken und des ausgefugten Mauerwerkes ein neues vorteilhaftes Aussehen bekommen hätte, da sind alte wasserlose Scheunen als Schandflecke abgerissen und kunstvolle Schnitzereien und Sprüche vergangener Jahrhunderte wieder zu Ehren gebracht worden. Wenn auch streng auf den einheitlichen Farbcharakter der einzelnen Häuser geachtet worden ist, so wirken sie doch in ihrer vielfarbigen Gesamtheit wie Farbenkleckse auf der Palette des Malers, und die überall angebrachten Blumenkästen und an Stelle der früher vor dem Haus befindlichen Mistfratt angelegten Vorgärten beleben diesen Eindruck noch. Wie störende Eindringlinge nehmen sich in diesem durch die Jahrhunderte gepflegten Ausdruck bäuerlicher Gemeinschaft die wenigen „modernen" Backsteinbauten aus, deren Stil in schreiendem Gegensatz zu der traulen Schönheit der alten Bauernhäuser steht und die so recht anschaulich die unheilvolle Folge eines liberalistischen Zeitalters demonstrieren, in dem jeder ohne Rücksicht auf seinen Nachbarn tun und lassen konnte, was ihm beliebte. Da sind durchweg Häune und Mauern so niedrig gemacht worden, daß sich auch der Nachbar und Wandersmann an der Schönheit der Gärten erfreuen kann, und die Sauberkeit und Ordnung der Höfe lassen schon von außen den Wert und die Ordnungsliebe ihrer Bewohner ersehen. Der alte Dorfteich wurde in mühseliger Gemeinschaftsarbeit entschlammt, und die Hitlerjugend errichtete einen Zaun darum herum, der deutliches Zeugnis von der Liebe zum Werk und dem Geschick seiner Erbauer ablegt. Die Straßen sind trotz der Befahrung durch Pferdefuhrwerke in mustergültigem Zustande, und der Friedhof stellt nicht nur wegen der viel zu selten anzutreffenden Aufteilung in Sippengräber, sondern auch seiner landschaftlichen Schönheit und mustergültigen Pflege dem Pietäts- und Gemeinschaftssinn des Dorfes das beste Zeugnis aus. Und was für herrliche Wirtshäuser hat dieses Dorf, denn es gab einmal eine Zeit, in der man an die Dorfschenken als den Mittelpunkt des geselligen Lebens ganz besondere kulturelle Anforderungen stellte. Das soll auch wieder so werden, und unsere Leser mögen selber über den tiefen Sinn des in einem schönen alten Wirtshausschrank im Musterdorf Ostheeren eingebrannten Spruches nachdenken:

„Je schöner die Kneip, desto schlimmer fürs Weib,
Je schlimmer das Weib, desto schöner die Kneip."

Aus diesem circulus vitiosus wird man sich nur befreien können, wenn man „das Weib" möglichst oft an froher Geselligkeit teilnehmen läßt, so wie es in Lienen auf dem zu neuem Leben erweckten Dorffamilienfest der Fall war. Jung und alt, Männlein und Weiblein ein Fest im Sinn von wahrer Kraft durch Freude feierten.

Und wer trägt die Kosten?

Das ist alles halb so schlimm, wie es aussieht. Im Durchschnitt haben die Bewohner Lienens etwa 250 RM für die Verschönerung ihres Anwesens ausgegeben, und trägt diese Ausgabe nicht reiche Zinsen an Freude und Stolz, Heimatverbundenheit und Zusammengehörigkeitsgefühl? Denn wo sich der einzelne allein nicht durchsetzen konnte, da sprang wie bei allen großen Aufgaben die Gemeinschaft ein, da setzte ein edler Wettstreit, angestachelt von dem gesunden Ehrgeiz, am besten bei der Dorfverschönerungsaktion abzuschneiden, ein, und so wurde logischerweise der Dorfgemeinschaftsfinn ezerziert, der keinen Unterschied zwischen arm und reich, Bauern und Knecht kennt, sondern alle in einer großen Familie zur Erreichung des großen Zieles zusammenstehen läßt.

Kein Wunder fällt auf einen Streich, und in richtiger Erkenntnis der Notwendigkeit dauernder Einsatzbereitschaft für große Gemeinschaftsarbeiten wird der ehrende Titel Musterdorf nur für die Dauer eines Jahres verliehen. So wird es der Ehrgeiz aller schon ausgezeichneten Dörfer sein, sich durch weitere Verschönerungen Jahr für Jahr dem Gutachten der Parteiamtlichen Beauftragten für Arbeitsfront zu stellen. Und da ein „edles Beispiel Nacheiferung weckt und dem Urteil höhere Gesetze gibt", werden die Musterdörfer bei all den Dorfverschönerungsaktion beteiligten, Schule machen und so eine Front entstehen, die das Gesicht des flachen Landes in absehbarer Zeit zu Nutz und Frommen seiner Bewohner ebenso grundlegend verändert, wie sich die Städte und Betriebe unter nationalsozialistischem Impuls gewandelt haben und noch wandeln werden.

Dann wird nicht nur der Landflucht ein endgültiger und dauerhafter Riegel vorgeschoben sein, sondern auch das Dorf wieder jene kulturtragende- und pflegende Gemeinschaft sein, die ihm auf Grund seiner historischen Bedeutung für die Gesamtentwicklung der deutschen Kultur zukommt.

Die Reise nach UGANDA

Roman von Bernd Angerhausen

2. Fortsetzung

„Sbabalo Sabib, aufgemacht, Herr," rief der Boy und lief nach der Beute. Brandes aber stand nicht auf, er schob das Farnkraut zur Seite und fühlte auf dem Boden nach An der Stelle wo er gekniet hatte, kamen flache Steine zum Vorschein. Er sah, es war anderes Material als die Felsen am Fluß und im Busch. Er vergaß Purdah mit seiner Beute ganz. Mit seinem schweren Buschmesser klopfte er gegen den Stein dann ging er langsam den Abhang hinunter, hier und dort den dürren Farn beiseite schiebend. Purdah stand aufmerksam dabei, er sah, daß er nicht stören durfte.

„Komm, Purdah," befahl Brandes, sich rasch aufrichtend, „die Jagd ist zu Ende." Er ging rasch auf dem Wildpfad zurück, der Boy konnte ihm kaum folgen. Am Kamp hörten sie den eintönigen Sang der Arbeiter unten am Damm. Purdah ging zur Küche, Brandes sprang schnell die Stufen der Veranda hinauf und stieß die Tür zu Hendersons Zimmer auf.

Der Alte saß hinter Zeichnungen und Berechnungen an seinem Tisch; er schaute etwas verwundert auf, als Brandes in der Tür stand. Dann räusperte er sich.

„Gut, daß Sie da sind, Brandes," sagte er, „ich habe mir soeben noch einmal alles durch den Kopf gehen lassen, wir müssen eiserne Pfeiler bestellen. Das geht immerhin noch schneller, als wenn wir hier sprengen. Außerdem ist es billiger. Aber Vandoren und Barton werden hübsch wüten fein . . ."

„Bestellen Sie nichts!" unterbrach ihn Brandes, „wir haben Steine, ich habe einen wunderbaren Steinbruch entdeckt, und es ist gar nicht weit, nur eine Viertelstunde in den Busch hinein!"

Henderson sprang auf, aller Aerger war von ihm gewichen. „Das muß ich sehen," rief er und nahm seinen Sonnenhelm vom Haken. Die beiden Männer gingen rasch den Weg zurück. Brandes erzählte, aber Henderson hörte gar nicht hin, so erregt hatte ihn diese unerwartete Freudennachricht.

Mit dem geübten Auge des Fachmannes sah er gleich, daß Brandes recht gehabt hatte, das war ein großer Fund. Er legte ihm die Hand auf die Schulter. „Glück haben Sie gehabt, Brandes, aber das Glück ist an den richtigen Mann gefallen," sagte er neidlos und froh. Sie gingen um die ganze Schlucht, dort war Bruchstein in Hülle und Fülle. Vom Rande der Senke ging der lichte Busch in langsamem Gefälle zum Lager hinab. Sie brauchten nur eine Torenbahn zu legen, um das Gestein in einer Viertelstunde zum Fluß zu haben. Die Fundstelle lag denkbar günstig. Die beladenen Loren kamen mit dem Gefälle leicht und schnell zur Baustelle. „Nun können wir bauen, Brandes. Fahren Sie doch morgen gleich nach Nairobi und nehmen Sie Goram mit."

Brandes blieb bis zum Abend am Fluß. Es wurde ein Damm aufgeworfen, um den ersten Pfeiler aufzurichten. Die Arbeit war natürlich im Bauplan vorgesehen, aber ihren rechten Sinn bekam sie erst jetzt, nachdem der Steinbruch gefunden war. Brandes stand unter dem überhängenden Ufergebüsch im Schatten. Die Kulis schaufelten und hackten. Ihr Gesang war einschläfernd, aber der junge Ingenieur beobachtete die Leute mit wachen Augen. Er dachte daran, daß unter ihnen ein Verräter stecken mußte. Die Dornenhecke um beide Lager war in den letzten Tagen durchbrochen worden; menschliche Hilfe hatten den nächtlichen Räubern den Weg gebahnt. Es fiel ihm jetzt ein, daß diese Löcher in der hohen Hecke fast türähnliche Oeffnungen waren. Für einen Löwen war es genug, wenn er dicht am Boden einen Durchlaß fand. Offenbar hatte der verräterische Helfer der nächtlichen Räuber hier einen Deutfehler begangen. Er war wohl zu eifrig gewesen.

Unauffällig schaute Brandes mit den Reihen auf und ab. Er hatte keinen besonderen Verdacht gegen einen der Leute. Die indischen Arbeiter schloß er von vornherein von jedem Anwurf aus. Die Boys hatten ihn gern, er hatte die rechte Art, mit seinen Leuten zu umgehen. Anders war es mit den Eingeborenen, den Suahelis. Goram hatte sie seinerzeit angeworben, sie hatten sich auf ihn verlassen müssen. Goram stand zwischen ihm und diesen Leuten, die im Grunde genau so gut zu lenken waren wie die anderen. Brandes überraschte sich dabei, daß seine Gedanken nun ständig um Goram kreisten. Es fiel ihm ein, daß der Aufseher ein einzelnes Zelt im Lager drüben auf dem anderen Ufer hatte. Er war so ziemlich sein eigener Herr und konnte gehen und kommen, wann er wollte. Brandes stutzte bei diesem Gedanken, er wischte sich die schweißige Stirn.

Drüben kam Goram über die Furt. Er suchte Brandes um mit ihm über die Fahrt nach Nairobi zu sprechen. Brandes sah ihm entgegen. Goram trug unter dem Rock an einem Gürtel ein Buschmesser in einer Lederscheide.

„Goram," sagte er rasch, als der Aufseher vor ihm stand, „ich will ein paar Zweige abschlagen, leih mir dein Messer, ich habe meins vergessen."

Der Mischling schaute ihn verwundert und erstaunt an. Dann griff er an den Gürtel und zog das Messer aus der Scheide. Brandes nahm es und ging zur Seite, wo dichtes Gestrüpp die Böschung bedeckte.

Ehe er das Messer gebrauchte, prüfte er die Klinge. Sie war scharfig, an zwei Stellen waren sogar Stückchen aus dem harten Stahl gebrochen. „Goram," rief er zurück, komm her, ich kann mit deinem Messer nicht fertig werden, es ist scharfig, du scheinst mehr Uebung damit zu haben."

Der Aufseher kam und machte sich unlustig an die Arbeit. Als er das Messer nahm, fing Brandes aus seinen grellen Augen einen raschen, scharfen Blick auf. Er sah ihm zu. Was machst du mit deinem Messer?" fragte er, hinter ihm stehend, „hol dir nächstens ein Beil aus dem Schuppen, wenn du Holz hacken willst, hörst du, Goram!" Dann trat er dicht an ihn heran. „Und die Dornenhecke am Kamp laß in Ruhe, du Hundesohn, sonst schlag ich dir den Schädel ein!" Er hatte leise gesprochen, aber seine Worte trafen den Mischling wie ein Faustschlag. Mit fahlem Gesicht schaute er Brandes an. „Ich verstehe deine Worte nicht, o Bwana Brandes," sagte er von unten herauf.

Brandes antwortete nicht. Noch hatte er keine volle Gewißheit. Aber Gorams plötzliches Erschrecken bestätigte seinen Verdacht. Er hatte nicht so weit gehen wollen, aber da hatte ihn die Wut gepackt, als er daran dachte, daß er den vermutlichen Mittäter der Raubtiere so nahe vor sich sah. Zu dieser Tat gehörten Ueberlegung und ein Plan, den er noch nicht kannte. Die Arbeitsleute Hendersons hörte er gar nicht hin, so erregt hatte ihn diese unerwartete Freudennachricht.

Mit dem geübten Auge des Fachmannes sah er gleich, daß Brandes recht gehabt hatte, das war ein großer Fund. Er legte ihm die Hand auf die Schulter. „Glück haben Sie gehabt, Brandes, aber das Glück ist an den richtigen Mann gefallen," sagte er neidlos und froh. Sie gingen um die ganze Schlucht, dort war Bruchstein in Hülle und Fülle. Vom Rande der Senke ging der lichte Busch in langsamem Gefälle zum Lager hinab. Sie brauchten nur eine Torenbahn zu legen, um das Gestein in einer Viertelstunde zum Fluß zu haben. Die Fundstelle lag denkbar günstig. Die beladenen Loren kamen mit dem Gefälle leicht und schnell zur Baustelle. „Nun können wir bauen, Brandes. Fahren Sie doch morgen gleich nach Nairobi und nehmen Sie Goram mit."

Brandes blieb bis zum Abend am Fluß. Es wurde ein Damm aufgeworfen, um den ersten Pfeiler aufzurichten. Die Arbeit war natürlich im Bauplan vorgesehen, aber ihren rechten Sinn bekam sie erst jetzt, nachdem der Steinbruch gefunden war.

Brandes stand unter dem überhängenden Ufergebüsch im Schatten. Die Kulis schaufelten und hackten. Ihr Gesang war einschläfernd, aber der junge Ingenieur beobachtete die Leute mit wachen Augen. Er dachte daran, daß unter ihnen ein Verräter stecken mußte. Die Dornenhecke um beide Lager war in den letzten Tagen durchbrochen worden; menschliche Hilfe hatten den nächtlichen Räubern den Weg gebahnt. Es fiel ihm jetzt ein, daß diese Löcher in der hohen Hecke fast türähnliche Oeffnungen waren. Für einen Löwen war es genug, wenn er dicht am Boden einen Durchlaß fand. Offenbar hatte der verräterische Helfer der nächtlichen Räuber hier einen Denkfehler begangen. Er war wohl zu eifrig gewesen.

Unauffällig schaute Brandes mit den Reihen auf und ab. Er hatte keinen besonderen Verdacht gegen einen der Leute. Die indischen Arbeiter schloß er von vornherein von jedem Anwurf aus. Die Boys hatten ihn gern, er hatte die rechte Art, mit seinen Leuten zu umgehen. Anders war es mit den Eingeborenen, den Suahelis. Goram hatte sie seinerzeit angeworben, sie hatten sich auf ihn verlassen müssen. Goram stand zwischen ihm und diesen Leuten, die im Grunde genau so gut zu lenken waren wie die anderen. Brandes überraschte sich dabei, daß seine Gedanken nun ständig um Goram kreisten. Es fiel ihm ein, daß der Aufseher ein einzelnes Zelt im Lager drüben auf dem anderen Ufer hatte. Er war so ziemlich sein eigener Herr und konnte gehen und kommen, wann er wollte. Brandes stutzte bei diesem Gedanken, er wischte sich die schweißige Stirn.

Max Brandes nickte, und er ging über die Veranda ins Haus. Ehe er einrat, verabschiedete er Paa mit einem leichten Klapps.

Sie saßen und plauderten dann noch eine halbe Stunde auf der Veranda. Es war dunkel geworden. Die Nacht war still. Die beiden Männer sprachen nur wenig, sie rauchten ihre Pfeifen, Henderson gab Brandes dann noch ein paar Anweisungen für die Fahrt nach Nairobi. Brandes wußte, daß der Alte ihn bald zu Bett schicken würde. Sie sollten in aller Frühe mit einer der beiden Lokomotiven fahren.

Ueber eines sprachen sie nicht, aber sie dachten daran. Nun mußten bald drüben in der Steppe hinter dem Busch die beiden Löwen ihre Stimme erheben, die ihr Nahen verkündete. Wenn dann das schreckliche, nervenaufpeitschende Brüllen verstummte, waren die beiden Raubtatzen in der Nähe. Dann beschlichen sie lautlos ihre Opfer. Diese Stille war fast noch schlimmer als das rollende Brüllen vorher.

Henderson strich ein Zündholz an, um seine Pfeife in Brand zu setzen. Er hielt das brennende Hölzchen in der Hand, aber er achtete nicht mehr darauf. Zum erstenmal hatte der Löwe seine Stimme erhoben. Ein rotterndes Rollen unterbrach die Stille der Nacht.

„Sie kommen", rief Brandes. Henderson löschte mit einer ärgerlichen Bewegung das Zündholz. „Man möchte wirklich auch glauben, daß sie den Teufel haben, diese Bestien", grollte er. Sie lauschten. Ein zweites Brüllen antwortete dem ersten. Die beiden waren wieder zusammen! Henderson fuhr auf. „Es ist nutzlos — ich kann es nicht hören", sagte er, „gehen wir zu Bett, vielleicht können wir doch darüber schlafen. Sie auch, Brandes, hören Sie, Sie haben einen schweren Tag vor sich." Max Brandes stand auf und nickte. Er ging langsam über die Veranda zu seiner Tür. Drüben sah er Henderson in sein Zimmer gehen. Er lauschte und wartete. Dann öffnete er seine Tür und schloß sie wieder, ohne ins Haus zu gehen. Er war nun allein auf der Veranda.

Eine halbe Stunde später war er auf seinem neuen Hochsitz. Es war eine Art Bank, auf die er sich flach legte, das Gewehr neben sich. Kein Zweig regte sich. Unten erkannte er im Dunkel undeutlich das gefleckte Fell der Riesen. Die Purdah dort als Köder ausgelegt hatte. Die Löwen brüllten nicht mehr, sie waren wohl in der Nähe.

Sein Vorhaben war ein Wagnis. Er hatte in Nairobi Großwildjäger gesehen, die mit Blitzlicht und einem richtigen Arsenal von Gewehren ausgerüstet waren, unter dem taten sie es nicht. Wenn der Löwe unten kam, war es nicht ausgeschlossen, daß er ihn hier oben annahm und einen Sprung auf das Holzgerüst machte. Er schätzte die Höhe des Holzgerüstes ab und fand, daß Purdah es ruhig hätte etwas höher machen können. Er war nicht furchtsam, aber es war ein Unterschied, ob man in dieser Nacht in der Station war oder hier draußen in Sprungweite dieser gefährlichen Bestien.

Er merkte, er wurde schläfrig. Er hätte gern geraucht, aber das war natürlich ausgeschlossen. Er dachte daran, wie anders die Nächte hier waren als in der fernen deutschen Heimat. Die tiefe Stille ringsum war unheimlich und bedrohlich. Alles war wie tot und ausgestorben. Zu Hause in der Heimat schlugen jetzt vielleicht die Nachtigallen, der Wald war voller Geheimnisse . . .

Ohne etwas zu hören oder zu sehen, spürte er plötzlich, daß er acht haben müsse. Vorsichtig schaute er nach unten in das Dunkel des Waldes. Er zuckte zusammen. Ein gelblicher Streifen bewegte sich dort, gleich unter dem Geröll. Es war der Löwe. Seine fahle, mächtige Gestalt hob sich fast deutlich von dem schwarzen Boden ab. Brandes hätte gern noch gewartet, um das Raubtier zu beobachten, aber er sagte sich, blitzschnell überlegend, daß er vielleicht nie mehr so günstig zum Schuß kommen würde.

Er machte eine rasche Bewegung und schoß. Er drückte zweimal seinen Karabiner ab und sah das Raubtier zusammenzucken. Aber das dauerte nur einen Augenblick, dann huschte der gelbe Streifen zur Seite, ohne Geräusch, fast wie ein Irrwisch.

Brandes wußte, er hatte getroffen. Aber er wußte auch, daß der Löwe eine schwere tödliche Verletzung mit einem kurzen, zornigen Gebrüll beantwortet. Er lag und lauschte, aber dieses Mal blieb alles still.

Nach einer Viertelstunde kletterte er von seinem Hochsitz. Er ließ die Taschenlampe aufleuchten, die Ziege lag dort noch unberührt. Er schulterte sein Gewehr und ging.

Als er an der Station über die Veranda huschte, stand Henderson in der Tür. „Sie haben geschossen, Brandes?" Er nickte. „Also ich habe auch getroffen. Aber das Gewehr taugt nichts, an kleines Kaliber für einen Löwen, und dann diese Stahlgeschosse. Das schlägt wohl durch, wirft aber nicht um."

Henderson lachte. „Ich sollte Sie eigentlich ausschelten! Und wie können Sie so mitten in der Nacht wieder durch den Busch marschieren! Aber nun marsch, zu Bett!"

Brandes ging, an seiner Tür nickte er Henderson noch einmal zu. „Morgen kaufe ich mir in Nairobi ein anderes Gewehr. Wir können hier bei unserer Arbeit kein Raubzeug brauchen."

*

Als Max Brandes mittags über die leeren, in der Sonne glühenden Straßen ging, fühlte er sich unvermittelt sehr einsam. Er war soeben bei der Behörde gewesen. Die Leute dort waren so blokiert, kaum daß sie sich an den Brückenbau drüben in der Steppe erinnerten. Er sah dort kleine, verstohlen abschätzende Blicke auf sich gerichtet. „Ach ja, ihr seid dort unten in Verzug geraten?" hatte einer der Beamten so nebenher gefragt.

Diese Leute hier auf den Aemtern lebten wie im Märchen. Sie hatten allen möglichen Komfort, lichte Arbeitszimmer und frühen Feierabend, abends Promenade unter den Kolonen der Hauptstraße, und dann ihre Klubs. Was wußten sie von der harten und gefährlichen Arbeit an der Brücke. Es war immer daselbe. Wenn die Brücke fertig war, würde ein höherer Beamter kommen, die erste Fahrt darüber machen und einige belanglose, anerkennende Worte sprechen.

Max Brandes fühlte sich in der Stadt einsamer als drüben in der Steppe oder selbst im trockenen, heißen Busch. Er wollte nicht lange bleiben. Er wartete noch auf Goram, der in dem Negerviertel untergetaucht war, dann wollte er noch wegen des Gewehres Umschau halten.

Er stand auf dem Platz, wo er eine Waffenhandlung wußte. Gleich rechts war ein Hotel. Brandes hatte früher einmal dort gewohnt, es war nicht schlecht. Es fiel ihm ein, daß es gut sein müsse, dort einmal einen Whisky zu trinken und eine Mittagsstunde lang über den grellionigen Platz zu schauen. In einem schmalen Vorgarten standen unter schattigen Palmen helle Tischchen, er bemerkte an einem eine kleine Gesellschaft, eine Dame war sogar dabei.

In der Waffenhandlung wählte er lange und sorgfältig. Er hatte ein Gewehr gefunden, das ihm gefiel, und nun schaute er über den Lauf und sprach nebenher lässig mit dem Händler, einem wortkargen Schotten, über den Preis. Er hielt dabei die Waffe in Augenhöhe und visierte damit auf die Tür. Das schwere Gewehr war neu und natürlich ungeladen. In dieser Stellung sah er plötzlich eine Dame durch die Tür kommen. Sie trug einen Sonnenhelm, eine helle Leinenjacke und die üblichen Shorts; es schien die Frau von der Hotelterrasse zu sein.

Sie erschrak, als sie im verfänglichen Dunkel des zur Straße abgeblendeten Raumes einen stumpfblickenden Gewehrlauf auf sich gerichtet sah; ihr blieb sie stehen, und es entfuhr ihr ein lauter Laut der Ueberraschung und des Schreckens. Max Brandes setzte das Gewehr schnell ab und lächelte entschuldigend. „Es ist ungeladen", sagte er.

Sie hatte rasch ihre Fassung wiedergewonnen. „Dann können Sie mir ja nicht gefähr-

November

Von
Hans Holfert

**Wenn du jetzt mit mir durch die Wälder gehst,
Fällt's dich beklemmend an aus ihrem Schweigen.
Du hemmst den Schritt, du sinnst zurück und stehst
Dann stille wohl, wo sich die Aste neigen**

**Als wollten sie dich fragen: „Sprich, weiß du,
Ob wir im Sonnenlicht uns wieder schauen —?
Ahnst du den Sturm? — Fühlst du, wie starre Ruh
In Frost und Nebel naht — und dunkles Grauen?**

**Glaubst du an's Licht noch?" — Und wenn du dann schnell
Die Furcht abschüttelst und wir weiter schreiten,
Dann liegt ein Feld vor uns, so leuchtend hell,
Fast wie im Frühling sich die Felder breiten.**

**Novemberwunder: Wintersaatengrün!
Und wie du blickst, als könntest du's kaum fassen,
Da klingt ein Amselruf in deinen Traum,
Als wollt' das Leben selbst dich grüßen lassen.**

lich werden", sagte sie scherzend. Der Händler war allein, und Brandes trat zurück, damit der wortkarge Schotte sich zuerst mit seiner neuen Kundin beschäftigen konnte. Der Mann hätte sie vielleicht noch warten lassen.

Sie suchte eine leichte Jagdflinte. Sie hatte ein so ernstes, schwermütiges Lächeln, daß der alte Händler unerwartet rührig wurde. Er legte ihr so viel vor, daß sie diesem Arsenal sichtlich verlegen gegenüberstand. Wie hilfesuchend warf sie Brandes einen kurzen Blick zu. Brandes trat vor, verbeugte sich, nannte seinen Namen und erbot sich, ihr mit seinem Rat zur Hand zu gehen.

Als er seinen Namen nannte, schaute sie überrascht auf. „Mar Brandes", wiederholte sie dann. „ich habe den Namen in den letzten Tagen häufiger gehört." Er schaute sie fragend an.

Ihr Gesicht war regelmäßig und klar, und nun sie den breiten Hut abgelegt hatte, sah er auch ihr volles braunes Haar. Soeben hatte sie gelächelt, aber sie schien ernst zu sein und Kummer zu haben. Was wollte diese Frau hier? Sie kaufte ein Gewehr, vielleicht wollte sie in die Steppe hinaus. Aber sie sah gar nicht wie diese interessanten Großwildjägerinnen aus, die manchmal am Rande der Steppe auftauchten und das Wild und ihre Herrenbegleitung ständig in Aufregung hielten. Sie war nicht groß, und er sah, daß sie schmale, weiche Hände hatte.

„Wer sollte von mir gesprochen haben?" sagte er leise, „ich stecke meist drüben im Buschwald und komme kaum in die Stadt!" Sie trat unvermittelt einen raschen Schritt vor. „Sie arbeiten drüben an der Brücke, am Lerobiflusß?" Sie reichte kaum bis zu seiner Schulter, und als sie nun so vor ihm stand und ihn mit mädchenhaftem Eifer und hellen Augen fragte, nichts er gutmütig. „Ja, ich bin dort mit Henderson zusammen", sagte er. „Ich will sa auch dorthin", fiel sie rasch ein. „das heißt, mein Onkel ist bei mir — und noch jemand." Seine gute Laune verlor sich etwas, er hatte eine plötzliche Ahnung, mit wem er es wohl zu tun haben könnte. „Ich bin Willa Vandoren", sagte sie, „mein Onkel will drüben die Bauarbeiten beschleunigen, da bin ich mitgekommen. Ich will mir das Land und die Menschen hier ansehen. Vielleicht auch etwas jagen."

Er trat einen Schritt zurück und verbeugte sich noch einmal, er wußte nicht gleich, was er sagen sollte. Plötzlich aber entfuhr es ihm. „Ist jener Barton mitgekommen, Sie sprachen doch noch von einem dritten?"

Sie nickte. Er sah, daß ihr Lächeln auf einmal verschwunden war. Sie sah an ihm vorbei, dann schaute sie ihn rasch an. „Wir sind drüben im Hotel. Sie müssen mit uns kommen, Onkel John wird sich freuen." Sie brach plötzlich ab, ihr war der Gedanke gekommen, ob auch Barton sich freuen würde, wenn der junge Ingenieur kam!

Sie schaute Mar Brandes verstohlen von der Seite an, sein braunes Gesicht war offen und forschend, sein Haar etwas wirr. Er war wohl mit Leib und Seele bei seiner Arbeit, und seine Hand, die nun immer noch das schwere Gewehr an dem klobigen Lauf hielt, zeugte von Kraft und mit ihren vielen Narben von Tatkraft und Fleiß. In Gedanken verglich sie ihn mit Barton, der so glatt und kalt war. Sie fühlte, die beiden waren Gegensätze, und in ihrem Unterbewußtsein ahnte sie, daß die beiden Gegner sein würden.

Er wandte sich an den Händler. „Ich nehme das Gewehr", sagte er, dann schrieb er rasch einen Scheck. „Sie kommen doch mit?" fragte sie noch einmal. Er nickte, „gerne", sagte er leise. Beide sahen sich an. Ihr war weniger traurig und bedrückt zumute als in den letzten Wochen, und auch er dachte noch daran, daß er sich vor einer Viertelstunde fast noch einsam und mißmutig gefühlt hatte. Sie luchten zusammen ein Gewehr für sie aus. Der Händler stellte die beiden Waffen nebeneinander und verpackte, sie zum Hotel zu schicken. „Mein Onkel bezahlt es", sagte sie und lachte, und auch Brandes lachte, und selbst in dem knochigen Gesicht des alten Händlers lösten sich einige Falten.

Sie gingen nebeneinander über den sonnigen Platz. Das Hotel lag gegenüber. „Ihr Onkel will uns den Kopf waschen", sagte er und schaute sie von der Seite an, „er meint, wir flünqeln herum." Sie antwortete nicht sogleich. „Mein Onkel?" sagte sie nur und schüttelte den Kopf. Sie hatten die Terrasse erreicht. Der Kies knirschte unter seinen schweren Stiefeln. Hier gab es helle Stühle und Tische, bunte Sonnendächer und vielleicht auch Eis und Badezimmer und Menschen, die nie in ihrem Leben in der Steppe gebaut hatten dachte er verwundert. Und nun kam ein Mädchen hierher, um in diese schmutzige, heiße und gefährliche Wildnis zu drängen zu gehen. Sie war wohl mutig und entschlossen aber was würde sie sagen, wenn sie in Lerobi war und abends der Löwe sein Gebrüll erhob. Wie gut war es, fiel es ihm ein, daß er nun das andere Gewehr hatte, er mußte doch wohl ein wenig danach sehen, daß ihr nichts zustieß.

Am Nebentisch saßen Vandoren und Barton. Willa lächelte ihrem Onkel zu und zeigte auf Brandes. „Es ist Herr Brandes, einer von der Brücke, ich traf ihn drüben beim Händler", sagte sie. Brandes verbeugte sich. „Wir kennen uns schon", nickte Barton etwas obenher. Brandes fühlte, daß er rot wurde, er fand nicht die rasche Antwort, die dieser Mann brauchte.

Weltoffener deutscher Kaufmannsgeist

schaut uns aus der stolzen Front der Lagerhäuser in Alt-Hamburg an. — Im Hintergrunde die St. Katharinenkirche. (Mauritius, Zander-M.)

Vandoren winkte und Brandes setzte sich. Eine verlegene Pause entstand. Willa saß etwas zurück, und sie betrachtete die drei Männer mit heimlicher Spannung. Vandoren schaute diesen jungen Ingenieur aus der Steppe gedankenvoll an. Wielleicht dachte er an früher, als er noch selbst hier gearbeitet hatte. Barton rauchte eine Zigarette, seine Finger trommelten nervös auf dem Tisch. Brandes schien ihr etwas scheu zu sein, er hatte wohl etwas von der Ruhe und Gelassenheit der Wildnis angenommen. Still wartete er, was nun kommen würde. Nur seine Augen, die entschlossen und kalt blickten, schienen zu fragen.

Unvermittelt brach Barton los: „Was ist denn nun am Lerobi mit der Brücke? Sie kommen ja nicht vorwärts?"

Brandes wandte langsam den Kopf und schaute Barton an. Er sprach nicht sogleich, und dieser Blick schien den anderen zu verwirren. Barton zog die Brauen zusammen, er schnippte unsicher die Asche von seiner Zigarette.

„Ach so", sagte Brandes dann langsam. „Das läßt sich mit einem Wort nicht beantworten. Wir hatten Schwierigkeiten. Wir fanden keine Bausteine. Dann wollten die schwarzen Kulis nicht so recht. Seit zwei Wochen nun beunruhigen zwei Löwen unseren Kamp. Die Leute können nachts nicht schlafen, wir müssen eine längere Mittagspause geben."

Während er sprach, hatte sich Brandes wieder zu Vandoren gewandt, wie um Barton nicht zu sehen und als ob diese Aufklärung nur für Vandoren bestimmt sei. Vandoren nickte, als der junge Mann sprach. Ja, er kannte die mühselige Arbeit hier in der Wildnis. Damals hatte er die Arbeit nicht annehmen wollen, seiner Ansicht nach war die gestellte Frist viel zu kurz. Er hatte sich gewundert, daß die beiden ersten Bauten so rasch fertig waren. Wären diese Zwischenfälle hier bei der dritten Brücke nicht gekommen, dann hätten der alte Henderson und dieser junge Deutsche da fast eine Rekordleistung vollbracht. Was Brandes da sagte, das konnte er alles Er hatte volles Verständnis für die Leute drüben im Buschwald.

„Sonderbar", fiel Barton ein. „Sonderbar und merkwürdig. Die beiden ersten Bauten wurden rechtzeitig fertig, bloß jetzt will es nicht weitergehen. Sie werden sehen", wandte er sich an Vandoren, „wir werden unseren Vertrag nicht einhalten können."

Vandoren zuckte die Schultern. Sein Blick war wieder müde und abwesend. Brandes betrachtete ihn aufmerksam. Er hatte Vandoren nie gesehen; er wußte nicht, wie es kam, plötzlich empfand er tiefes Mitleid mit diesem Mann. Er hatte sich diesen großen Mann aus London herrischer, bestimmter und lauter vorgestellt. Sein zerstreuter Blick sprach von Kummer und einer geheimen Angst.

„Und Löwen!" lachte jetzt Barton, „kommen Sie doch nicht mit so alten Fabeln. Fehlte nur noch, daß wir das den Regierungsleuten erzählten. Wir würden uns schön lächerlich machen. Wenn Sie im Kamp ein tüchtiges Feuer und schießen Sie mal einen Revolver hinter den Hauptbauten leer dann ist der Spuk vorbei. Er warf dem jungen Ingenieur einen fast verächtlichen Blick zu.

Brandes fing diesen Blick auf, und er schloß für Sekunden die Augen. Willa, die ihn scharf beobachtete, hatte das Gefühl, daß er losbrechen würde. Aber Brandes brüchte sich nicht. Schon als er Barton bei seinem vorigen Besuch kennengelernt hatte, war er das Gefühl nicht losgeworden, daß er diesem Mann schon früher einmal begegnet war. Es konnte keine flüchtige Begegnung gewesen sein. Es mußte Nacht gewesen sein und ein geheimnisvolles Regen und Kommen ringsum. Dieser Mann war ihm damals nicht gleichgültig oder Freund gewesen, aber diese vagen Erinnerungen verschwammen wie unbestimmbare Nebelgebilde, so oft er sich zwang, sie zu einem festen und klaren Gesicht zu bannen. Er furchte die Stirn, riß die Augen gewaltsam auf, alles war nur eine Sekunde gewesen.

„Der Spuk?" wandte er sich an Barton. „Vierzehn Kulis sind den Raubtieren zum Opfer gefallen. Ich habe im ganzen sieben Nächte auf dem Anstand verbracht. Heute nacht sind sie zum Schuß, aber die Tiere haben den Teufel."

„Gut", sagte Barton und warf seine Zigarette weg, „wir haben unsere Gewehre mit, ich werde mir diese Fabeltiere ansehen."

„Das Fehlen der Bauteile könnte uns allerdings verhängnisvoll werden", sagte jetzt Vandoren, „damit hat es immer seine Schwierigkeiten gehabt."

„Ich habe gestern einen Steinbruch entdeckt", sagte Brandes einfach, „er liegt sehr günstig und ist groß genug." Willa lächelte. Sie sah, daß der sachliche Bericht des jungen Ingenieurs ihrem Onkel gefiel, und sie fühlte auch, daß Barton dieses Zusammentreffen zuwider war. Barton biß sich die Lippen.

„Das ist gut", meinte Vandoren und wandte sich an Barton. Dieser nickte. „Natürlich", warf er ein, „aber man kann sich dabei auch irren. Vielleicht ist der Steinbruch nicht ergiebig genug."

Inzwischen hatte der Aufwärter auf einen Wink Vandorens ein Glas Whisky für Brandes gebracht. Nun reichte ihm Vandoren über den Tisch eine Zigarre. Barton stand auf. Er entschuldigte sich, er hätte noch in der Stadt zu tun. Sie schwiegen, als er gegangen war. Langsam nahm Vandoren das Gespräch wieder auf. Es war, als ob er sich freier fühlte. An seinen Fragen und Antworten erkannte Brandes, daß er das Land gut kannte und Verständnis für ihre Lage an der Brücke hatte. „Barton ist etwas hastig", meinte er sogar entschuldigend. Willa saß dabei. Sie sagte nicht viel, aber das bedachtsame und sachliche Gespräch dieser beiden Männer beruhigte sie. Es war ihr, als gehöre dieser junge Arbeitsmann aus der Wildnis zu ihr und dem Onkel, sie fühlte, daß von ihm aus etwas wie Ruhe und Gelassenheit auf ihren Onkel überging.

Nach einer Weile entschuldigte sich Brandes, er mußte noch nach Goram sehen, sie hatten einen Treffpunkt verabredet. Die beiden sahen ihm nach, als er groß und elastisch zwischen den Tischen hindurch auf die Straße ging. Brandes war tief in Gedanken, er freute sich, daß Vandoren und seine Nichte zu der einsamen Station am Lerobi herauskommen wollten, aber die beiden in Verbindung mit Barton, das verursachte ihm Unbehagen und eine heimliche Beklemmung. Das Verhältnis zwischen Vandoren und seinem ersten Direktor war sonderbar, und auch Willa schien in Vandorens Gegenwart bedrückt zu sein. Alle diese Gedanken gingen ihm durch den Kopf, und er achtete kaum auf seinen Weg.

Plötzlich aufschreckend, sah er eine Gestalt vor sich, die seine Aufmerksamkeit erregte. Dann wußte er es, drüben ging Barton vor ihm her, sie waren schon in den ersten dunklen Gassen des Eingeborenenviertels. Was suchte dieser Mann hier. Er ging schnell, wie einer, der ein bestimmtes Ziel hat. Es war Spätnachmittag, und in der engen Gasse dunkelte es. Negerfrauen lehnten in den Türen, Kinder quiekten in den Häusern, dumpfer Stallgeruch machte das Atmen schwer. Jetzt sah Brandes den anderen in einem Café verschwinden. Er wartete draußen eine Weile, dann eilte er die Stufen hinunter in den dunklen Raum, den Sonnenhelm tief ins Gesicht gezogen. Er kannte den Anblick, der ihn erwartete. Der Raum war viel größer, als ein Fremder es von draußen erwartet hätte und auch heller, wenn man die Augen an das Zwielicht hier unten gewöhnt hatte. Er stand in einer Art Vorraum, das eigentliche Café lag noch einige Stufen tiefer und von dem Vorraum an der Tür durch schwere Vorhänge getrennt. Eine dicke Schwarze saß gleich vorn an einem kleinen, zerbrochenen Marmortisch, Brandes warf ihr eine Rupie zu, und sie lachte ihn mit weißen Zähnen an.

Er schob vorsichtig den Vorhang zur Seite. Unten saßen Kartenspieler an schmierigen Tischen, Kafaris, Araberhändler, lockige Griechen und schwarze Träger von der Küste; sie waren durch den dicken Tabaksqualm kaum zu erkennen. Aber das interessierte ihn nicht, er suchte weiter, dann zuckte seine Hand zusammen, die den Vorhang hielt. Im Hintergrund, in einer kleinen Nische, saß Barton und bei ihm Goram.

Die beiden saßen nahe zusammen, und sie brachen eifrig miteinander. Brandes wunderte sich, er war nicht sehr erstaunt über dieses Zusammentreffen. Er hatte Goram im Verdacht, daß er die Snabelikulis drüben im Kamp ungünstig beeinflußte, und dann war da jetzt die Geschichte mit der Zerstörung der Hecke, die die Kulis zum Schutz gegen die Raubtiere aufgestellt hatten. Er hatte sich gedacht, daß Goram aus diesen Maßnahmen keinen unmittelbaren Vorteil ziehen konnte, er mußte im Auftrag eines Dritten handeln. Wer dieser Dritte sein könnte, hätte er immer gern gewußt. und nun sah er Goram mit Barton hier zusammen sitzen.

Vandorens Direktor hatte mit dem Aufseher über die Kulis an der Lerobibrücke kaum etwas zu tun, für ihn kamen nur Henderson und Brandes in Frage. Nun erinnerte sich Brandes auch, daß ihm schon beim ersten Besuch Bartons die Vertraulichkeit des Vertreters Vandorens mit diesem verschlagenen Mischling aufgefallen war. Später war Goram, der eine ziemlich selbständige Stellung hatte, häufig in Nairobi gewesen. Möglicherweise hatte er dort Briefe in Empfang genommen, die Barton von London aus an ihn gerichtet hatte. Gelegenheit dazu hatte er. Plötzlich stieg in Brandes ein seltsamer Verdacht auf. Sollte Barton bei all diesen Schwierigkeiten, die ihnen beim Bau am Lerobi begegnet waren, seine Hand im Spiele gehabt haben! Und wenn das der Fall war, was konnte Vandorens Direktor dazu veranlaßt haben?

Es war schwül und stickig hier unten. Als Brandes mit seine Ueberlegungen so weit gekommen war, dachte er plötzlich an das, was ihm Henderson von der Konventionalstrafe erzählt hatte. Wenn Vandorens Leute die Brücke dort hinten im Urwald nicht rechtzeitig fertigstellten, traf die Firma ein schwerer finanzieller Verlust. Konnte Barton daran ein Interesse haben! Brandes hatte lange Wochen im heißen Busch wie ein Irrsinniger georbeitet. Und dann waren die Nächte gewesen, wo er mit dem Gewehr in der Faust, mit fiebernden Augen auf die beiden Raubtiere gewartet hatte, die sein Lager überfielen. Das war alles schwer und hart gewesen, aber das waren Dinge, die man greifen und die man, wenn es Not tat, bezwingen und hindigen konnte. Hier war anderes Raub- tid, dort unten in dieser stickigen Lasterhöhle, Moubwild, das gefährlicher war als die Löwen der Steppe.

Brandes fühlte eine Hand auf seinem Arm. Er fuhr herum. Er sah die geschminkten Lippen eines nubischen Mädchens. Auch das gab es hier. Er schüttelte die Hand ab. „Geh weg!" rief er wütend. Er schüttelte sich.

(Fortsetzung folgt)

Welt der Frau

Schöpferische Nadelarbeit

Handarbeiten als Ausdruck alter Volkskultur

Vor ungefähr 150 Jahren verlieh die Preußische Akademie der Künste der Frau eines Göttinger Staatsrechtlers und Mutter begabter Kinder für ihre Bildhäckereien die Ehrenmitgliedschaft. So offen waren damals staatliche Stellen der Gestaltung in einem Werkstoff, der nicht wie Farbe, Marmorblock oder Bausteln vorzugsweise in der Hand des Mannes, sondern von altersher in der Hand der Frau lag.

Im Arbeiten mit Nadel und Faden war die Frau von jeher Meisterin. Hier fand sie das Ausdrucksmittel für schöpferische Kräfte, die ihr gegeben sind.

„Sie stickte in Gold
Südlandsäle,
Segler der Dänen,
Wir wirkten ins Tuch
Taten der Krieger.
Wir flochten hinein
das Schiff Sigmunds.
In See stechend
Mit schmudem Goldhug,
Geschnitzten Steven"

berichtes die Edda.

Fürstinnen gaben sich dieser wahrhaft königlichen Kunst hin. Auf einem 17 Meter langen Bildtreifen, der wahrscheinlich zum Ausschmuck einer Galerie diente, schuf die Königin Mathilde mit ihren Frauen in Wolle auf Leinen eine Bildfolge des normannischen Eroberungszuges. Im Kloster zu Wienhausen n der Aller entstanden die niedersächsischen Tristanteppiche.

Wir brauchten nicht in so ferne Zeiten zurückzugehen. In den Trachten der Bäuerinnen finden wir noch heute das lebendige Zeugnis schöpferischer Frauenarbeit. Diese reichen Farben, diese Fülle der Formen wurden in langer Geschlechterfolge geschaffen und von den Müttern an die Töchter weitergegeben. Bei fester Bindung an das überlieferte Formengut, das in kultischen Zeichen und Lebenssymbolen bis in germanische Vorzeiten zurückreicht, wird eigenschöpferischen Kräften Raum gelassen. Das bezeugen z. B. die Bierländer Stickkücher. So, bewahrend und mitbildend, kann heute noch die Bäuerin ihre Schätze in Schrank und Truhe vorweisen: Schultertragen und Schürze, Haube und Perlenhandschuh, alles selbst gewebt, genäht und gestickt.

Erreicht schöpferische Frauenarbeit in Einzelerzeugnissen eine solche Höhe, daß sie den Kunstdenkmälern unseres Volkes zugehören, so wirkt sie gleichzeitig in die Breite. Jahrhunderte hindurch trugen nützliche und zugleich schmückende Werke der Nadel entscheidend zur Kultur der Lebenshaltung bei. Ob die Germanen in der Bronzezeit mit Brettchen ihren schmalen Schmuckgürtel webten oder Frauen der Frühzeit ihre Gewänder mit reichen Borten besticken; ob die Schleierweberinnen und Goldweberinnen, die Gürtelmacherinnen und Strickerinnen des Mittelalters ihr Zunftwerk betrieben oder um 1800 die Bürgermädchen seine Häkel- und Filetarbeiten, Perlen- und Seidenstickerei herstellten.

Die Maschine legte manche dieser Kräfte brach. Warum noch in mühevoller, jahrelanger Arbeit einen Teppich herstellen, den der mechanische Webstuhl in wenigen Minuten anfertigt? Warum noch in anstrengender Ausziehardeit ein Leinenstück verzieren, wenn die Maschine nach der Schablone in Stundenschnelle Meter um Meter einer Zierkante hervorbringt? Im 19. Jahrhundert ist Nadelarbeit vielfach nur noch ein Zeitvertreib für die unbeschäftigten Hände der Haustöchter. Was an überlieferten Formen vorhanden war, wird zerstört im allgemeinen Verfall des Geschmacks. Jedes Eigenschöpferische wird vernichtet durch mechanische Erleichterungen, wie farbige Vorlagen oder Applättmuster, die die sich rasch entwickelnde Drucktechnik liefert.

Einsichtige Frauen haben seit langem erkannt, welch ein bedeutsamer Weg der Ausbildung und Auswirkung für das gestaltende Vermögen des weiblichen Geschlechtes damit verschlossen war. Sie haben an einer Wiederbelebung der Nadelarbeit vor allem im Schulunterricht gearbeitet. Es ist charakteristisch für die deutschen Bemühungen, daß ihnen Schwestern den Namen „Gestaltende Methode" gaben.

Hier und dort haben einzelne Frauen die Belebung der alten Kunstfertigkeit zu ihrem Lebenswerk gemacht. und selbst Künstlerinnen an ihren Erzeugnissen der Weberei, Stickerei und Klöppelei erwiesen, welcher Leistungen die Frau auch heute noch fähig ist. Heute erfährt das Vermögen der Frauen und Mädchen, mit Nadel und Faden zu gestalten Befreiung und Lenkung und nicht zuletzt auch wieder Anerkennung. Ein Zeichen dafür unter vielen ist die Einführung der Nadelarbeit als Ergänzungsfach bei der Aufnahmeprüfung für das künstlerische Lehramt. Darin liegt nicht nur eine Bestätigung des künstlerischen Wertes der Nadelarbeit an sich, sondern zugleich können begabte Mädchen frühzeitig ihre Kräfte dort einsetzen. wo Neigung und Anlage sie künftig tun wollen. Vielleicht kann sich sogar einmal eine besonders Begabte mit einer ähnlichen Auszeichnung jener hausfraulichen Künstlerin der Nadel zur Seite stellen, die die hohe Akademie der Künste ihrer Anerkennung für wert hielt.

E. B-E.

Mit Rat und Tat

Die Pflege der Schuhe

Die Haltbarkeit des Schuhwerks hängt wesentlich davon ab, wie man es behandelt. Nach Möglichkeit soll man niemals zwei Tage hintereinander das gleiche Paar Schuhe tragen, sondern soll abwechseln und das nicht getragene Paar sofort. wenn man es auszieht, auf Blöcke ziehen. Wenn Schuhe feucht sind, soll man sie langsam in warmem Raum trocknen, niemals aber unmittelbar am Feuer. Für Kinderschuhe kann man eine andere Art von „Blöcken" verwenden, nämlich Kattunsäckchen. Man gibt in den Größe der Schuhe zuschneidet die man nach der Größe der Schuhe zuschneidet und mit Sägemehl füllt. Diese Art von Blöcken haben noch den Vorzug, daß sie die Feuchtigkeit auffangen. — Lackleder dricht nicht so leicht, wenn man es zweimal wöchentlich mit Vaseline einreibt. Will man hellfarbige Schuhe dunkler haben, so reibt man sie, nachdem man sie gut gesäubert hat, mit einem Lappen ab, den man in Ammoniak getaucht hat. Wenn nötig, wiederholt man dieses Abreiben noch mals und poliert die Schuhe dann mit einer dunklen Schuhcreme.

Wie Unfälle im Badezimmer verhindert werden können

In Amerika haben im vergangenen Jahre nicht weniger als 100 000 Menschen Unfälle im Badezimmer erlitten. Die meisten von ihnen sind auf einem Stückchen Seife ausgeglitten oder sind mit nassen, feuchten Füßen auf dem Boden ausgerutscht. Diese Gefahr kann man vermeiden, wenn man eine große Gummimatte auf den Boden legt. Die Seife muß immer sorgfältig in den Behälter gelegt werden. Fällt ein Stück hinunter, so muß man mit fiebernden Augen auf die beiden Raubtiere gewartet hatte, die sein Lager überfielen. Das war alles schwer und hart gewesen, aber das waren Dinge, die man greifen und die man, wenn es Not tat, bezwingen und hindigen konnte. Hier war anderes Raub- tid, dort unten in dieser stickigen Lasterhöhle, Moubwild, das gefährlicher war als die Löwen der Steppe.

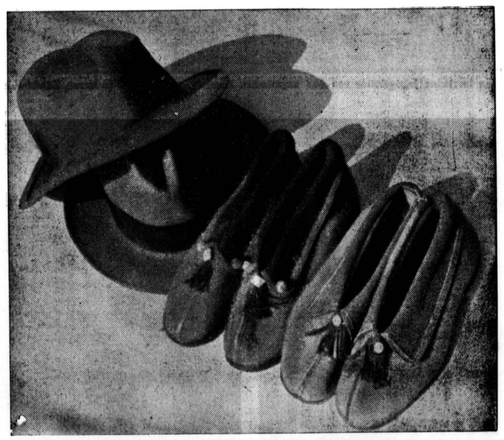
Brandes fühlte eine Hand auf seinem Arm. Er fuhr herum. Er sah die geschminkten Lippen eines nubischen Mädchens. Auch das gab es hier. Er schüttelte die Hand ab. „Geh weg!" rief er wütend. Er schüttelte sich.

(Fortsetzung folgt)

muß man dafür sorgen, daß die Klingelleitung im Badezimmer in Ordnung ist.

Frische Gesichtsfarbe ohne Schminktopf

Gesunde Frauen sollten eine so frische Gesichtsfarbe haben, daß sie, wenigitens bei Tage, kein Schminke nicht bedürfen. Die frische Gesichtsfarbe ist nicht nur an sich schön, sondern sie verbessert das ganze Aussehen, da die Farbe der Augen und des Haares lebhafter wird. Ein sehr gutes Mittel zur Erlangung einer guten Gesichtsfarbe ist tiefes Atmen, das den Blutkreislauf beschleunigt und die Lungen mit Sauerstoff füllt. Viel Bewegung in frischer Luft, Turnen und Sport helfen ebenfalls zur Erlangung eines frischen Aussehens. Regen ist an sich ein sehr gutes Schönheitsmittel. Das Gesicht sollte immer mit kaltem Wasser gewaschen werden. Muß man zum Reinigen einmal warmes nehmen, so soll man zum Schluß doch immer eine kalte Gesichtsabreibung folgen lassen. Man soll die Haut mit den Fingerspitzen lebhaft massieren; das pflegt sehr günstig zu sein, denn manche Hautgewebe sind so geartet, daß die natürliche Blutfarbe schwer durchscheint. Es bedarf erst starker Reibung, um sie in Erscheinung treten zu lassen.



Aus alten Hüten werden neue Schuhe

Unendlich sind die Möglichkeiten, Dienste für das Winterhilfswerk zu leisten. Was kann nicht aus Altem Neues geschaffen werden! Nicht nur Mäntel, Kleider und Wäsche, gereinigt, gebügelt und genäht, geben warme Sachen für Bedürftige her. Auch alte Hüte lassen sich nutzbar verwerten. Gefühte Hände basteln aus ihnen warme Hausschuhe, die an kalten Wintertagen von jung und alt begehrt sind. Man sieht: wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Bilderbogen der Wohnung

(Foto: Heise, Entwurf: Rothe — Deike M.)

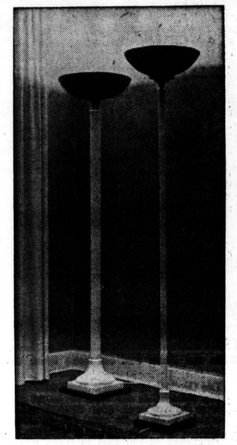
der Nähmaschine, als Nachttischlampe sind besondere Leuchten tatsächlich unentbehrlich geworden. Um einen Raum festlich zu beleuchten unter Vermeidung jeglicher Blendung, sind für größere Räume Deckenstrahler zu empfehlen, die aus nach oben geöffneten Schalen Licht an die Zimmerdecke werfen, von der es reflektiert wird. Eine solche indirekte Beleuchtung ist nicht in jedem Falle gemütlich: richtig ausprobiert, kann sie ein gleichmäßig reines, angenehm gedämpftes Licht im Raum erzeugen, über dessen Ursprung man sich meist im Unklaren bleibt, dessen anregende Wirkung aber man unbewußt empfindet.

Gedrechseltes

Drechslerarbeiten sind schöne Beispiele für eine aus dem Arbeitsvorgang gewachsene Form. Sie werden stets aus einem festen Klotz herausgedreht in runder Bewegung, die also eine runde oder höchstens auf ein Oval abgewandelte Form verlangt. Darum gehören zu gedrechselten Geräten all die zierlichen Knöpfchen und Kugeln, die einen natürlichen Schmuck ergeben. Stets verlangt die Drechslerei einen festen Werkstoff, der aber auch nicht allzu hart sein soll. Holz und Ellenbein sind ihr angemessen.

Indirektes Licht

Am Abend ist die Art der Beleuchtung bestimmend für die Wirkung und die Stimmung eines Raumes. Viel zu sehr begnügt man sich im allgemeinen aus falscher Sparsamkeit mit einer Mittelleuchte, die von der Zimmerdecke herabhängt. Speziallampen für verschiedene Zwecke sind dagegen, da sie nur Teile eines Raumes zu erhellen haben, im Gebrauch billiger, hier genügen oft schon geringe Wattstärken. In der Küche über dem Herd, auf dem Schreibtisch, an



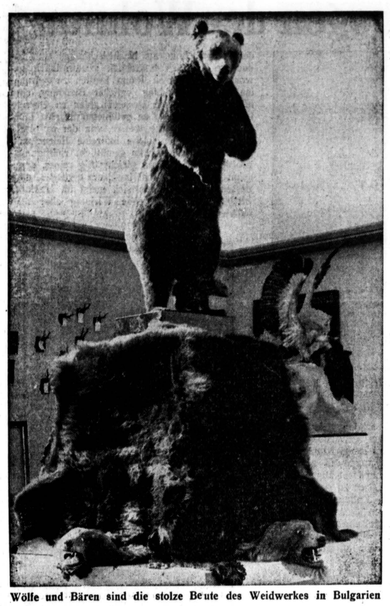
Standlampen mit Porzellanschalen
Staatl. Manufaktur Berlin (Deike M.)

Bekenntnis zur Hochschule. Diesen strahlenden Titel trägt das gerade zu Semesterbeginn erscheinende Novemberheft der Zeitschrift „Frauenkultur im Deutschen Frauenwerk". Studentinnen berichten darin über die Mitarbeit der Frau in den Wissenschaften. In sinnvollem Zusammenhang mit diesen Beiträgen steht der Bericht von Dr. Ruth Hildebrand über die Nürnberger Ausstellung der Reichsfrauenführung: „Einsatz der Frau in der Nation". Das Bild führender Frauen der Frauenbewegung spricht hier zu uns und legt Zeugnis ab für das Wirken und Wollen dieser früheren Generationen, denen wir Frauen uns in Dankbarkeit verbunden fühlen. — Alle — alt und jung — wird dieses Heft erfreuen!

„Kiekniele, Kochbuch für die einfache bürgerliche Küche". Die umfassende Neugestaltung des „kleinen" Kiehnle-Kochbuches mit den vielen, auch farbigen Bildern, wird bei den Hausfrauen freudigen Beifall finden. Den Kiehnle-Kochbüchern, die in allen Teilen Deutschlands verbreitet sind, wurde von der 6. Internationalen Kochkunstausstellung in Frankfurt a. M. die silberne Plakette für hohe Leistung zuerkannt. Der kleine Kiehnle bringt 1168 Originalrezepte für Eintopfgerichte, vegetarische Speisen, Rohkost, Einmachen und Backwerk. Außerdem Speisezettel für Mittag und Abend, Schnellgerichte zum Mitnehmen bei durchgehender Arbeitszeit für Sommer und Winter, sowie Anleitung im Tischdecken. (Preis des Leinenbandes 4.50 Mark. Walter Hädicke-Verlag, Stuttgart-N.)

Kleine Winke für den Haushalt

Sind die Zimmer sehr rauchig geworden und möchte man den Rauch so rasch wie möglich entfernen, so hängt man am besten ein paar feuchte Handtücher auf; sie werden schnell den Rauch auffangen. — Hat ein Rockragen fettige Ränder bekommen, so nimmt man geriebene rohe Kartoffeln, die man auf einen Lappen tut, um damit den Rand abzureiben. Schließlich reibt man mit einem sauberen, trockenen Tuch nach. — Beim Aepfelschälen geht weniger von der Frucht verloren, wenn man die Aepfel für einen Augenblick in kochendes Wasser taucht. Die Schale löst sich dann fast ganz von selber. — Will man Rote rüben schaben, wäscht man sie ab und läßt sie dann 7 Minuten in Wasser kochen, dem man etwas Salz zugefügt hat. Dann läßt sich die Schale viel leichter abstreifen. — Taschentücher sind viel leichter zu waschen, wenn man sie in Salzwasser einweicht.



Wölfe und Bären sind die stolze Beute des Weidwerkes in Bulgarien

Weidwerk aus aller Welt

Herrliche Beute gibt's zu schauen auf der Internationalen Jagdausstellung Berlin 1937

Die Große Internationale Jagdausstellung in den Messehallen der Stadt Berlin am Funkturm ist von weit über 30 Nationen beschickt worden, die zum Teil in Sonderschauen vertreten sind. In seltener Vollständigkeit ist hier alles zu sehen, was seit Urzeiten bis auf den heutigen Tag den Weidmann fesselte.

Vor dem Hauptportal der erst vor kurzem fertiggestellten, in ihrer Wirkung geradezu überwältigenden, Masurenhalle — ihre Grundfläche beträgt 10 000 Quadratmeter — erhebt sich als Wahrzeichen der Ausstellung auf hohem Sockel ein goldener Hirsch. Rund herum flattern die Fahnen der großen Nationen, die zum Ruf, sich an der Ausstellung zu beteiligen, gefolgt sind. Dann heben vor dem Portal auf den Rennstangen ihrer Heimat die finnischen Falkner Aufstellung genommen, wie Ur-Jäger in Pelze und Bärenmützen gehüllt, auf hohem Stab die lebenden Jagdtiere tragend, unter ihnen auch ein imposanter Steinadler. Annähernd 15 Kilometer mißt der Weg durch die Ausstellungshallen, die Fülle der ausgestellten Dinge wirkt trotz musterhaft übersichtlicher Einordnung fast verwirrend, so daß das Auge nur imstande ist, begrenzte Gebiete der fast nie geschauten Herrlichkeiten zu umfassen.

Deutsches Wild im deutschen Wald

Das ist der Titel einer Sonderschau in Halle II, die jedem, dem es danach gelüstet, einen Pürschgang unter dem Hallendach erlaubt. Die Halle hat sich in einen Riesenwald verwandelt, die Wipfel der Bäume, der Kiefern, Tannen, der Eichen, Fichten und Birken mischen sich mit dem Gitterwerk des Glasdaches. Den ganzen Mittelraum der Halle füllt das Bild des lebenden, atmenden Waldes, so daß man sich an die schönsten Stellen der waldreichen Umgebung Berlins versetzt glaubt. Nicht weniger als 2000 Stämme haben hier Platz gefunden, darunter dehnt sich niedriges Strauchwerk, Wacholderbüsche und Erlengesträuch. Das Ganze stellt einen Ausschnitt aus einem norddeutschen Revier dar, und kreuz und quer durch sein Dickicht und seine Lichtungen kann der Besucher streifen und mit jedem Blick tiefer eindringen in den Zauber des Forstes. Hier ist auch nicht Herbst, hier waltet noch der blühende Frühling, am Rande eines blinkenden Wasserlaufes leuchtet die Sumpfdotterblume und Vertreter unserer heimischen Vogelwelt haben hier ihren Balzplatz im Busch gefunden: Fasanich und Fischreiher, Korn- und Rohrweihe, Brachvogel und Schnepfe, ein Stück weiter und da steht im Bruchwald. Ein Rehbock „fegt" den Bast vom Gehörn an den Zweigen eines Erlenbusches, oben auf einer Schirmkiefer horstet ein Bussard mit seinen Jungen, und dort unten entdeckt man einen Fuchsbau. Die alte Fähe (Füchsin) hat einen Fasan angeschleppt, unter der Sonne warten die Jungen auf die leckere Beute. Noch ein Stück weiter hoppeln die Hasen über die grüne Gerstensaat, und aus dem Fichtendickicht schiebt sich ein starker Keiler.

Im Revier knallen die Büchsen

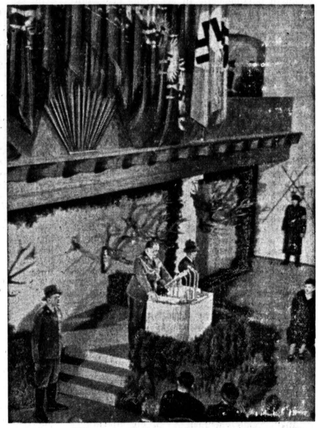
Idyllisch hineingebettet in dieses Waldrevier liegt auch der Filmschießstand der Deutschen Jägerschaft. An fünf Ständen können die Jäger, und solche, die es werden wollen, zwanglos der Jagdlust frönen. Vor ihren Augen und also auch vor den Mündungen der Kleinkaliberbüchsen rollen Filmstreifen ab, die von unserem deutschen Hochwild in freier Wildbahn aufgenommen wurden. Im Augenblick des Einschusses bleibt der Filmstreifen stehen und an der Treffstelle des Einschusses leuchtet ein kleiner heller Punkt auf. Jeder kann also sehen, ob er ein guter oder schlechter Schütze gewesen ist.

Die deutschen Musterreviere

Ein wuchtiges, säulengetragenes Gemäuche empfängt den Gast im Westflügel der Großen Halle. Hier hat die Sonderschau des Reichsjägermeisters Hermann Göring ihren Platz gefunden. Es sind prächtige Trophäen, die der Reichsjägermeister aus Deutschlands besten Waldrevieren und als Gast des polnischen Staates heimbrachte. Dann kommt die Schau der deutschen Musterreviere. An erster Stelle steht Rominten, wo schon um 1600 Markgraf Friedrich von Brandenburg Ansbach jagte. Die natürliche Umwelt dieser Waldinsel ist in ihrer Zusammenwirkung von Boden, Klima, und Lebensraum für die Bildung edler und enderreicher Kapitalgeweihe besonders günstig gewesen, was die Abwurfserien der berühmten Rothirsche „Patriarch" und „Pascha" beweisen. Darauf folgt das 210 000 Morgen große Reichsnaturschutzgebiet der Schorfheide, vor den Toren Berlins. Lichtbilder führen durch das Wisent- und Elchgehege, das zurzeit von 45 Wisenten bewohnt wird. Im vergangenen Jahr wurde dieses Gebiet von 140 000 In- und ausländischen Besuchern aufgesucht; es entwickelt sich immer mehr zum großen Naturparadies Deutschlands, denn neben Wisent und Elch sind dort auch Mufflewild und Uhu angesiedelt worden. Weiter folgen die Musterschauen der Gatterreviere Reinhardswald und Fillbach in Thüringen, in denen das Rotwild besonders gehegt wird, mit dem Zuchtziel eines starken Wildkreis und prächtigen Geweihs.

Vom Karpathenhirsch zum Eisbär

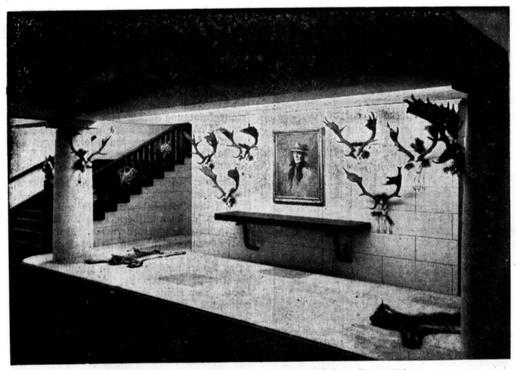
Der Ostflügel der Masurenhalle enthält den weidmännischen Ausstellungsbezirk des Aus-



Mit einem Festakt eröffnete in Europas größter Messehalle in der Masurenallee zu Berlin der Reichsjägermeister Generaloberst Göring die Internationale Jagdausstellung 1937

Ein herrliches Jagdgemälde von dem ungarischen Stand (Schirner, Zander-K.)

landes, dahinter mit der Fahne Bulgariens, die eine Sammlung von starken Trophäen des Königs enthält, daneben Hirschgeweihe, Damschaufler, Keiler, Wölfe, Wildkatzen und Bären, von denen heute noch in Bulgarien jährlich 25—30 Stück erlegt werden. Es folgt Rumänien mit seinem Karpathenwild und seinem Raubzeug. Eine ganze Kette gewaltiger Bärenfelle fesselt das Auge und leitet hinüber zu einem großartigen Diorama des Donaudeltas, das seit langem als ein Dorado der Wasservögel bekannt ist. Es folgt Schweden, das Land der Elche, Jugoslavien und Polen mit seinen Raubwildtrophäen. In diesem jagdlich vielseitigsten Land Europas ist noch der Karpathenhirsch und der Bär zuhause; aus dem Wildparadies der Karpathen und der Hohen Tatra bringt auch die Tschechoslowakei eine treffliche Schau hervorragender Trophäen. Dann entzaubert sich das Herz Ungarns, die Puszta, die im Frühjahr und Herbst zu unbegrenzten Jagdmöglichkeiten erwacht. Schließlich sei noch der künstlerisch hervorragend aufgebaute Stand Dänemarks erwähnt, das aus seinen Jagdgebieten, Grönland und Spitzbergen, kapitale Damschaufler, Eisbären, Robben und Moschusochsen zeigt, nicht zu vergessen den riesigen Eisbär, der auf den aktischen Eisfeldern gejagt wird.



Die Jagdhalle des Reichsjägermeisters mit prächtigen Beutestücken

Polen zeigt eine große Schau von Raubtiertrophäen

Ausstellungsphoto (Z.) — Zander (1).

Haus, Hof und Garten

Sind Freßgitter vorteilhaft?

Freßgitter, oder wie man früher zu sagen pflegte, Kuhkasten, sind zweifellos vorteilhaft. Denn sie verhindern, daß die Kühe, die an einer Krippe stehen, sich gegenseitig das Futter wegfressen und ermöglichen dadurch eine individuelle Fütterung der Kühe. Ferner wird durch die Freßgitter, wie die Freßgitter auch genannt werden, ein Verstreuen des Futters vermieden.

Bei der sparsamen Einteilung der Kraftfuttermittel müssen wir unter allen Umständen danach trachten, die Kühe individuell, d. h. nach ihrer Leistung zu füttern. Die Kühe, die viel Milch geben, müssen die Nährstoffe erhalten, die sie zur Milchbildung benötigen, und die Kühe, welche wenig Milch geben oder trocken stehen, müssen weniger Futter bekommen. Diese Maßnahme läßt sich bei durchgehenden Krippen (ohne Unterteilung) nicht durchführen.

Die Freßgitter stehen auf der vorderen Krippenwand und können aus Holz oder Eisen angefertigt werden. Welches Material den Vorzug verdient, ist von Fall zu Fall zu entscheiden. Die Höhe der Freßgitter ist der Widerristhöhe der Tiere anzupassen. Wenn Tieflandrinder gehalten werden, muß die untere Kante

Zeichnungen: Bamberg M

Abb. 1. Freßgitter geschlossen

des Gitterbalkens 1,35 m vom Stallboden entfernt sein. Die Breite der Freßöffnung soll 50—60 cm betragen. Ist die Öffnung zu breit, so können die Kühe den Nachbartieren doch das Futter wegfressen, und die ganze Einrichtung verfehlt ihren Zweck.

Die Freßgitter werden in einzelnen Gegenden als offene und in anderen Gebieten wieder als verschließbare Einrichtungen gebaut. Während bei den offenen Freßgittern die Tiere stets die Krippe erreichen können, ist bei den verschließbaren durch einen Schiebemechanismus die Möglichkeit vorhanden, die Öffnungen zu schließen und wieder freizugeben. (Siehe die nebenstehenden Abbildungen.) Auch wenn die Tiere bei den verschließbaren Einrichtungen den Kopf zwecks Futteraufnahme durch das Gitter hindurchgesteckt haben, kann die Oeffnung geschlossen werden, so daß die Tiere während des Fressens nicht entweichen können und ein Verstreuen von Futter vermieden wird.

Abb. 2
Freßgitter zur Futteraufnahme freigegeben

Bei den verschließbaren Freßgittern muß der Stand der Kühe genügend lang sein, mindestens 2,50 m, damit die Tiere, wenn sie sich bei geschlossenem Freßgitter hinlegen, genügend Bewegungsfreiheit haben. Offene Freßgitter, dagegen können auch bei Kurzstand (1,80 m lang) Verwendung finden, jedoch unter der Voraussetzung, daß der vordere obere Krippenrand nicht höher als 25 cm ist, damit die Tiere beim Liegen Kopf und Hals über die Krippe hinweg frei bewegen können. Derartige niedrige Krippen sind nicht nur billig, weil sie wenig Mauerwerk beanspruchen, sondern sie ermöglichen auch dem Vieh, in natürlicher Haltung, wie auf der Weide das Futter aufzunehmen. Ob demnach bei der Anbringung der Freßgitter offene oder verschließbare gewählt werden sollen, ist weitgehend von den räumlichen Verhältnissen des Stalles abhängig.

Baumwunden und ihre Behandlung

Die Wunden von Bäumen, gleichviel, ob sie durch eine äußere Beschädigung, durch ein Unwetter, durch eine Baumkrankheit oder durch Tiere entstanden sind, dürfen nie vernachlässigt werden, weil dies sonst leicht zum dauernden Kränkeln der Bäume, zur Unfruchtbarkeit und zum Eingehen führen kann. Wenn nichts dagegen unternommen wird, sind die Wunden der Bäume allen Witterungseinflüssen ausgesetzt, sie werden größer und schlimmer, wozu noch kommt, daß sich an solchen Stellen mit Leichtigkeit allerlei Parasiten festsetzen können. Selbst wenn ein Baum große Wundstellen hat, kann er oft noch jahrzehntelang erhalten werden, wenn heizeiten mit einer zweckentsprechenden Behandlung begonnen wird. Allerdings gilt auch hierbei, daß Vorbeugen besser ist als Heilen. Zunächst ist es notwendig, daß die Wunden mit einem recht scharfen Messer bis auf das gesunde Holz ausgeschnitten werden. Das gilt ganz besonders für ältere Baumwunden. Dann muß der Baum ein Pflaster erhalten, das die Wundstellen zudeckt und sie vor äußeren Einflüssen und Angriffen schützt. Dabei ist ein Unterschied zu machen, ob es sich um eine Wunde am Holz oder an der Rinde handelt.

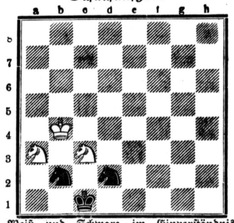
Wunden an der Rinde beschmiert man am besten mit einem Gemisch, das zu gleichen Teilen aus Lehm und aus Rindermist besteht. Kann man Kälberhaare beimischen, so wird das Pflaster haltbarer. Will diese Mischung trotzdem nicht an der Wunde kleben bleiben, so wird sie mit einem Lappen umwunden. Holzwunden sind in den meisten Fällen gefährlicher als Rindenwunden; bei ihnen müssen auch andere Mittel angewendet werden. Gartenbesitzern wird gar nicht so selten der Rat erteilt, größere Holzwunden einfach mit Steinkohlenteer auszufüllen. Diesen wohlgemeinten Rat zu befolgen, ist jedoch nicht angebracht. Eine Ausfüllung mit Steinkohlenteer schließt zwar die Baumwunde nach außen ab und verhindert auch den Einfluß der Witterung und das Eindringen von Parasiten. Steinkohlenteer greift aber auch das gesunde Holz an, auf das er gebracht wird. Will man Teer verwenden, so kann dies ohne Bedenken nur dann geschehen, wenn der Teer bei Ausfüllung der Wunde lediglich als Füllmaterial verwendet wird. Die nächsten Umrandungen der Wunde müssen dann mit einem, das gesunde Holz nicht angreifenden Material belegt worden sein, so daß der Steinkohlenteer also durch eine Zwischenschicht getrennt ist und mit dem Holz selbst nicht in Berührung kommt. Ein Rezept, sich Baumwachs zum Schmieren von Baumwunden herzustellen, ist folgendes: 500 Gramm weißes Harz werden bei kleinem Feuer (Vorsicht!) geschmolzen. diesem Harz werden dann bei ständigem Umrühren 500 Gramm Holzteer zugesetzt und schließlich kommen noch hinzu 125 Gramm Leinöl und etwa 60 Gramm Spiritus. Bis zuletzt darf das Umrühren nicht unterlassen werden, wenn die einzelnen Bestandteile gut durcheinander kommen sollen. Es gibt noch eine ganze Reihe anderer Rezepte zur Herstellung von Wachs zur Behandlung von Baumwunden. Das einfachste ist jedoch, man macht sich die Mühe dieser Herstellung gar nicht, sondern kauft fertiges Baumwachs, das man im Handel für wenig Geld haben kann.

Unseren Gartenrosen dürfen wir im Herbst nicht vernachlässigen, sondern müssen dafür sorgen, daß er vor dem Frost nochmals kurz geschnitten wird. Herausfallendes Laub darfen wir ab, da sonst leicht Pilzkrankheiten entstehen. Wenn der Boden dann etwas gefroren ist, so streuen wir gelbrote Komposterde über die Rosenbeete. Die Erde muß trocken sein, damit sie durchgesiebt werden kann, so gut es auch Torfmull der aber vorher mit Jauche getränkt sein muß. Die Bedeckung des Rasens darf natürlich nur eine ganz leichte sein. Mit dem Einsetzen wärmerer Wetters im Frühjahr wird der Rasen wieder gut abgeharkt. Was vom Kompost oder Torfmull dabei liegenbleibt hilft den Rasen düngen.

Was essen wir am 2. „Eintopfsonntag"?

Der zweite Eintopfsonntag dieses Jahres steht vor der Tür. Einmütig wie bisher wird das deutsche Volk in allen seinen Ständen sich um das einfache Mahl scharen. „Was koche ich zum Eintopf?" fragt wie immer die deutsche Hausfrau. Selten aber ist diese Frage so leicht zu beantworten wie in diesem Monat. Es hat sich langsam herumgesprochen, daß Wirsingkohl und in diesem Herbst überreife Wenen herrlicher, saftiger Kochäpfel beschert hat, auf allen Märkten und Larren bezeugen uns die frischen Kernfrüchte. Jedes Kind weiß aber auch, daß die diesjährige Kartoffelernte über Erwarten groß und gut ist. Was liegt näher, als daß die Hausfrau das alte ehrwürdige Gericht „Himmel und Erde" bereitet. Doch auch für die unverbesserlichen Fleischesser ist gesorgt. Rindfleisch steht in ausreichenden Mengen zur Verfügung, und wenn die Hausfrau dazu eine gehörige Menge Weiß- oder Wirsingkohl oder auch Kohlrüben in den Topf tut, wird sie ihre hungrigen Gäste schon satt bekommen. Nach Einsetzen des Frischfischfanges sind schon seit Tagen die ersten Kabeljaus, Rotbarsche und Seelachse der diesjährigen Saison auf die Märkte gelangt, so daß auch der Fischliebhaber auf seine Kosten kommt. — Man sieht, die Auswahl ist gut und reichlich. Den ganz Anspruchsvollen sei noch verraten, daß auch Karotten, kaftig, dick und nahrhaft dem Eintopf bereitwillig sich opfern wollen.

Schachaufgabe



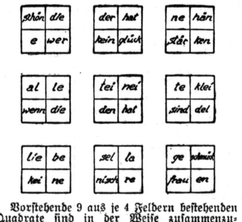
Weiß und Schwarz im Einverständnis sollen so in der üblichen Reihenfolge der Züge spielen, daß die Könige und Springer die Plätze tauschen; dabei darf jedoch nie ein König in ein Schach gestellt werden. — Weiß zieht an. Die Bewegung der Figuren darf nur auf den 16 Feldern a1 bis d4 erfolgen!

Kontrollstellung (6). Weiß (3): Kb1; Sa3 u. c3 — Schwarz (3): Kc1, Sb2 u. d2.

Rösselsprung.

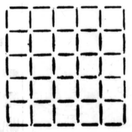
can	dingt	ren	nur	hängt	spitz
stö	nie	wo	die	glück	es
ies	dein	dein	laß	es	len
mand	zer	ln	und	ren	dir
hens	al	hö	zu	stil	aus

Magisches Mosaik.



Vorstehende 9 aus je 4 Feldern bestehenden Quadrate sind in der Weise zusammenzustellen, daß sie ein großes Quadrat ergeben, in dem stets 9 Felder, also ein Viertel der Figur, ein Sprichwort ergeben.

Streichholzaufgabe.



Durch Fortnahme von 8 Streichhölzchen sollen 4 kleine und 1 großes Quadrat wie ein Kreuz hergestellt werden. Welche Hölzchen hat man zu entfernen?

Geographisches Silbenrätsel.

Aus den 41 Silben:

ba — cel — da — e — e — el — er — feld — furt — gau — gee — ger — han — hel — hon — i — ir — ir — is — jee — land — le — li — na — nef — nis — oer — va — vool — que — ani — rie — saal — salz — schlirf — sing — ste — tisch — tor — tu — ver

sind 18 Wörter zu bilden mit folgender Bedeutung:

1. Nebenfluß der Weser, 2. Stadt in England. 3. Stadt in den Vereinigten Staaten. 4. europäisches Reich, 5. Stadt in Hannover. 6. Stadt in Dänemark. 7. Stadt im Rheinland, 8. Stadt in Böhmen, 9. Stadt in Chile, 10. Stadt in der Provinz Sachsen. 11. Stadt in Persien, 12. Stadt in Thüringen. 13. französische Kolonie. 14. Nebenfluß der Weichsel. 15. Nebenfluß des Ob, 16. italienische Insel, 17. Bad in Hessen, 18. Stadt in der Provinz Sachsen.

Sind die Wörter richtig gebildet, ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Aristoteles.

Kettenrätsel.

Bein — Bruch — Guß — Gut — Kunst — Schrift — Spiel — Stahl — Stich — Stück — Tisch — Wort.

Aus vorstehenden 12 einsilbigen Wörtern ist die gleiche Zahl zweisilbiger Wörter zu bilden, und zwar in der Weise, daß die Endsilbe des einen Wortes stets die Anfangssilbe des andern ist; das Ganze muß also eine Kette ergeben.

Ergänzungsrätsel.

Es soll den Wörtern:

Rise — Meise — Assel — Natte — Stern — Rost — Lug — Sau — Ebre — Ries — Rit — Bier — Lias — Ente

vorn je ein Buchstabe angefügt werden, so daß neue, und zwar wiederum Hauptwörter, entstehen.

Miteinander verbunden ergeben diese Buchstaben einen herbstlichen Volksbrauch.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. De6 × e7, f5—f4; 2. De7—e5, b6 × e5; 3. Kd6—c5, Kd3 × e4; 4. Db1—e2 matt. a) 1. . . . f5 × e4. 2. De6 × e4†, Kd3—b2; 3. Db1—a1, beliebig; 4. Dame matt.

Ausfüllrätsel: Karakal, Alpern, Fernrohr, Falzbein Emscher, Elch, Kafein, Koenne. — Kaffeekraenzchen.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel: Waagerecht und senkrecht: 1. Omelett, 2. Maja. 3. Eibet, 4. Laer. 5. To. 6. Tiber, 7. Kaloderma, 8. Alba. 9. Vol. 10a. Xero, 10b. Zoe, 11. Gor, 12. Zer, 13. Vor. 14a. Reim. 14b. Re.

Buchstabenrätsel: 1. Rothart, Tabor. 2. Kreisel, Riese. 3. Vorname, Norma. 4. Palermo, Maler. 5. Ariadne, Nadir. 6. Wieland, Elina. — 1. Tabor Boa. 2. Riese. Eis. 3. Norma, Rom. 4. Maler, Bea. 5. Nadir. Iba. 6. Elina. Nil. — Berlin.

Magisches Figurenrätsel: Marone — Lenore.

Silbenrätsel: 1. Irmgard, 2. Nervi. 3. Sellerie, 4. Eskorial, 5. Vivius, 6. Iduna. 7. Gevard, 8. Enzian, 9. Nikaragua, 10. Semmum, 11. Tourist, 12. Umfeld, 13. Regus. 14. Donizetti, 15. Erpressung, 16. Nektar, 17. Violine. — In seligen Stunden vergißt man das Leid.

5 Diener, die sehr wenig kosten, tagaus, tagein auf ihrem Posten: Persil · Henko Sil · iMi · ATA

P 176 b

Mosaik

Falscher Verdacht

Trudchen: „Nicht wahr, Mutter, der Küster unserer Kirche muß ein recht böser Mann sein!"

Mutter: „Woraus schließt du das?"

Trudchen: „Er sagte neulich: ‚Heute muß ich wieder meine Bälger treten!'"

Daher

„Ich sage es immer wieder, der Schnaps ist das größte Unglück für die Menschen. Man sollte allen Schnaps auf den Grund des Meeres werfen!"

„Tja, ich denke darüber ja nicht ganz so hart, aber mein Bruder, der ist ganz Ihrer Meinung!"

„Sehen Sie, an diesem Bruder sollten Sie sich ein Beispiel nehmen! Ist er auch Matrose wie Sie?"

„Nein, der ist Taucher!"

(Wrobke na dachu.)

*

„Laß mich in Ruh', ich habe heute einen schweren Kopf!"

„Nanu, seit wann ist ein hohler Gegenstand schwer."

*

Ein Schotte erwirbt ein Barometer. Darauf fragt ihn der Freund, weshalb er es erstanden hat. „Damit ich weiß, ob es regnen wird."

„Du Verschwender, wozu hast du deinen Rheumatismus."

*

„Der Herr dort drüben wurde mit einem Schlage reich."

„So? Was ist er denn?"

„Boxer!"

*

Anny: „Hat Henry dir eigentlich mal erzählt, daß ich ihn abgewiesen habe?"

Henrys Braut: „O ja; er hat mir oft von den glücklichen Zufällen seines Lebens erzählt."

*

„Findest du nicht, Erika, daß meinen Bräutigam der Vollbart gut kleidet?"

„Unbedingt . . . man sieht dann nicht soviel vom Gesicht!"

*

„Sehen Sie, dieses Schloß ist von meinen Ahnen erbaut worden."

„Ach, waren die Maurer?"

*

„Eins kannst du mir glauben, lügen gehört nicht zu meinen Schwächen."

„Das weiß ich, es ist deine stärkste Seite."

*

„Meine Mutter versteht aber auch nichts von Kindern. Abends schickt sie mich ins Bett, wenn ich noch garnicht müde bin und morgens muß ich heraus, wenn ich noch gern schlafen möchte."

Nette Zustände

„Hören Sie, Herr Schulz. Sie müssen Ihren Hund besser erziehen und ausgiebiger füttern. Solange ich esse, sitzt das Biest vor mir und wendet kein Auge von meinem Teller. Ich soll ihm wahrscheinlich was geben."

„I wo, der Hund ist satt; er weiß aber, daß Sie den Teller haben, auf dem er sonst sein Fressen kriegt." (Fliegende Blätter.)

*

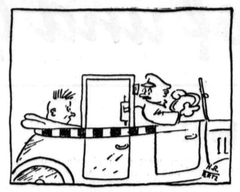
Der berühmte Dichter hatte seinen Roman beendet und rannte in strahlender Laune durchs ganze Haus: „Freitag! Schluß! Ende!"

Und die alte treue Minna nickte ihm zu: „Ja, das ist ein herrliches Gefühl, Herr Doktor, mir geht es immer genau so nach der großen Wäsche!"

Der Protz

„Dieses Radiogerät hat einen fabelhaften Klang."

„Gut, geben Sie mir ein Dutzend davon!"



„Mann, fahren Sie doch vorsichtiger, ich fahre das erstemal Auto!"

Fahrer: „So ein Zusammentreffen! Ich fahre auch das erstemal!"

Heiratsanzeige.

„Sie schrieben doch: ‚Junge Witwe mit Kind'. Wo haben Sie denn den Kleinen?"

„Hier ist er!"

„Ist der Spiegel denn noch gut erhalten?"

„Aber wie! Da ist vielleicht zehnmal reingeguckt worden"

„Tragen Sie, bitte, meinen Koffer vorsichtig, es ist Glas drin!"

Die Kosten

Heim hat vor 8 Tagen einen Hund gekauft. Ein Bekannter fragt ihn:

„So ein Hund kostet wohl viel?"

„Ja, schon zwei Hosen."

Sehr wahrscheinlich

Er: „Martha, ich habe für die Oper noch zwei Stehplätze bekommen."

Sie: „Das ist ja herrlich! Hoffentlich liegen sie nebeneinander."

*

A.: „Stelle dir mein Unglück vor! Mein Arzt hat mir das Trinken verboten! Was soll ich nun machen?"

B.: „Da weiß ich ein vorzügliches Mittel. Du nimmst dir einfach einen anderen Arzt."

*

A.: „Borge mir doch zwanzig Pfennig, ich habe kein Fahrgeld nach Hause!"

B.: „Tut mir sehr leid, mein Lieber, ich habe nur einen Zwanzigmarkschein bei mir!"

A.: „Das ist ja herrlich! Gib her, dann nehme ich ein Auto!"

*

Einst beklagte sich bei Papa Wrangel die Frau eines Korporals, daß sie von ihrem Mann grob und unwürdig behandelt würde. Wrangel erwiderte: „Det jeht mir nichts an!" Aufgeregt fuhr die Frau fort: „Aber er verläßtert auch Eure Exzellenz!" „Det jeht Ihnen nichts an", entgegnete Papa Wrangel. (Koralle.)

Daher also!

Bumke klingelt mitten in der Nacht beim Apotheker.

„Ich kann nicht schlafen und möchte gern etwas Morphium haben!"

„Haben Sie ein Rezept?" fragt der Apotheker.

„Nein!"

„Dann darf ich Ihnen kein Morphium verkaufen!"

Bumke denkt einen Augenblick nach und fragt dann: „Können Sie mir dann etwas Insektenpulver verkaufen?"

*

„Also die Stelle können Sie haben. Fangen Sie morgen um 6 Uhr früh an. Der Stundenlohn beträgt 60 Pfennig. Später mehr."

„Schön, Herr Direktor, dann fange ich später an!"

Gut gegeben

Zwei Männer begegnen sich auf einem schmalen Fußsteig. Murmelt der eine: „Ich weiche doch nicht jedem Ochsen aus!"

„Aber ich!" sagte der andere und geht zur Seite.

*

„Warum haben Sie eigentlich dieses blutjunge Mädel in ihrem Antiquitätengeschäft? Versteht es viel von Altertümern?"

„Das gerade nicht. Aber wissen Sie, neben ihr wirken die Altertümer noch viel älter!"

Zwischen Tür und Angel

Mann: „Wie konnte du nur eine geschlagene Stunde mit Frau Müller vor der Haustüre stehen!"

Frau: „Ach — ich war so in Eile und hatte keine Zeit, um mit heraufzukommen."

*

„Warum arbeiten Sie denn nicht, anstatt zu betteln?" fragte die Farmersfrau den verkommenen alten Landstreicher.

„Ja, wissen Sie", erwiderte dieser, „mein letzter Chef hat mir kein Zeugnis gegeben, und da will mich niemand mehr einstellen!"

„Sie können doch ein Zeugnis von ihm verlangen!"

„Das geht leider nicht . . ."

„Warum denn nicht?"

„Mein Chef ist vor dreißig Jahren gestorben." (The Humorist.)

Große Auswahl Spielwaren. Sammelheft u. interess. illustr. Geschenke-Katalog umsonst an jedermann. EMIL JANSEN, Solingen-Wald 219

Gegen Verstopfung Kneipp-Pillen MK1 – Kneipp-Kur-Wegweiser kostenlos durch Kneipp-Mittel-Zentrale-Würzburg

Damenbart entfernt u. tilgt. prakt. Reichspatentamt. Wp. 468 309 Gold. Medaille. Chic. Preis Gratisfoto. Kanton 1933. Dankerfolge. Zuschriften über Dauererfolge (Zuschriften ohne Rückumschlag werden nicht beantwortet) Kleinfur XII 6.75, fürst XII 8.85, 5 gestr. Stäbchen XII 5.50 und 6.50 Nachnahme. Gebrüder G. m. b. H., Köln 114

Die weltberühmte HOHNER gegen zehn Monatsraten. Gratis großer Katalog mit 150 Abb. und Teilz.-Preisen LINDBERG Größtes Harmonika-Versandhaus Deutschlands. MÜNCHEN Kaufingerstraße 10

Bis 2400.– RM jährl. Einnahme auch mehrf. d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schupp., Garten usw. Ich kaufe Pilzerute u. ert. Ausk. M. Benecke, Hamburg, Heilmannstr. 12

Warmer Laufschuh, 8 mm Gummisohlen, welch. gepolstert! 43/46 M 1.25 46/47 M 1.95. Neu erschienen ist Deutschlands größtes Schuheinkaufsbuch! 100 Seiten Auswahl für die ganze Familie. 600 günstige Schuhangebote. Eine Postkarte bringt es Ihnen kostenlos Speier überlanddienst Frankfurt a. M. MK 43

Nähmaschinen seit 60 Jahren gut u. preisw. bei Ritter Paderborn Dom gegenüb. frei Haus überall hin.

Geschenk, das Freude macht! Eisbär-Felle als Reinhemd sind nicht nehmbar, als meine sauber gegerbt. Meisdeschwackenfelle Pr. ab M 7.- Bildmatag. durch th. Teppich-Beck & Fabrikat fr. W. Meine Lüneburg 74 (b. Celle)

Anzeigenpreise. Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn, Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn. Hannover 3504.

Locker und fein – ein richtiger Oetker-Kuchen! So gelingt er Ihnen stets mit Dr. Oetker's Backpulver „Backin"!

Asthma ist heilbar aber oft wenigstens so zu bessern, daß die Anfälle wesentlich seltener und schwächer werden. Dazu gibt es ein von Professoren, Aerzten und Kranken erprobtes und anerkanntes Spezialmittel gegen Erkrankungen der Luftwege (also auch Keuchhusten, Luftröhren, Bronchialkatarrh), das „Silphoscalin". — Es wirkt nämlich nicht nur schleimlösend, muskelentkrampfend und entzündungshemmend, sondern vermag das Gewebe der Atmungsschleimhaut wiederherstellungsfähiger und weniger reizempfindlich zu machen, und das ist ausschlaggebend; daß das dem „Silphoscalin" seinen großen Ruf eingetragen. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und kaufen Sie keine Nachahmungen. — Packung mit 80 Tabletten RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosenapotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bähler, Konstanz, kostenlose und unverbindliche Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift Sf 305 v. Dr. phil. nat. Strauß, Werbeschriftsteller.

Die Zeitungsanzeige als Werbemittel unübertroffen!

Graue Haare sind in 8 Tg. natürl. d. „O-B-V". Rm 1.85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. O. Blocherer Augsburg 11/29

Laubsägerei- Holz, Vorlagen, Werkzeuge, Liste gratis! Hofmann & Schmitt Limburgerhof 11

Anzeigen im „7. Tag" haben groß. Erfolg

Aufgetretenes bringt Gewinn

Mehrmalige Wiederholung von Anzeigen verbilligt die Werbung ganz wesentlich. Bitte, lassen Sie sich von unserer Anzeigen-Abteilung unverbindlich beraten

Glas-Christbaumschmuck! Verlangen Sie unsern neuest. farb. illustr. Haupt-Katalog über meine Neuheiten: Solewaren, Puppen Bären, Weihnachtstrauben, Seehase, Engel, Vogel, Glocken, Spitz, Glitzerb. usw. Aus erster Hand. Billige Preise. Zeit Spitzel Umtausch gestattet. Geld zurück! Für Wiederverkauf hohe Rabatte. Adolf Eichhorn Eugen Sohn, Lauscha Thür. 44

Katholische Eheanbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. Älteste, erfolgreichste, größte, kirchlich geleitete Vereinigung. In 10 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Anerk. vorn. Einrichtg. und Arbeitsweise. Neuland-Verlag R, Herne i. W. Mühlenstraße 7

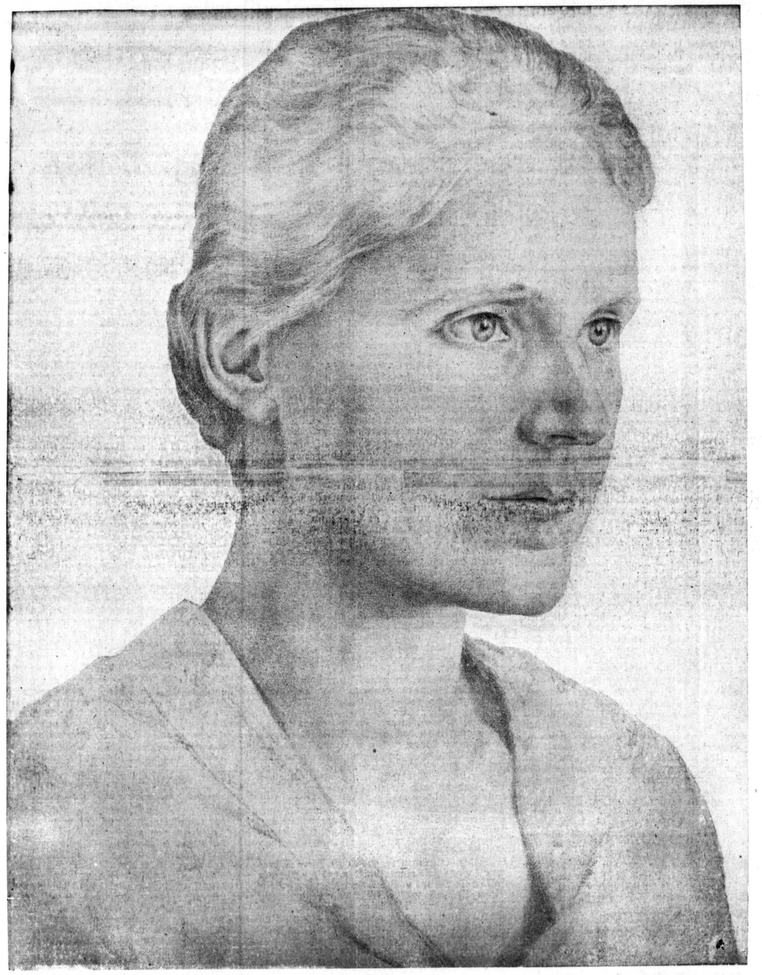
Seit fast 100 Jahren kaufen Hunderttausende ihre Herren- und Damenstoffe nach unserer großen Kollektion über 1000 Originalmuster. Auch erstklassige Wäschaftoffe, Teppiche, Brücken Bettumrandungen und Vorlagen sowie Steppdecken. Verlangen Sie kostenlos Benutzung unter Angabe des Verwendungszweckes. Zahlungserleichterungen! W. Michovius Coltbus 129 k Seit 1843 Lieferant parteiamtl. Uniformstoffe

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Ostergold, sämtlich in Paderborn. — Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H. — Verlagsleiter: Eberhard Wessel, Paderborn. „Der 7. Tag": D. A. III. VJ. 37: 26 780. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8. gültig.

6. Jahrg. – Nr. 47 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 21. November 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 65 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land



Nordische Frau / Zeichnung von L. G. Schmidtbauer Bavaria-Verlag, Gauting

Herbe Schönheit

Von Josef Johannes Link

Froh stehst du vor dich hin,
Dein Blick ist blank und blau
Wie früh im Tagbeginn
Die Blume unterm Tau.

Über dem festen Kinn
Schwingt schmal der Lippen Rot,
Darüber kein Wort geht hin,
Das nicht das Herz gebot.

Weiß blüht die Stirn und klar,
Schimmernd von adligem Glanz,
Stolz liegt aus blondem Haar
Wie Krone der Flechten Kranz.

Streng geht der Mienen Spiel,
Ohne Verstellung und schlicht,
Es schimmert hindurch so viel
Tiefinneren Lebens Licht.

Froh stehst du vor dich hin,
Wissend und unverzagt:
Das ist der starke Sinn
Der Herrin und der Magd.

Das Bildnis der deutschen Frau

Wir Menschen von heute leben in einer Zeit, die an alle die größten Anforderungen stellt. Jedem von uns hat das Schicksal seinen bestimmten Platz angewiesen: in der Gemeinschaft seines Volkes, in dieser oder jener Landschaft. Gleichgültig, wo wir zu stehen haben, am Pflug, an der Werkbank oder am Schreibtisch, es genügt nicht mehr, daß wir nur mit den äußerlich sichtbaren und fühlbaren Dingen leben. Wir müssen tiefer in alles Geschehen eindringen, müssen die Gegenwart auch als Brücke zwischen den vergangenen Jahrhunderten der Geschichte und der Zukunft erleben. Das gilt nicht zuletzt für die Frau, die den tiefsten Quellen des Lebens am nächsten ist und das große Geheimnis der Menschwerdung zu bewahren hat. Eine neue deutsche Jugend ist gekommen, die aus der Opferbereitschaft ihres Denkens und Fühlens heraus neue Ideale aufrichtete: unbändigen Stolz, Reinheit und Wahrheit. Sie brauchte nur an die großen Ueberlieferungen unseres Volkes anzuknüpfen, denn nirgends sonst wird man eine solche Fülle großer Frauenschicksale finden wie gerade in der deutschen Geistesgeschichte.

Für unser Volk tritt die Frau meist erst in das Geschehen der Welt ein, wenn sie zum Mittelpunkt einer Familie geworden ist. Von dort aus ist es ihr möglich weiterzuwachsen und ihren Anteil am geistigen Dasein ihres Volkes beizutragen. Um das Wesen der deutschen Frau in der Geschichte zu verfolgen, steht uns vor allem ein großes Anschauungsmittel zur Verfügung: das Kunstwerk. Hier aber ist es besonders das Bildnis, das uns die lebendigste und der Wirklichkeit am nächsten kommende Darstellung gibt.

Unter die ersten erhaltenen Darstellungen deutscher Frauen haben wir zweifellos die wenigen noch vorhandenen Plastiken römischer Bildhauer zu rechnen, die germanische Frauengestalten zum Gegenstand haben. Nur in ganz wenigen Fällen läßt sich hier auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen, ob eine bestimmte historische Persönlichkeit — etwa die Gattin einer der großen Stammesführer — gemeint ist, oder ob nur aus verschiedenen Anregungen des Künstlers eine Idealgestalt entstand. In den meisten Fällen aber finden wir große, aufrechte Gestalten, die deutlich den Stempel nordischer Rasse an sich tragen, wie sie noch heute die alten germanischen Siedlungsgebiete aufweisen. Die Gesichtszüge sind stark und kraftvoll, dabei — vielleicht noch betont durch den Künstler, der nur das klassische Ideal regelmäßiger Schönheit kannte — oft nicht schön im äußerlichen Sinne des Wortes, dafür aber getragen von einem starken, edlen Ausdruck. Vor manchen dieser Köpfe erkennen wir, was Tacitus meinte, als er schrieb, daß die Germanen in der Frau „etwas Heiliges" verehrten: es war die Verehrung vor der Mutter ihrer Söhne und Töchter, vor der Frau als Hüterin der Lebensquelle überhaupt.

Diese ersten Zeugnisse finden erst mehrere Jahrhunderte später um die Wende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung bis in die Zeit der Stauffenkaiser hinein ihre Fortsetzung in Grabdenkmälern und Darstellungen der Stifter in den großen Domen des 12. und 13. Jahrhunderts. Als Höhepunkt sind hier das Grabmal der Gattin Heinrichs des Löwen im Braunschweiger Dom, die Gattin Kaiser Heinrichs an der Eingangsporte des Bamberger Domes und die Stifterinnen in dem

berühmten Naumburger Chor, Reglindis und Uta, zu nennen. Es sind fast noch dieselben großen und kraftvollen Gestalten wie die der alten Germanenfrauen. Aber alles, was bei jenen noch unberührt und unaufgeschlossen ist und den Atem weiter Landschaft und dichter Wälder an sich trägt, ward nun zu einem geschlossenen aristokratischen Lebensideal geformt. Man spürt an den Gesichtern dieser Frauen, daß sie an einem Brennpunkt unserer Geschichte standen und mit Bewußtsein ihr Leben als etwas vom Schicksal Gegebenes erkannt und geformt haben.

Das alles wird anders mit dem Erstarken des Bürgertums der Städte im ausgehenden Mittelalter. Nirgends ist das deutlicher zu spüren, als gerade im Leben der Familie und in der Stellung der Frau. Wir können das heute noch so genau verfolgen, da die künstlerischen Quellen durch das rasche Aufblühen der Malerei von nun an viel reichlicher fließen. Auch die Darstellung der Frau nahm damals ihren Ausgang in der religiösen Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts, aber immer stärker tritt mit dem Sieg des Humanismus das rein Menschliche und Persönliche in den Vordergrund. Während noch die ersten fränkischen und westdeutschen Malerschulen bei einer Darstellung der Maria oder einer Heiligen in den seltensten Fällen wirkliche Menschen, sondern fast stets Idealgestalten geben, finden wir später sogar noch in den großen Schnitzaltären den Hang einer bildnishaften Wirklichkeit. So ist z. B. eine Madonna von Dürer, Schongauer oder Grünewald eine wirkliche Mutter, die sich liebend über ihr Kind beugt — sicher trägt sie sogar die Züge von Menschen, die den Künstlern selbst nahestanden.

Zur Zeit Dürers findet sich auch das Bildnis in größerer Zahl als Ausdruck der immer größeren Persönlichkeitsständigung der Kunst. Bezeichnend dabei ist die Tatsache, daß uns eine viel umfangreichere Anzahl von Frauenbildnissen der alten, bürgerlichen Patrizierfamilien erhalten sind, als solche von den Fürstinnen der damaligen Zeit. Selbst die Bilder eines Wolgemut oder Lukas Cranach geben die bürgerliche Umwelt getreu wieder, die Dargestellten sind meistens ehrsame Hausfrauen, deren Welt mit den Stadtmauern beginnt und aufhört.

Die Entwicklung zu immer größerer Persönlichkeitsständigung und zum Ausbau der Persönlichkeit läßt sich immer deutlicher in den nächsten Jahrhunderten verfolgen. Das achtzehnte Jahrhundert mit den Höfen der Fürsten — in Deutschland vielleicht am eindeutigsten durch die Dresdner Residenz August des Starken verkörpert — bringt noch einmal den Gedanken einer Aristokratie zur vollen Blüte und damit das Ideal einer vollendeten Dame in Reifrock, Puderperücke und Schönheitspflästerchen, wie sie uns die Hofmaler überliefert haben.

Das neue Jahrhundert bringt mit den Befreiungssiegen den endlichen Sieg einer kraftvolleren Weltanschauung auf allen Gebieten des Lebens, und damit wandelt sich auch das Frauenideal zu natürlicher und ungezwungener Anmut, zu wirklicher Größe des Herzens und des Charakters. Dieses Ideal gilt auch für uns heute wieder — es ist im Grunde trotz der mannigfachen Abwandlungen im Laufe der Geschichte im Herzen des Volkes stets das gleiche geblieben.

Karl-Günther Wiegand

Der schwere Stein / *Erzählung von Heinrich Eckmann*

Ein alter Mann tritt aus dem Nebel heraus und geht den Weg weiter, nach dem Moor hinunter. Es ist Henn Sweet, ihr kennt ihn wohl alle. Im Kriege verlor er seinen einzigen Sohn. Und gestern begrub er seine Frau. Er allein blieb noch übrig. Aber sein Hof ist noch da. Henn Sweet und sein Hof sind eins, so fest sind sie miteinander verwachsen. Es gibt freilich Leute im Dorfe, die behaupten, daß Henn Sweet auf seinem Hofe nichts mehr zu suchen und sagen habe. Als der Sohn nicht mehr zurückkehrte aus dem Kriege und die Kraft des alten Mannes brach und sich dem Willen widersetzte, verkaufte er den guten, mühsam durch Fleiß und Ausdauer dem schweren Leben abgerungenen Besitz an Markus Vollstedt. Damals verlieh er den Hof und übernahm eine kleine Kate am Ausgang des Dorfes für sich und seine Frau als Wohnung. Er brachte sein Geld auf die Bank, verlor durch die wilde Zeit fein ganzes Vermögen und hat nun nichts mehr als sich und Sorgen und Schulden dazu. So sagen die Leute im Dorfe, die alles besser wissen wollen als Henn Sweet selber. Aber er glaubt das nicht. Er hat noch seinen Hof, sein Vieh, seinen Pflug und alles, was er dem Leben abgewann. Und er kümmert sich nicht um die Leute, er läßt sie reden, was sie wollen, er hat genug mit sich selber zu schaffen wie jeder andere gute Bauer. Und wenn die Leute auch unter sich erzählen, daß Henn Sweet wunderlich wäre und nicht mehr recht wisse, was eigentlich los wäre — — — der alte Bauer geht auf den Acker und dient und hilft ihm so gut es geht.

Was sagt der Knecht? „Wenn ich Markus Vollstedt wäre — —" sagt er. Aber es ist ganz einerlei, was er sagt, denn er hat nichts zu sagen. Der Knecht kann gehen, wenn ihm die Arbeit nicht paßt. Henn Sweet ist der Bauer und weiß auch ohne den Knecht, was er will. Das wußte er in seinem Leben immer. Sonst wäre er nicht so groß geworden und von unten auf so hoch emporgestiegen. Mit nichts und wieder nichts fing er einmal an, dahinten beim Moor, dem er seine erste Weide abrang in mühevoller Arbeit. Damals lachten die andern Bauern über den kleinen Mann, der am Tage als Tagelöhner bei den großen, reichen Bauern sein Brot verdiente, am Feierabend aber seinen eigenen Spaten nahm und seine Arbeit aufgriff. Das ist freilich lange her und wohl schon vergessen. Aber er nimm Schritt für Schritt weiter und arbeitete sich hoch, bis er Bauer auf seinem eigenen Hofe war. Das wissen die jungen Bauern auch, ihre Väter haben ihnen sicher davon erzählt, aber sie denken nicht daran, sie haben sonst zu viel.

Und nun will Henn Sweet wieder dem Stein zu Leibe. Das hat er sich vorgenommen, der Stein auf der großen Koppel am Hagen soll heraus. Einmal — es war wohl gerade an dem Tage, als die Nachricht vom Tode seines einzigen Sohnes ihn erreichte — rammte er diesen Stein mit dem Pflug, daß die Schar zerbrach. Damals schon schwor er ihm Tod und Untergang. Aber dann kam das andere dazwischen, und er ließ ihn noch stehen. Doch nun ist diese Frist endlich abgelaufen. Ein Bauer, der einen solchen Stein in seinem Acker duldet, ist ein schlechter Bauer, nun und in allen Zeiten. Der Acker muß rein sein.

Wie war es doch? Sprach er nicht einmal mit Markus Vollstedt darüber? Ach Markus Vollstedt hat nichts zu sagen, denn er ist kein Bauer, er ist immer unterwegs und handelt, er geht am Tage in die Wirtsstube, trinkt Bier und spielt Karten, er fährt auf drei Tage nach Hamburg und kümmert sich nicht um den Hof. Und er mag nicht arbeiten, er kann nur prahlen. Man erkennt ihn schon daran, daß er dem Stein nichts antut, denn er läßt ihn einfach liegen und den Knecht um ihn herumpflügen. Uebrigens ist es ja ganz einerlei, was Markus Vollstedt tut und sagt. Der Bauer hat hier zu sagen. Und der Bauer heißt Henn Sweet. Und Henn Sweet sagt: „Es hat lange gedauert, aber nun ist die Zeit herum und nun muß und soll er heraus, der Stein."

Es geht dem alten, guten Hofe sehr schlecht. Henn Sweet weiß es, er sieht es ja an jedem Tage. Er kann nachts nicht mehr schlafen, immer hört er das Rufen und Stöhnen des alten, guten, treuen Kameraden. Das Vieh kommt nicht zu seinem Recht, die Räume stehen in Unordnung, der Pflug rostet hinterm Wall, der Knecht ist wie der Herr, ist träge und gedankenlos, auf der Wiese wachsen die Binsen sich breit — — Henn Sweet arbeitet vom frühen Morgen bis zum späten Abend gegen die Not an, aber die Not krallt sich fest und will nicht loslassen.

Markus Vollstedt — was hat Henn Sweet mit Markus Vollstedt zu schaffen? Aber der Knecht sagt — — Laßt den Knecht sagen was er will. Henn Sweet nimmt den Kampf auf mit der Not. Er öffnet in der Wiese die Gräben, er setzt die Wälle auf, er bringt die Sense friedsinning in Ordnung, er ebnet die Maulwurfshügel. Er sitzt feierabends im Wall und ist so müde, daß er kaum noch nach Hause gehen kann. Und der Knecht geht lachend vorbei, die Pfeife im Mund, und lacht über den dummen und billigen Arbeitsmann, der ihm die Arbeit wegnimmt und keinen Lohn dafür verlangt. „Mensch, Henn Sweet", sagt er, „du bist zu gebrauchen." Aber Henn Sweet hört gar nicht hin, er gibt dem Knecht schon lange keinen Lohn mehr, hat ihn schon lange entlassen.

Endlich erreicht der alte Bauer die Koppel am Hagen. Und nun sieht er schon vor dem Stein, der eben aus dem Acker hervorragt. Wenn sein Sohn nur zur Stelle wäre, der würde ihn gleich richtig anfassen, den Stein. Denn er war ein großer, starker, stämmiger Mensch und sich keine Arbeit liegen. So stark aber ist Henn Sweet nicht mehr, das weiß Gott. Er steht dort und blickt sich nach allen Seiten um, als suche und warte er, daß sein Sohn komme und ihm helfe. Er verzagt allmählich vor lauter Sorgen und Gedanken um den Hof, daß sein Sohn im Kriege fiel und nicht kommen kann. Er steht dort und fragt sich, warum sein Sohn ihn bei dieser großen, schweren Arbeit allein ließe. Ist der Krieg denn immer noch nicht zu Ende? denkt er. Was ist das für ein Zustand!

Schließlich fängt er an zu graben. Er kommt nur langsam vorwärts, es ist anders als in jungen Jahren, das kann nicht anders sein. Mit neunundsiebzig Jahren ist man kein Jüngling mehr. Aber der Stein soll heraus, das hat er sich in den Kopf gesetzt. „Du sollst heraus, Stein", sagt er, „darauf kannst du dich verlassen."

Es ist sehr einsam hier draußen in der Nähe des großen Moores. Selten nur kommt um diese Zeit ein Mensch hierher. Das ist gut so. Es ist also keiner da, der ihn in der Arbeit stört. Es geht darum kein Augenblick verloren. Er gräbt und gräbt. Er beginnt seine Arbeit früh am Morgen, wenn das Dorf noch schläft. Und abends, wenn es dunkel wird, kehrt er heim. Das ist seine Zeit, seine Uhr geht immer richtig. Was will der Knecht von ihm? Mach, daß du wegkommst, Knecht. Du hast nichts zu sagen.

Wenn er abends nach Hause kommt, steht Mieh Stöhn, die mit bei ihm wohnt und ihm den Hausstand führt, schon in der Tür und wartet und schimpft und sagt — Henn Sweet hört es ja doch nicht. Nur das, was er sagt, will. Und er sagt: „Du sollst heraus, Stein." Mieh Stöhn schimpft noch weiter, sie will in Zukunft nicht mehr so spät auf ihn warten. Aber er versteht all das nicht. Er ißt, was Mieh ihm vorsetzt, und geht dann zu Bett. Morgen früh ist die Nacht wieder herum. Und der Hof stöhnt und ruft und läßt ihm keine Ruhe, daß er fast nicht mehr davor schlafen kann. Nein, Mieh Stöhn ist satt davon. Sie sagt zu Eggert Sierck, dem Bauernvogt: „Das ist ja nicht mehr menschlich, das mit Henn Sweet. Ich glaube überhaupt, er weiß gar nicht, daß ich Mieh Stöhn bin und nicht seine Frau. Und auf seinen Sohn wartet er auch noch immer." —

Wenn Henn Sweet den Stein glücklich heraus hat, dann will er an einem Regentage auf der Wiese noch einmal den Binsen zu Leibe, die Gräben hat er im Winter ja schon geöffnet. Nachher kommt die Hedpforte am Ellernbrook an die Reihe, und dann muß er wohl auch einmal die Disteln aus der Weide abmähen. Der Knecht stimmert sich um gar nichts. Ist es nicht ein Glück, daß Henn Sweet ihm keinen Lohn mehr bezahlt? Sein Sohn wird wohl in diesen Tagen wiederkommen aus dem Kriege, denn freucht er keinen Knecht mehr, sein Sohn kann für zwei arbeiten, so groß und stark ist er. Seine Gedanken sind immer unterwegs und gehen voraus und suchen neue Arbeit. Die Not des Hofes ruft ihn hier, dort überall. —

Eines Tages kommt Eggert Sierck, der Bauernvogt, zu ihm auf die Koppel und bringt einen jungen Mann mit, der gibt Henn Sweet die Hand, nickt ihm freundlich zu, lobt seine Arbeit und sagt: „Ich will dir dabei helfen, Vater Sweet. Du sollst endlich Ruhe vor dem Stein haben. Und was zwei tun können, tut einem nicht weh." Das sagt er. Und er lacht nicht über ihn wie viele andere Leute.

Henn Sweet versteht jedes einzelne Wort, und auch daß es freundlich gesagt und ehrlich gemeint ist. „Sieh", sagt er, „dann geht es morgen oder übermorgen den Binsen an den Kragen."

„Markus Vollstedt hat den Hof nämlich verkauft, Henn", sagt Eggert Sierck, und dieser junge Mann, Johann Kröger, ist der neue Bauer."

„Junge", sagt Henn Sweet, „Stein, nun sollst du dich aber wundern." Er spuckt zu neuem mutigen Beginn in die Hände. „Nun soll du bald verspielt, Stein", sagt er und ist schon wieder mitten in der Arbeit.

Eggert Sierck und Johann Kröger gehen wieder nach Hause. Nach einer Stunde aber ist der neue Bauer wieder zur Stelle, bringt Spaten und Hammer mit und hilft die Arbeit richtig an. Und am Abend sind sie Herr über den Stein geworden. Sieh, da liegt er, Henn Sweet sitzt am Wall und ruht ein wenig aus. „Das hattest du wohl nicht gedacht, was?" sagt er zu dem Stein, und seine schwere Sorgenseele freut sich erleichtert.

Nun setzt Johann Kröger sich für einen Augenblick neben den Alten. „Ich will mich nun erst mal bei dir bedanken, Vater Sweet", sagt er, „bedanken für alles, was du für den Hof und für mich getan hast." Er bietet ihm sogar seine Hand an, so feierlich ist er. „Nimm sie man hin, Vater Sweet", sagt er, „du hast das verdient."

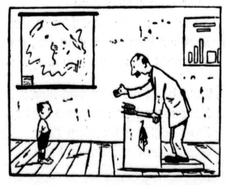
Henn Sweet sitzt dort und nimmt die Hand an und hebt den Blick und sieht in das Gesicht des jungen Menschen neben ihm. Und auf einmal — was meint ihr wohl — in diesem Augenblick erkennt der alte wunderliche Henn Sweet in Johann Kröger seinen Sohn, der so lange auf sich warten ließ. „Johann", sagt er ganz glücklich, „bist du endlich wiedergekommen, Johann?" Er ist außer sich vor Freude. Seine alten, ernsten, gutmütigen Augen lachen und weinen zugleich. „Johann", sagt er, „wie wird Mutter sich freuen, daß du wieder da bist!" Er fängt sein Lied immer wieder von vorne an. „Johann", sagt er, ich habe getan, was in meiner Macht stand, aber mehr konnte ich nicht. Und wenn nicht alles so ist, wie es sein soll — —" Die Stimme versagte ihm. Er steht da, und die Tränen perlen ihm in den grauen Bart, so freut er sich. „Johann", sagt er, „Johann — — —" Mehr bringt er nicht heraus.

Johann Kröger, der neue Bauer, steht da und weiß nicht, was er nun tun und sagen soll. Er kennt Sweets Geschichte, Eggert Sierck hat sie ihm erzählt. Er ist hart in der Arbeit, aber weich von Natur. Er will gern etwas sagen und findet doch nichts. Schließlich nimmt er den alten Mann in den Arm und klopft ihm auf die Schulter. „Es ist gut, Vater", sagt er, „es ist gut, Vater Sweet. Du hast deine Pflicht und Schuldigkeit getan, alles was recht ist. Und ich will dir nicht nachstehen, darauf kannst du dich verlassen." Es steht ein Mensch, wie er hier steht und den alten Mann im Arm hält. Es ist ja sehr einsam hier, nur selten findet um diese Zeit ein Mensch seinen Weg hierher. Und nun kommt auch schon das Dunkel näher. — —

In der folgenden Nacht schläft Henn Sweet nach langer Zeit einmal wieder ruhig. Warum soll er überhaupt noch wieder aufwachen? Sein Sohn ist doch zurückgekehrt aus dem Kriege. Nun wird der Hof keine Not mehr leiden. Darum kann er ruhig nach Hause gehen. Und das tut er auch. Er geht nach Hause, zu Grete, seiner Frau. Nun ist er bei ihr.

Auf der großen Diele seines alten Bauernhauses steht der Satz, in dem er liegt und ausruht. Johann Kröger will es so. „Ehre, wem Ehre gebührt!" sagt er.

Und der große Stein soll nachher auf seinem Grabe stehen.



...n, Peter, wieviel Einwohner hat Europa?' ‚Ich weiß es nicht . . .' ‚Beeile dich je länger du mit der Antwort wartest, desto mehr werden es!"

Dies nebenbei

In der neuesten Nummer des „British Medical Journal" erzählt ein bekannter, in Bombay arbeitender englischer Chirurg von einer eigenartigen Operation, die vor kurzem an einem indischen Gaukler vorgenommen werden mußte. Dieser Mann, einer der zahllosen wandernden Fakire, gab vor einem staunenden Publikum täglich zwei Vorstellungen, bei denen er Messer und Rasierklingen verschluckte. Er pflegte diese unverdaulichen Gerichte erst am nächsten Morgen wieder aus dem Magen zu entfernen, indem er einen fünf Meter langen, mit einem Klebemittel versehenen Bindfaden hinunterzwängte und so die verschluckten Messer wieder ans Tageslicht beförderte. Eines Morgens gelang ihm jedoch dieses Jogakunststück nicht, und er brachte es auch im Laufe der nächsten zwei Tage, während deren er seine Vorstellungen unter furchtbaren Schmerzen fortsetzte, nicht fertig, die verschluckten Gegenstände herauszuholen. Erst am dritten Tage, als er während seiner Vorstellung zusammenbrach, schaffte man ihn in die Klinik von Bombay, wo er einer sofortigen Magenoperation unterzogen wurde. Man entfernte aus seinem Magen 25 Messer, 23 Rasierklingen und zwei große Schlüssel. Der chirurgische Eingriff verlief günzlich reibungslos, und schon vierzehn Tage nach der Operation konnte der Fakir noch im Hospital wieder seine gewohnte Vorführung veranstalten.

*

Einen aufregenden Kampf mit Adlern hatte ein italienischer Jäger in der Gegend von Novara zu bestehen, der zu den Bergen über Premosello aufgestiegen war, um Adler zu jagen, da diese nach den ersten Schneefällen oft ausgehungert zu den Häusern im Tale herabstießen und die Einwohner erschreckten. Nachdem er lange gewartet hatte, gelang es ihm, einen jungen Adler mit zwei Schüssen zu verwunden. Der junge Räuber stieß, als der Jäger sich seiner bemächtigen wollte, helle Schreie aus und rief dadurch zwei große Adler herbei, die sich sofort auf den Mann stürzten und ihn so hart bedrängten, daß er sich nur noch mit Fußtritten und dem Gewehrlauf wehren konnte. Er blutete bereits an den Händen und am Halse und wurde von den wütenden Tieren immer weiter bedrängt, bis er in eine tiefe Grube stürzte. Hier blieb er mehrere Stunden leblos liegen, ehe er aufgefunden wurde. Inzwischen hatten die beiden Adler den von ihnen befreiten jungen Raubvogel mit sich fortgeführt.

*

In Fairlawn im Staate New Jersey muß in Zukunft jede Katze ein Halsband mit einer daran befestigten Glocke tragen, wenn sie sich noch weiterhin ihres Daseins erfreuen will. Der Stadtrat hat nämlich beschlossen, eine Katzensteuer einzuführen, um auch auf diese Weise ein wenig zur Besserung der Finanzlage der Stadt beizutragen. Zum Zeichen, daß die Steuer entrichtet wurde, erhält jede Katze ein Halsband mit einer Glocke, deren Klang den städtischen Katzenfänger sofort darauf aufmerksam macht, daß es sich hier um eine ordnungsgemäß angemeldete und versteuerte Katze handelt. Im nächsten Steuerjahr werden die kleinen Katzenglocken einen anderen Klang erhalten, so daß man es sofort erkennen kann, ob sich um eine „Steuerglocke" des laufenden oder des vergangenen Jahres handelt.

*

Nach einer Erklärung eines der größten nordamerikanischen Nachrichtenbüros ist die tägliche Berichterstattung über den kriegerischen Konflikt im Fernen Osten die teuerste seit nahezu zwanzig Jahren und wird nur noch von den Kabelkosten des Weltkrieges übertroffen. Die Leser der amerikanischen Blätter ahnen wohl nicht, daß jedes einzelne Wort, das von den Berichterstattern über den chinesisch-japanischen Konflikt täglich von Schanghai nach New York gekabelt wird, mehr als einen Dollar Übermittlungsgebühren erfordert. Während der spanische Freiheitskrieg der erwähnten Nachrichtenagentur monatlich nur rund 6000 Dollar an Telegrafenspesen kostete, verschlingt die Berichterstattung über den fernöstlichen Konflikt allein etwa 60 000 Dollar Kabelgebühren im Monat. Bei allen wichtigeren Meldungen muß der sogenannte „Dringend-Dienst" in Anspruch genommen werden, bei dem jedes Wort, das von Schanghai nach New York gekabelt wird, mit 84 Cent berechnet wird. Da die einlaufenden Nachrichten jedoch meist auf verschiedenen Wegen übermittelt werden — es gibt drei Kabelleitungen, die für die Berichterstattung in Frage kommen —, erhöht sich diese Summe mitunter auf das fünf- bis sechsfache.

*

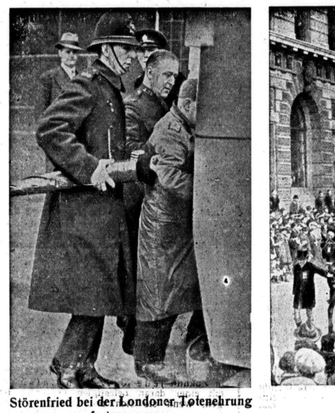
Im Ursulinenkloster in der Stadt Reichenberg feierte dieser Tage Fräulein Charlotte von Hofer ihren 80. Geburtstag. Die alte Dame ist die Urenkelin und letzte unmittelbare Nachkommin des Tiroler Freiheitshelden Andreas Hofer. Mit ihr wird die Hauptlinie der Familie des ruhmreich in die Geschichte eingegangenen „Sandwirtes" von St. Leonhard aussterben. Fräulein von Hofer wurde im Jahre 1857 in Salzburg geboren, ihre Taufpatin war die ehemalige Kaiserin Charlotte von Mexiko. 45 Jahre hat die Urenkelin des Freiheitshelden im Reichenberger Kloster zugebracht, wo sie als Musiklehrerin tätig war. In einer kleinen Eisentruhe birgt sie manches Erinnerungsstück an den Urgroßvater, der im Jahre 1810 zu Mantua erschossen wurde. Unter den vergilbten Dokumenten, die sich in der Familie forterben, befindet sich auch das allgemeine Aufgebot, das Andreas Hofer zusammen mit Haspinger und Speckbacher an das Tiroler Volk erließ und das den Tiroler Freiheitskampf einleitete.

Deutsche marschieren durch Newyork

Zur Bekundung ihrer Heimattreue und der Achtung vor den Gesetzen des Gastlandes veranstalteten die Mitglieder des amerikanischen Volksbundes in Newyork einen großen Umzug mit deutschen Fahnen und zahlreichen Sternenbannern. Die Störungsversuche des in der Stadt beiheimateten jüdischen Gesindels konnten der Veranstaltung keinen Abbruch tun. (Weltbild, Zander-K.)

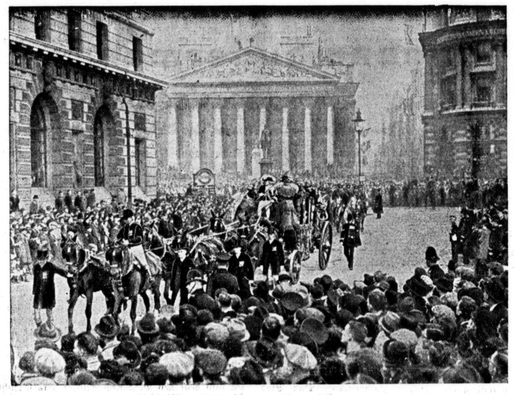
Der Gegenbesuch der deutschen Jugendführer in Spanien

Führer der HJ. und des Jungvolks erwidern zurzeit in Spanien den Besuch der nationalspanischen Jugendführer in Deutschland. — Hier sieht man die deutschen Jugendführer mit ihren Gastgebern der Partei und der Falangeorganisationen bei der Besichtigung des Hafens Bilbao. (Scherl, Zander-K.)



Störenfried bei der Londoner Totenehrung festgenommen

Die Zweiminutenpause der Ehrung für die Toten des Weltkrieges, die anläßlich der Feiern des Waffenstillstandstages am 11. November 1937 in London stattfand, wurde durch Zwischenrufe gestört. Der Störenfried wurde verhaftet. Assoc. Preß, Zander-K.)



Londons neuer Lord-Mayor zog ein

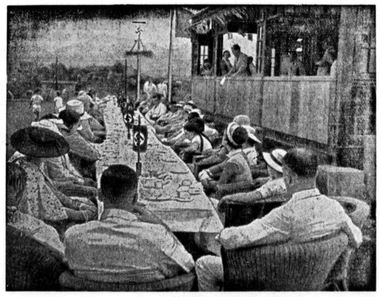
Der neugewählte Bürgermeister von London, Sir Harry Twyford, hielt mit der traditionellen Pracht seinen Einzug in die Stadt. — Der Festzug vor der Börse. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Mussolini legt den Grundstein zu einer neuen großen Filmstadt

Der italienische Regierungschef bei der Grundsteinlegung zu dem neuen Verwaltungsgebäude des halbstaatlichen Lichtbild- und Filminstituts Luce auf dem Gelände der römischen Filmstadt. Im Hintergrund ein riesiges Bild, das Mussolini an der Kamera zeigt. (Pressephoto, Zander-K.)

50 000 Obdachlose auf den Philippinen

Ueber der Philippineninsel Luzon raste ein Taifun hinweg, durch den 50 000 Menschen obdachlos wurden. Bisher hat man 28 Leichen geborgen, jedoch ist zu befürchten, daß sich die Zahl der Toten und Verletzten bedeutend erhöhen wird. — Unser Bild ist eine soeben in Deutschland eingetroffene Aufnahme von der letzten Unwetterkatastrophe in Manilla, der Hauptstadt, die auch dieses Mal wieder durch eine Springflut schwer gelitten hat. Bis über die Knie reichte den Rettungsmannschaften das Wasser. (Erich Zander, K.)



Erntedankfest der deutschen Kolonie in Hongkong

Trotz der ernsten Lage in China begingen die Reichsdeutschen in Hongkong das Erntedankfest mit einer eindrucksvollen Feier, bei der Generalkonsul Gipperich und der Ortsgruppenleiter der NSDAP., Heß, im deutschen Gartenklub in Kowloon Ansprachen hielten. (Erich Zander, K.)

Die Japaner rücken ein

Durch Trümmer und Geröll bahnen sich japanische Infanteristen in der Schanghaier Vorstadt Tschapei den Weg nach der vordersten Stellung und verfolgen unter großen Geländeschwierigkeiten den chinesischen Rückmarsch. (Aufnahme von Anfang Nov.) (Atlantic, Zander-K.)

Sprengstoffanschlag in Dublin

Am Waffenstillstandstag, dem 11. November 1937, ereignete sich in Dublin eine Explosion, die — wie die Untersuchung ergab — durch einen Sprengstoffanschlag verursacht wurde. Ein großes Königswappen an der Mauer des ehemaligen Schlosses, in dem sich jetzt eine Postverwaltung befindet, wurde vollkommen zerschmettert. Personen wurden nicht verletzt, da sich zu dieser Zeit niemand in den Büroräumen befand. Der Sachschaden ist jedoch erheblich. In welchen Kreisen die Täter zu suchen sind, ist noch nicht mitgeteilt worden, jedoch dürfte es sich wieder um eine Demonstration der irischen Freiheitsbewegung handeln. (Pressephoto, Zander-K.)

Als deutscher Kameramann in Japan:

Kisakos wundersame Entdeckung

Eine kleine Japanerin wird in einer Verdunkelungsübung zum Filmstar — Der Taifun auf der Leinwand

Der bekannte deutsche Kameramann Richard Angst weilt seit einigen Monaten in Tokio, um die Aufnahmen zu dem japanischen Film „Taifun" zu leiten. Er schildert uns nachstehend einige Erlebnisse im Lande der Kirschblüte.

Während ich diese Zeilen schreibe, ist draußen Verdunkelungsübung. Eine kleine schwarze Birne mit einer spärlichen runden Oeffnung beleuchtet meine Schreibmaschine — die ganze Stadt liegt in tiefster Finsternis. Der Kriegszustand ist ja inzwischen ernster geworden. Tag für Tag fahren vollbesetzte Lastwagen mit jungen kräftigen Burschen, die dem Rufe ihres Vaterlandes Folge leisten, durch die Straßen, alles ist beflaggt und jeder ruft ihnen noch ein herzliches „Auf Wiedersehen" zu. Es geht nach Nord-China oder Shanghai — man lebt in einer wirklich unruhigen Atmosphäre.

Dennoch müssen wir bald mit den Dreharbeiten unseres Filmes beginnen. Jeder Tag muß ausgenützt werden, schwierig sind die Vorbereitungen, denn alle Vorschriften und Bedingungen der hiesigen Behörden müssen von uns genau eingehalten werden, besonders da wir an der Küste Japans unseren Aufnahmeplan festgelegt haben.

Die Kamera im Kampf mit dem Meer

Seit drei Wochen haben wir versucht, unsere Geschichte mit der Idee der japanischen Filmautoren zu vereinigen. Es ist nicht leicht, einen Film zu schaffen, durch den zur gleichen Zeit in Europa und Japan mit einem Erfolg zu rechnen ist. Soll der Film doch nur die allernotwendigsten Dialoge zur Verständigung aufweisen und das menschliche Geschehen soll auch nicht von der asiatischen Dynamik des Meeres verdrängt werden. Gerade bei dieser Zusammenarbeit fallen eben die beiden verschiedenen Mentalitäten — Osten und Westen — stark gegeneinander. Doch wir haben es geschafft, das Manuskript ist zur allgemeinen Zufriedenheit fertiggestellt und in den nächsten Tagen fährt die „Taifun"-Gruppe nach der Halbinsel Izu, wo wir ein wirklich schönes Fischerdorf gefunden haben. Wir haben uns die Aufgabe nicht leicht gemacht, denn ohne daß wir einen richtigen Taifun optisch einfangen, die unheimliche Gewalt der Brandung und die nervöse Stimmung im Fischerdorf zeigen können — ohne diese Elemente wäre der Film zwecklos. Wir müssen die Natur, ihre Stimmungen und Gefahren, genau wiedergeben und da heißt es eben, den Kampf mit dem Meere aufzunehmen.

Eine kleine Geschichte, die mir bei der Motivsuche passiert ist: Wir haben die Absicht, die weibliche Hauptrolle unseres Filmes nicht mit einem sogenannten Star zu besetzen, sondern einer jungen Nachwuchsschauspielerin die große Chance zu geben, mit dieser Arbeit in die Spitzengruppe der japanischen Schauspieler aufzurücken. Seit Tagen und Wochen suchen wir nun nach der richtigen Besetzung. Da kam ich auf eine Idee: Letztes Jahr drehte ich den Kulturfilm „Das Leben um den Fujiyama" und darin spielte eine junge, liebliche Japanerin mit, die ich zufällig als Angestellte in einem Restaurant entdeckt hatte. Für uns Europäer eine wirkliche Schönheit und auch für den Japaner, was nicht leicht zu finden ist. Ich erzählte den maßgebenden Produzenten über meine letztjährige Entdeckung und wir fuhren an den bewußten Platz, mit der Hoffnung, sie noch dort vorzufinden. Die Straßen sind nicht überall befahrbar, ohne daß man nicht auf seinen Magen Vorsicht nehmen müßte, wenn man vorher ein japanisches Essen zu sich genommen hat. Doch nach langem Hin- und Herschütteln erreichten wir den Ort abends um 7 Uhr.

Harproben bei Streichholzschimmer

Herzliche Begrüßung, die Hotelangestellten erkannten mich alle noch, doch war es ihnen

Abschied von der heimlich Verlobten

Der junge Graf Schranden hat sich mit seinem Vater entzweit, er verläßt die Heimat und verspricht der Pfarrerstochter, seiner Jugendliebe, sie zu holen, wenn er es draußen in der Welt zu etwas gebracht hat. — Else Elster als Pfarrerstochter Helene und Hannes Stelzer als Werner Schranden in dem neuen Film „Der Katzensteg" nach dem Roman von Sudermann.

unfaßbar, daß ich schon wieder da sei, ich sei doch zurückgefahren nach Deutschland. Ich begab mich in ein japanisches Zimmer, wo die europäischen Kleider aus und ein Kimono angezogen der unheimlich drückenden Hitze. Ein merkwürdiges Rufen durch Sprachrohre ließ mich aufhorchen: Denki keshite kudasai! Das war doch meine Ateliersprache, die ich das letzte Jahr gelernt hatte: Bitte das Licht ausmachen! Ich fragte meinen Begleiter, was dies zu bedeuten hätte? Das schöne Wort: Verdunkelungsübung! — und zwar die ganze Nacht. Sollte diese Uebung uns einen Strich durch die Rechnung machen?

Richtig, im Dunkeln begaben wir uns in das Restaurant unseres „Stars", man muß schon gute Augen haben, um den Innenraum als ein Restaurant zu bezeichnen. Niemand erkannte uns, und im Dunkeln setzten wir uns an einen Tisch und warteten auf die Dinge, die da kommen sollten. Ich wußte noch ihren Namen: Kisako — ich rief ins Dunkle — Kisako, und eine helle fröhliche Stimme antwortete: „Daiiiii — Ich komme!"

Unsere Begrüßungsszene war im wahrsten Sinne: Unterbelichtet! Nun stellte ich sie unter so eine Verdunklungsbirne, doch auf meinen Begleiter konnte diese Beleuchtung noch keinen Eindruck machen. Schließlich zündete ich einige Streichhölzer an, um sie wenigstens auf einen kurzen Augenblick zu sehen — jetzt wurde unsere Kisako verlegen, verdeckte ihr Gesichtchen mit dem Aermel ihres Kimonos und entfernte sich. — Abblendung!

Es blieb uns nichts anderes übrig, als bis zum nächsten Morgen zu warten, um unsere Kisako endlich im richtigen Licht zu sehen. Glücklich war die Kleine, uns am nächsten Tag besuchen zu dürfen. Wir machten Probeaufnahmen von ihr — trotz der Verdunklungsübung — ein kleines japanisches Fräulein hat die erste Sprosse auf der Leiter des Ruhms erklommen . . .

Richard Angst.

Hermann Sudermanns „Katzensteg"

Zum drittenmal verfilmt — Der Wunsch des Dichters wird Wirklichkeit

Es hat einmal einen Menschen gegeben, der, wenn er fünfzig Jahre später auf die Welt gekommen wäre, ein ganz großer Filmautor hätte werden können — Hermann Sudermann.

Die Leichtigkeit seiner Konzipierung, sein Einfallsreichtum, sein Wirklichkeitssinn und die Kraft seiner Sprache gaben die Garantie hoher Filmeignung.

Kein Wunder, daß man von den Anfängen der Kinematographie seine Werke in die op-

„Sein Verrat löschte seinen Namen aus"

Der junge Graf, der aus dem Freiheitskriege heimkehrt und seinen eben verstorbenen Vater begraben will, erstarrt vor der Härte des Pfarrers, der die Schuld des Vaters, den Landesverrat, als unentsühnbar bezeichnet. — Eduard von Winterstein als Pfarrer Götz und Hannes Stelzer als der junge Schranden in dem neuen Film „Der Katzensteg" nach dem Roman von Sudermann.

Stolz und abweisend

tritt der heimgekehrte junge Graf Schranden der Schloßmagd Regine gegenüber, ehe er ihre treue Ergebenheit und ihr starkes, liebenswertes Herz entdeckt. — Brigitte Horney spielt die tragische Rolle der Regine, Hannes Stelzer die des jungen Schranden in dem Film „Der Katzensteg" nach dem Roman von Sudermann, Mater: Euphono-Film.

tische Zauberwelt hinüberholte und sich bemühte, diese zeitnahen, handlungsreichen und spannungsgeladenen Werke, die den Geist der Zeit mit eindeutiger Klarheit atmeten, in die neue Mitteilungsform: „Film" zu gießen.

Drei Werke Sudermanns sind es, die Marksteine in der Geschichte des stummen Films geworden sind: „Es war" — „Der Katzensteg" — „Reise nach Tilsit" (Sonnenaufgang).

In dem Film „Es war" wird Greta Garbo uns erstmalig in einem amerikanischen Film vorgestellt, und man kann sagen, daß die Rolle der „Felicitas" ihre große Filmkarriere begründete.

Murnaus „Sonnenaufgang" wird von vielen Kennern als größter Ausdruck eines vollendeten Stummfilms angesehen, seine Gestalten verleugnen Sudermanns Vaterschaft nicht.

Sudermanns Roman „Der Katzensteg", ein Werk, das der Weltliteratur angehört, ist in den Kindertagen der Kinematographie bereits unter der Regie von Max Mack verfilmt worden; kurz vor Sudermanns Tode hat der Roman unter der Regie von Gerhard Lamprecht eine zweite bedeutsame Verfilmung erfahren.

Der Verfasser dieser Zeilen hat das große Glück gehabt, etwa ein Jahr vor Sudermanns Tode (November 1928) in seiner Villa im Grunewald einen angeregten Nachmittag verleben zu dürfen. Viel Interessantes ist geredet und besprochen worden — ein abgehärteter großer Mensch saß mir gegenüber, schon jenseits von Gut und Böse. Ein halbes Jahr vor diesem Ereignis war im Berliner „Capitol" der Lamprecht-Film „Der Katzensteg" angelaufen — Lissy Arna und Jack Trevor trugen die Hauptrollen.

Gerade dieser Film gab zu Diskussionen Anlaß, die künstlerischen Gemüter waren erregt: ein Für und Wider war über die Frage entbrannt, ob man Romane verfilmen könne oder nicht.

Diese jungfrische Diskussions-Atmosphäre — wir begannen damals die künstlerischen Gesetze des Films zaghaft zu formulieren — wurde in Sudermanns stillen baumbeschatteten Arbeitsraum getragen, schlug auch dort Funken. Meister Sudermann war ganz Ohr, zumal es sich um ein Werk seines eigenen Geistes handelte.

Ich sehe ihn noch wie heute: groß, ragend, vollbartlos — der berühmte schwarze Backenbart gehörte längst einer vergangenen Epoche an — ab und zu spielte er nervös mit einem Monokel oder unterstützte sein linkes Auge beim Lesen kurz mit ihm.

„Der Film" — Sudermann schüttelte ein wenig gerührt mit dem Kopfe, als ob es sich um ein krankes Sorgenkind handele — „bes findet sich noch zu sehr in seinen Entwicklungsjahren, als daß man schon irgend etwas Endgültiges über ihn sagen könnte. Er ist wie ein Kind, daß unter den besorgten und gleichzeitig staunenden Blicken seiner Eltern beängstigende Größendimensionen annimmt. Man weiß allerdings noch nicht, ob zum Guten oder Schlechten. Was die Amerikaner mit meinem Stoff gemacht haben (Sudermann meinte den Film „Es war") läßt allerdings nicht viel Morgenrot erhoffen. Abgesehen von der Darstellungskunst der Schauspieler ist nicht viel Positives von meinen Werken übriggeblieben. Dieses Hollywood-Ostpreußen hat nur noch dem Namen nach etwas mit Deutschland zu tun. Die Romanverfilmung ist überhaupt noch eine recht unbefriedigende Sache. Von den meisten Filmen dieser Art werden doch eigentlich nur die Personen, der Handlungsort und die äußeren Handlungsgeschehnisse übernommen. Dieräwen fehlt dem Film das, was den Roman erst wertvoll macht: die Atmosphäre. Ganz zu schweigen von der Lebendigkeit des Wortes, die der Atem eines jeden guten Romanes sein muß."

Vor kurzem war damals, wie gesagt, in großer Uraufführung Sudermanns „Katzensteg" als Film herausgekommen. Er hatte keinen schlechten Eindruck hinterlassen, enthielt eine Reihe starker optischer und kinematographischer Effekte, und ich war begierig, die Meinung der letzten Instanz — nämlich Sudermanns — zu erfahren. Er gab zu, daß dieser Film viel besser gemacht sei als die zuletzt gesehene amerikanische Arbeit, offensichtlich imponierte ihm die Möglichkeit, im Film Massen zu bewegen und heroische Landschaften (Katzensteg) zu bauen, auch einige der gespielten Szenen — wenn auch stumm — fanden seine absolute Anerkennung. Ja, wenn die Menschen sprechen würden . . .

„Stumm" — mit diesem einen Wort hat Sudermann die ganze Stummfilmkunst abgetan. Diese Schattenspiele auf der Leinwand. Reflektionen von Fleisch und Blut, deren Personen nach der Art der Taubstummen ihre Lippen bewegten, um sich, wie es schien, ihre Gedanken vom Munde abzulesen, waren ihm unheimlich.

Bei ihm stand am Anfang das Wort — edelstes Erbe einer großen Dichtertradition. Mit dem Worte — alles, ohne das Wort — nichts!

Der Herr Oberbuchhalter; die Korrekthelt in Person. Ernst Waldow in der Titelrolle des Films „Petermann ist dagegen!". Unter der Regie Frank Wysbars wird er zum brauchbaren Volksgenossen verwandelt.

Wer kennt sie nicht?

Flott, boshaft, zungenfertig und doch ganz reizend und begehrenswert: Fita Benkhoff in dem Film „Petermann ist dagegen!"

Hugo der Weltreisende, Hugo Fischer-Köppe als KdF.-Globetrotter, sonst Autobusschaffner aus Berlin, eine ulkige Figur aus dem Film „Petermann ist dagegen!"

Zeichnung: (3) Sten / Terra Filmkunst.

Wie schade ist es, daß dieser Meister des lebenden Wortes nicht mehr den Tonfilm erlebt hat!

Ich glaube, daß mit der neuen Tonverfilmung seines unsterblichen Werkes: „Der Katzensteg", die jetzt von der „Tobis" mit Brigitte Horney als „Regine" und Hannes Stelzer als „Schranden" unter der Regie von Peter Buch vorgenommen wurde, Sudermanns Wunsch endlich Wirklichkeit wird, und ich bin der festen Ueberzeugung, daß der künstlerische Tonfilm in Hermann Sudermann einen entschiedenen Mitkämpfer gefunden haben würde.

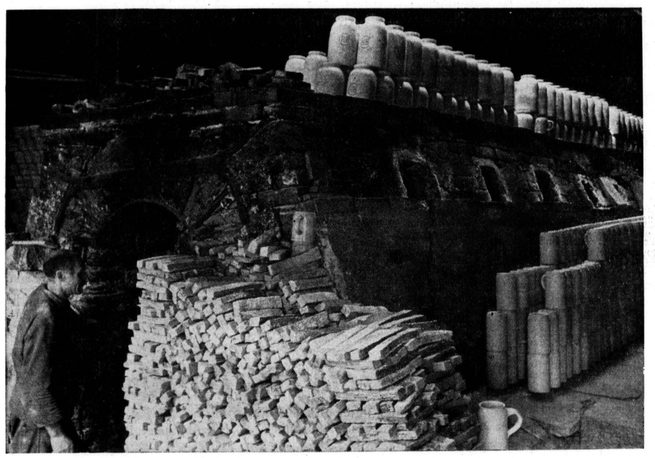
Dr. W. Lohmeyer.

„Ton-Künstler" aus dem Kannebäcker-Land

Besuch in einer westerwälder Krugfabrik

Prähistorische Funde beweisen, daß schon in vorgeschichtlicher Zeit das Töpfer-Handwerk im Westerwald in Blüte stand, und ebenso wurde es während der römisch-germanischen Zeit ununterbrochen ausgeübt. Durch das ganze Mittelalter hindurch bis in unsere Tage blühte es, und auch heute noch dreht sich im Kannebäcker-Land die Töpferscheibe wie seit Jahrtausenden. Rings um Höhr-Grenzhausen und Ransbach findet sich keinster Töpferton, der dem Handwerk der Kannenbäckerei das Leben gab. Hier werden Krüge und Kannen, Schüsseln und Gefäße aller Art auf der Töpferscheibe gedreht und im Brennofen gehärtet.

Die Kannenbäcker sind nicht nur Handwerker, sondern auch Künstler von Rang. Ihre edenen Produkte zeichnen sich durch ihre vielseitigen, praktischen Verwendungsmöglichkeiten und durch ihre Form und Farbenschönheit aus. Aus dem Kannenbäcker-Land wandert das

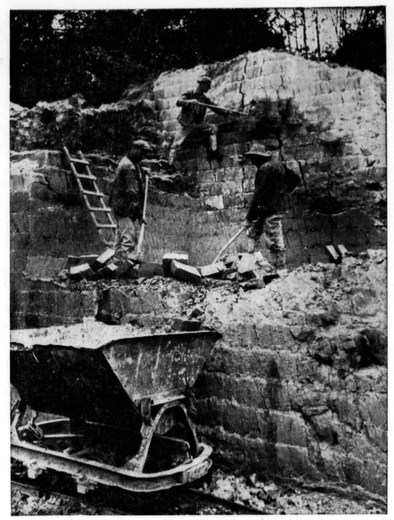


Die langen Reihen der Krüge wandern in den Ofen, wo sie gebrannt werden.

Steingut in alle Welt. Aber trotzdem hat das Kannenbäcker-Handwerk keinen goldenen Boden. Kein Töpfer wurde bisher ein reicher Mann. Die industrielle Töpferei hat dem Töpferhandwerk viel Absatzmöglichkeit genommen; sie ist zudem billiger. Aber die vielhundertjährige Tradition echten Handwerkertums wird im Westerland voll Stolz aufrecht erhalten. Dieselbe Art wie vor Jahrhunderten in Tätigkeit.

Und auch heute noch gibt es begehrte und bekannte Erzeugnisse genug, die im Kannenbäcker-Land tagtäglich in gewaltigen Mengen hergestellt werden. Vom altbewährten Einmachtopf der Hausfrau bis zum inhaltsreichen Maßkrug am väterlichen Stammtisch, vom säurefesten Riesengefäß der chemischen Industrie bis zur Majolikagießwate, überall treffen wir auf die nützlichen und geschmackvollen Westerwälder Steinwaren. Man ist erstaunt, wenn einem erzählt wird, daß z. B. in Höhr-Grenzhausen so gut wie alle bayerischen Maßkrüge gefertigt werden, die weltberühmten Bierkrüge, ohne die ein Münchener Bräuhüdl überhaupt nicht vorstellbar erscheint. Auch bekannte und beliebte Schnapsflaschen entstehen auf zahllosen Drehscheiben unter der geschickten Hand des Töpfers. Föneme Einmachtöpfe, mit ihrem schmackhaften Inhalt in der Speisekammer in Reih und Glied aufgestellt, bilden auch heute noch den Stolz jeder deutschen Hausfrau. Dieser ihrer Beliebtheit entsprechend stellen sie einen Hauptteil der Gesamterzeugung dar, eine ansehnliche Zahl von Arbeitskräften ist nur damit beschäftigt, die gern gesehenen schönen blauen Verzierungen auf die Töpfe zu malen. Eine ganz besondere Uebung gehört zum Drehen der großen, meterhohen Ziervasen, die für die Ausschmückung von Terrassen und Wintergärten Verwendung finden. Gartenplastiken, die in einigen Betrieben porzellanähnlicher.

Vor der Verarbeitung läuft der Ton, um möglichst geschmeidig und gleichmäßig zu werden, durch die Misch- und Knetmaschine, einem mannshohen Zylinder mit eingebauten Rührwerk. Das so vorbereitete Gemenge bildet den einfachen Werkstoff, aus dem die gewandte Hand des Meisters — so heißt hier der Töpfer — in wenigen Augenblicken die mannigfachsten und gefälligsten Formen hervorzaubert, und dazu noch in stets gleichbleibender Gestalt und Größe. Angefangen von Schuljungen, finden wir hier im Kannenbäckerländchen bis zum graugewordenen Meister jeden an seiner Drehscheibe, in vollendetem handwerklichen Können, zweckmäßiges und schönes Steinzeug fertigend. Sind die irdenen Gefäße fertig geformt, so bleiben sie erst einige Zeit stehen, um etwas anzutrocknen. Alsdann werden die

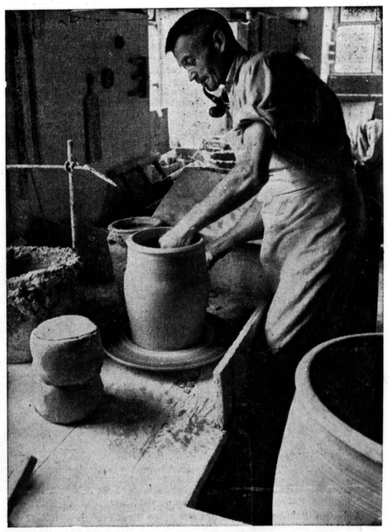


Das sind die „Goldgruben" des Kannenbäcker-Landes, aus denen die Töpfererde gewonnen wird.

lufttrockenen Stücke in den Brennofen schichtweise übereinander eingesetzt. Man unterscheidet holzgefeuerte Flamm- oder Salzöfen, die in der Hauptsache benutzt werden, und kohlegefeuerte Rundöfen, in denen die Edelkeramik wie Porzellan in feuerfesten Schamottkapseln gebrannt wird. Salzöfen, gegen die Witterung genau wie ein Haus überdacht, können wir neben jedem Töpfereibetrieb antreffen. Manche von ihnen weisen bereits ein ehrwürdiges Alter auf. Sobald der Brennraum vollgesetzt und zugemauert ist, wird mittels Buchenholzfeuerung der Ofen mehrere Tage lang auf etwa 1200 Grad gehalten. Durch eine Anzahl Löcher drinnen die Flammen in den Brennraum hinein, wo das eingebrachte Gut von ihnen direkt bestrichen wird. Am Ende des Glühens hat sich der Scherben in eine harte, klingende, gleichzeitig dichte und wasserundurchlässige Masse verwandelt. Nebenbei tritt je nach dem verwandten Tongemenge eine Schwindung ein, so daß der Durchmesser eines Gefäßes bis zu 15 Prozent abnehmen kann. Um nun der Oberfläche der Geschirre ein glänzendes Aussehen zu geben, wird die Salzglasur angewendet. Zum Schluß des Brandes werden in die oberen Oeffnungen des Brennraumes, aus denen eben noch wild die Flammen züngelten, jeweils etliche Schaufeln Kochsalz geschüttet, das in der ungeheuren Glut im Nu verdampft und auf den glühenden Tonwaren einen Schmelzüberzug bildet. Unheimlich, ja gerade geheimnisvoll stehen die Oefen mitten in dem dichten, weißlichgrauirrenden Kochsalznebel, Schaufel um Schaufel werfen sie in die Glut. Zum Schutz gegen die beißenden, ätzenden Dämpfe haben sie sich nasse Tücher um Mund und Nase gewickelt. Erleichtert atmen die schweißgebadeten Männer auf, wenn sie nach dem Salzen die glühendheiße, von fleißigen Schwaden erfüllte Dachhalle des Ofens verlassen. Ein paar Tage später, wenn sich alles langsam abgekühlt hat, wird der vermauerte Eingang aufgebrochen und tausende neuer fertiger Erzeugnisse des Kannenbäckerlandes stehen bereit zur Reise in die weite deutsche Heimat und über Länder und Meere hinaus zu allen Völkern der Welt.

In hohen Schichten steht das Blauzeug und wartet auf die Verfrachtung

Photos (4) Max Göllner-Bavaria.



Mit geschickter Hand wird aus dem Klumpen der Topf

Paris - 1937 erlebt

Drei Briefe unseres Sonderberichterstatters Dr. Buresch

Viele unserer Leser haben die französische Hauptstadt an der Saine vielleicht selbst aus Anlaß der Weltausstellung besucht. Anderen ist der Wunsch, nach Paris zu fahren, unerfüllt geblieben. Für alle aber veröffentlichen wir nachstehend drei Briefe unseres Sonderberichterstatters, der Paris aus früherem beruflichen Aufenthalt genau kennt, und der uns schreibt, wie er die Stadt an der Saine im Jahre 1397 erlebt hat.

Pariser Verkehrsgetümmel

Laut, aber glatt — Der allmächtige weiße Stab — Erlaubt ist, was man kann

Es ist immer das gleiche bei der Ankunft auf dem Pariser Nordbahnhof: etwas verschlafen und abgekämpft quellen die Reisenden aus den Nachtzügen durch die Sperre, und da stehen sie nun im ungewissen Morgendämmer der düsteren Bahnhofshalle und wissen zunächst einmal nichts rechtes mit sich anzufangen. So ergattern sie zunächst einmal ein Taxi, eines jener ebenso volkstümlichen wie eleganten Pariser Beförderungsmittel, das hier wegen der überaus billigen Tarife nicht mehr kostet als zuhause eine Omnibusfahrt.

Mit diesem Taxi beginnt im wahrsten Sinne das Pariser Abenteuer. Wie, die wir sogesagen alte Pariser sind von früheren beschwingten Jahren her, stoßen künftig den kurzen, hellen Pfiff hervor: Sekunden später knirscht es an der Bordschwelle und das Taxi steht da. Im Einsteigen rufen wir unser Hotel durch das Fenster, haben kaum Zeit, den Schlag hinter uns zuzuwerfen, da laufen wir schon um die nächste Straßenecke. Und jetzt beginnt etwas, wofür es wohl kaum in einer Großstadt der Welt seinesgleichen gibt: Ohne Stocken, ohne Halten, sogar ohne Winker, ohne Bremsenkreischen fliegen wir dahin. Nach weniger als drei Minuten ist unsere Uebernächtigkeit verschwunden, mit verginnter Spannung verfolgen wir unseren Schlängelweg durch Getümmel, begleiten die geschickten Fahrkünste unseres Fahrers mit Hoppla und Bravo, streichen uns zwischendurch einmal die leicht gesträubten Haare wieder glatt und stauen schließlich nur noch über eins: wie unverantwortlich leichtsinnig und zugleich geschickt hier der Verkehr gemeistert wird — denn er wird gemeistert und nicht „geregelt".

Nur an ganz wenigen großen Verkehrsknotenpunkten findet man Verkehrsampeln — aber werden sie beachtet? Jedenfalls fahren bei grünem Licht genau soviel Fahrzeuge in der Kreuz- und Querrichtung, wenn nicht der weiße Stab des Verkehrsschutzmanns Einhalt gebietet. Mit diesem Stab hat es seine Bewandtnis: er wird gehandhabt wie ein Marschallstab, dann wieder gerollt wie eine Rolle beim Turnen, dann geschultert wie ein Bajonett oder zärtlich in den Arm gelegt wie ein Baby. Man hat als Fremder durchaus den Eindruck, als wäre dieser Stab nur bedingt ernst zu nehmen, wie überhaupt das ganze Gebaren, das die zu ihm gehörige Hand mit ihm ausführt. Weit gefehlt! Dies ist — im Verein mit der schrillen Trillerpfeife, die den höllischen Pariser Verkehrslärm signalisch übertönt — der eigentliche König des Pariser Verkehrs. An diesem Stab hängen die Augen aller, vom Fußgänger und Autobusschaffner bis zum Taxilenker und Privatfahrer. Ihm fügen sich alle mit einer verblüffenden Disziplin, denn alle wissen, je besser sie auf ihn achten, je rascher sie seine oft unmerklichen Winke erfaßt haben, desto glatter fließt der Verkehr, desto schneller kommt auch der Einzelne voran.

Man hat sich den Kopf zerbrochen, woran es liegen könnte, daß der rapide zunehmende Verkehr in Paris immer noch ohne eigentliche, d. h. straffe Verkehrsregelung vor sich geht. Das Geheimnis liegt in seiner Leichtflüssigkeit, die für jeden, der sie kennt, etwas ungemein Faszinierendes hat. Nirgends entsteht eine Stockung, weder auf künstliche noch auf zufällige Weise. Welch amüsante Verkehrsschule ist der Aufenthalt auf dem großen Triumphbogen, von dessen First man auf dem großen Stern der Avenuen die Autos wie emsige Ameisen umeinander kriechen sieht! Stundenlang kann man dort auf Posten stehen, nie geschieht ein Unfall, obwohl die Zahl der Fahrzeuge stündlich die Tausend erreicht.

Es gibt in Paris keine Verkehrssünden außer einer einzigen: einen anderen anzufahren Vermeidet man dies, so ist nahezu alles erlaubt. So sah ich auf den Champs Elysées vor unserem Autobus etwa fünf Minuten lang ein Kleinauto langsam einherträdeln. Der Autobus und die Autos hinter ihm mußten Schritt fahren, warum? Neben dem winzigen Fiat radelte einer, der unaufschiebbare Dinge mit dem Fiatfahrer zu besprechen hatte. Mitten im tollsten Verkehr erledigten die beiden ihr Gespräch, dann kurvte der Radfahrer in eine Nebenstraße, der Fiatzweg gab Gas und hinter ihm her der Verkehr. Niemand schimpfte, niemand hupte, man wartete eine Minute, und alles klappte wieder.

Der einzige Verkehrssturm von Paris ist der berittene Schutzmann an der Opéra. Er schwebt wie ein Denkmal über dem ganzen, das kann er auch nur, weil es keine zweistöckigen Autobusse gibt, immer noch wie vor zehn Jahren fahren die hohenden Minibustutobusse mit der korbartigen Hinterplattform herum, immer noch kauft man die winzigen „carnets" (Heftchen), die 20 bunte Abschnitte für je 25 Centimes (2¼ Pfennig) enthalten, und von denen der Schaffner je nach Strecke beliebig viele abreißt und in einem Automaten auf seinem Bauch stempelt.

Inzwischen ist die Elektrische Straßenbahn völlig aus dem Stadtbild herausgenommen. Fernlastzüge verkehren gewiß nur auf den Außenboulevards, man sieht auch über Tag kaum Lieferwagen und kaum Pferdewagen. Das Straßenbild wird fast restlos beherrscht von Autos, unter denen die Taxis sich durch Formenschönheit und Farbenfreudigkeit auszeichnen. Es gibt Taxis in allen Regenbogenfarben, meist sind sie zweifarbig und fast alle sind — wohl auf Kosten der Weltausstellung — modern. Das haben sie mit dem Verkehr gemeinsam, denn in aller Regellosigkeit, die ja nur scheinbar ist, war und ist der Pariser Verkehr unbestritten das modernste an der französischen Hauptstadt.

Weltausstellung auf Straßen und Brücken

Drei Länder, drei Auffassungen. — Technische Kniffe. — „Deutsches Stahl gut Arrrbeit!"

Man kann an einer Weltausstellung manches lernen, was die Aussteller einem vielleicht gar nicht beibringen wollen. Die unbeabsichtigten Aufschlüsse wiegen vielleicht sogar noch mehr als die mehr oder weniger eindrucksvollen Darstellungen, mit denen die vielen Teilnehmer unseres Erdballs uns von ihrer jeweiligen Vollgültigkeit überzeugen wollen.

Ueber den Ausstellungsgedanken machte meine liebenswürdige Führerin, eine Ungarin, die in Paris lebt und sieben Sprachen fließend beherrscht, eine ebenso kluge wie treffende Bemerkung. Sie nannte drei Pavillons als Repräsentanten von drei Ausstellungsgedanken, den deutschen, den sowjetrussischen, den belgischen. „Die Deutschen", meinte sie, „pflegen sich vor jedem Gespräch ihren Partner ausdrücklich und mit einer höflichen Verbeugung vorzustellen. Etwas von dieser Eigenschaft, die Exaktheit mit Wahrhaftigkeit verbindet, ist auch in ihrer Ausstellung. In gesammelter und einheitlicher Weise stellen sie sich in ihrem Pavillon vor: So sind wir, dies leisten wir, so arbeiten wir. Sehen sie dagegen die Sowjetrussen. Ihnen war die Weltausstellung nur Mittel zum Zweck. Propaganda, nichts als Propaganda. Die Belgier wieder, ein Volk von breiter, behaglicher Lebensart, zeigen von allem, was sie haben, gerade das Schönste und Erfreulichste. Kommt her, seht euch unsere modernen Möbel an, unsere Porzellane, unsere Kunstgegenstände, unsere märchenhaften Tropengärten. Wir wollen euch damit eine Freude machen."

So viele Auffassungen der Aussteller, so viele Betrachtungsweisen der Besucher. Es gibt Menschen, die ruhen nicht, bis sie nicht in jedem Haus gewesen sind und es vom ersten bis zum letzten Gegenstand besichtigt haben. Andere wieder ziehen die unzähligen und zum Teil sehr originellen Gaststätten unwiderstehlich in ihren Bann. Manche können sich nichts schöneres denken, als stundenlang auf dem gemieteten Stühlchen vor der großen Wasserkunst zu sitzen und dem gewaltigen Strahl nachzuschauen, der aus vier malsechs riesigen Rohrmündungen genug Wasser schleudert, um stündlich einen ganzen See damit auszufüllen. Da sind noch die Genießer, die sich alles von der gummiberäderten, kosmischen kleinen Ausstellungsbahn aus ansehen, um an der Endstation dann unbemerkt in den Vergnügungspark abzuschwimmen, oder die Wasserfreunde, die eine Seine-Rundfahrt mit dem Motorboot für unerläßlich halten. Diese sind meist die eingefleischten Pariser, denen auf einmal ihr gelichter Fluß ein so freundartiges Gesicht zeigt. Fünf von den fünfundzwanzig Brücken der Stadt sind von der Ausstellung mit Beschlag belegt und haben sich entsprechende Verkleidungen gefallen lassen müssen. Am sensationellsten wirkt der Pont de Iéna, über und über umbaut und in der Nacht in Lichtbänder eingefaßt. Man vergißt fast, daß dies eine Brücke ist, die beiden Uferstraßen der Ausstellung scheinen sich in einer leuchtenden Badenstraße über den Fluß hinweg zu vereinigen. So sieht es wenigstens von der Seine her aus. Steht man oben, dann braust der Verkehr ungehindert über die Brücke. man sieht vor einem Rätsel, wie dieses beides sein kann. Dann entdeckt man den Kniff: Jenseits des rechten Brückengeländes wurde noch eine breite Notbrücke angehängt, die nach außen hin als der alleinige Träger der Läden wirkt.

Sogar ein Verkehrsknotenpunkt umweit der Champs Elysées, dieser weitaus verkehrsreichsten Gegend von ganz Paris, an die die Ausstellung hart angrenzt, wurde sogulagen „überflügelt". Mit Hilfe einer interessanten und anmutig wirkenden Holzkonstruktion wurde hier eine Kreuzung errichtet, die den Städtebauern von morgen zu denken geben sollte. Vielleicht entdecken sie in ihr die obenso elegante wie einfache Lösung einer zukünftigen Zweiteilung des Verkehrs, die ja zumeist an verkehrsreichen Kreuzungen dringlich wird: einfach die Fußgängerbahn ein Stockwerk hoch in die Luft zu verlegen.

Welcher Besucher der Weltausstellung macht sich überhaupt einmal klar, daß hier sogusagen eine Stadt mitten in der Stadt errichtet wurde? Noch in einer Stadt, die überaus viel von Besuchern, denen Verkehr sogusagen auf seinem Höhepunkt angekommen ist. Schlendert man so hin durch die Pavillons, dann entdeckt man plötzlich, daß man sich ja auf einem Boulevard befindet, ohne Zweifel, da sind die Bordschwellen, dort die Baumreihen, hinter diesen Pavillons ragen die Häuser, drüben müßte der Seine quai sein. Neugierig tugt man durch die Lücke zwischen zwei Ausstellungsgebäuden nach dem Straßenschild: Quai d'Orsay!?! Wahrhaftig! Also ist man mitten in der Stadt. Und dabei fließt das Leben ringsum weiter, als sei die Ausstellung ein selbstverständlicher Teil der Stadt als sei sie immer da gewesen. Ueber, neben, sogar unter der Ausstellung donnert der Verkehr dröhnend weiter. Das hat sogar zu tollen Lösungen geführt wie der, daß das schwere, massive deutsche Haus, dessen wuchtiger Turm zu den weitaus größten Ausstellungsgebäuden gehört, in seiner ganzen Länge über einer normalen Verkehrsstraße gebaut ist, die es in einen Tunnel verwandelt. Ich bin nach St. Cloud mit einem Taxichauffeur dies Tunnel gefahren, mein Taxichauffeur wies beflissen auf die mächtigen T-Träger hinauf und radebrechte „Deutsches Stahl, gutt Arrrbeit!"

Oper in Gold und Purpursamt

Theater und politische Kabaretts. – Die Fremdenindustrie der „24-Stundenrestaurants". — Nachtbummel bis 4 Uhr morgens

„Heute abend gehen wir ins Theater", schlug ich meinen Reisekameraden vor.

„Werden Sie nicht ungemütlich, was soll ich in einem französischen Theater. Da verstehe ich ja kein Wort!"

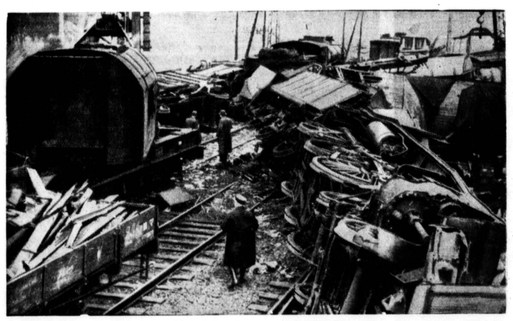
Diesen Einwand war ich von früher her gewöhnt. Es gab Zeiten, wo ich ihn selber machte, wo ich mich sträubte, in das französische Theater von Paris, die Comédie Française zu gehen, weil ich noch nicht wußte, daß es ganz unwichtig sein kann, in einem französischen Theater die Worte zu verstehen. Hatte mich nicht die glanzvolle Aufführung von „Cyrano de Bergerac", diesem erfolgreichsten aller heroischen Stücke von Rostand, von der vor Jahren ganz Paris wochenlang sprach, völlig gefangen genommen? Es war die einzigartige Stimmung, die ganz großes Theater erzeugt, dieses elektrische Fluidum, das sich von den Darstellern auf jeden einzelnen Zuschauer überträgt. Hier wurde noch im wahrsten Sinne des Wortes „Komödie" gespielt, der Beifall brüllte sich noch hin und betonierte in schwellendem Pathos, aber es ergriff, alle gingen mit, atemlos saßen wir, ob Fremde oder Franzosen, und hörten die Stimme eines Dichters.

Seitdem war meine Scheu vor dem französischen Theater besiegt. Nacheinander probierte ich alle Arten aus, ging in das berühmte Volkstheater „Gringoire", wo deftige Familienkramen mit blutigsten Revolutionsreißern und zynischen Gittenbildern abwechseln, ich sah mir das französische Gesellschaftsschauspiel im Theater der Champs Elysées an, und ich versuchte es schließlich in den kleinen Nachtkabaretts des Montmartre, von denen die politischen Kabaretts „Die zwei Esel" und „Die zehnte Stunde" gerade für den Fremden außerordentlich aufschlußreich sind.

Wohin also sollte ich meine ängstlichen Begleiter führen? Die Comédie Française? Sieber erst die Oper! Die Pariser Oper ist unbestritten der größte Anziehungspunkt für alle Fremden. Sie ist für die Ausstellung gründlich auf neu frisiert worden und macht nun allerdings einen pompösen Eindruck. Von dem Eintritt der Dunkelheit an ringsum angestrahlt, leuchtet sie allen Besuchern, die durch die strahlenförmig auf sie zuführenden Straßenzüge ihr entgegenströmen, wie ein sagenhaftes Ziel. Ueber Freitreppen gelangt man in das Marmorvestibül, das sich mit den Aufgängen in Fontainebleau und Versailles messen kann. Gold und Fresken schmücken das Foyer, Gold und Purpursamt stören die Wände des Zuschauerraums. So macht das Ganze, obwohl eben neu hergerichtet, doch einen konservativen und in seinem Prunk fast unzeitgemäßen Eindruck. Sehr bereichert eine Mitteilung im Programmheft von den 5 Pfund reinen Goldes, das zur Wiedervergoldung der überreichen Stuckfaturen verwendet wurde. Also dazu öffnen sich wirklich einmal die Schatzkammern unter der Seine?

Hier sieht sich nun die Weltausstellung jeden Abend ihr Stelldichein. Unbeschreibliches Durcheinander von Sprachen, Rassen, Gesichtern, Moden. Hier sieht man alle hohen Besucher, oft in Begleitung von Vertretern der Kammer oder des Senats, von Ministern oder sonstigen Mitgliedern der großen Oeffentlichkeit, mit ihren sehr eleganten Frauen sich versammeln. Die kaum überbotene Sensation dieser Tage war das Herzogspaar von Windsor in der Woche ihres Besuches in Paris, das sich eine Aufführung von „L'Aiglon", dieser von Boris am meisten gelobten Oper, angesehen haben soll. Unbestätigt der Bestimmtheit dieser Nachricht wollte aber jeder Besucher am Tage dieser Woche das Paar mit eigenen Augen im Marmorvestibül erblickt haben! Man kann noch mehr dort erblicken. Oft meint man, in eine Modeschau eines der großen Schneiderfürsten vom Place Vendôme geraten zu sein. Raffinierte Abendkleider wetteifern mit unbeschreiblich kostbaren Pelzen, ihre Trägerinnen sind immer noch wie je nicht vorwiegend Französinnen sondern Amerikanerinnen.

Nach der Oper ist es niemanden in Paris ein, nach Hause zu gehen! Jetzt fängt die Nacht überhaupt erst an! Man leitet sie ein durch ein erlesenes Souper, dann geht man „auf Fahrt" durch eine Reihe von Kabaretts (ähnlich sich bei den „Zwei Eseln" den neuesten pikantesten politischen Klatsch verpaßen, vergißt ihn wieder im „Behenden Hasen". Die Genießer freuen sich schon während der ganzen Tour auf die späte Landung im „Rauchenden Hund" oder sonst einem der winzigen 24-Stunden-Restaurants, die um 4 Uhr nachmittags davon geschäftig kochen wie um 4 Uhr nachts.



Drei Güterzüge zusammengestoßen

Auf dem Bahnhof der nordfranzösischen Stadt Creil fuhr infolge dichten Nebels ein Güterzug auf einen anderen auf dem gleichen Gleise haltenden auf. Im gleichen Augenblick nahte ein dritter Güterzug, der auf die Trümmer auffuhr und bis auf den letzten Wagen entgleiste. (Presse-Photo, Zander-K.)

Die Reise nach UGANDA

Roman von Bernd Angerhausen

2. Fortsetzung

Das Mädchen fuhr furchtsam zurück. „Da!" rief er und warf ihr ein Geldstück in die schnell hingestreckte Hand, die sich mit der ekelhaften Schnelligkeit einer Affenhand schloß. Alles das widerte ihn an. Was sollte er die beiden hier noch beobachten! Er schaute nicht rechts noch links und lief auf die Straße. Eben hatte er noch an die Frau gedacht, die nun drüben auf der Terrasse des Hotels saß. Wie konnte ein Mann von dem Tisch weg, an dem er mit ihr zusammen gesessen hatte, hier in diesen Keller gehen. Seine Seele mußte schmutziger und dunkler sein als die dieser feilen Frauen, die vielleicht nie etwas anderes gekannt hatten.

Mit schnellen, hastigen Schritten war er draußen. Er eilte über die Straße zu dem kleinen griechischen Restaurant, das er mit Goram als Treffpunkt vereinbart hatte. Er ließ einen Zettel dort, Goram sollte bei der neuangeworbenen Arbeitern bleiben und mit ihnen zur Station Lerobi kommen. Gut so, dann sah er ihn zwei Tage nicht mehr!

Er wußte nicht, wohin er ging. Es war bald Abend, und nun stand er vor der Bahnstation. Sollte er zu der Maschine gehen und zum Lager fahren? Der schwarze Lokomotivführer schlief gewiß drinnen im Bahnschuppen, sie konnten schnell starten. Das war eine Fahrt, wie er es liebte, durch den stillen Abend im Urwald. Gespenstisch huschten dann die hellen, staubgrauen Bäume vorüber, nur der kräftige Atem der Maschine war in der feierlichen Stille. Die Luft war rein und frisch, die wilden Tiere und die scheidenden Schatten im Busch, waren sie schlimmer als diese Menschen? In vier Stunden konnte er bei Henderson sein. Er hatte Sehnsucht, dem Alten die harte Faust zu drücken.

So stand er etwas verwirrt vor dem weißen, niedrigen Stationsgebäude. Er nahm seinen Helm ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er konnte fahren. Aber er überlegte doch. Es fiel ihm ein, daß sein neues Gewehr jetzt wohl in dem Hotel war, wohin er es bestellt hatte. Und dabei war eine gierliche Jagdflinte, ja gewiß, und vielleicht würden sie ihn drüben im Hotel erwarten. Vielleicht würde sie jetzt an ihn denken. Er schaute auf und sah drüben, unter der weit geöffneten Tür der Station den Soldaten, und seine Nichte Willa stand neben ihm und schaute zu ihm hinüber. Vielleicht hatte sie ihn schon länger beobachtet. Sie lächelte ihm zu, dann legte sie ihrem Onkel die Hand auf den Arm, Brandes sah es genau. Vandoren schaute auf und winkte.

„Gut, daß Sie gerade da sind", rief er ihm entgegen, als er schnell die paar Stufen emporsprang, „wir haben etwas mit Ihnen zu besprechen." Brandes grüßte, der Beamte nickte ihm freundlich zu.

„Wir fahren zusammen", sagte Vandoren, „man stellt uns einen Sonderwagen, und wir nehmen ihre Maschine."

Brandes nickte. „Gern", sagte er. Willa sah ihn an, und die beiden nickten sich wie im stillen Einverständnis zu.

„Und heute abend sind Sie unser Gast, Herr Brandes", fügte Vandoren hinzu, „wir reisen morgen, wenn es Ihnen recht ist."

Der Beamte grüßte höflich. Sie gingen über den Vorplatz zum Hotel zurück. Der Wind der fernen Steppe wehte kühl herüber. Die großen Palmen bewegten ihre hohen Wipfel. Brandes war dies alles wie ein Traum. Am Abend vorher hatte er mit Personen zusammen auf der Veranda der kleinen Station im Urwald gesessen. Dann kam der Ruf der Löwen über den Busch. Er dachte daran, daß dieses Mädchen morgen abend drüben sein würde. Sie würde wohl tief erschrecken bei diesem rollenden Ruf der Wildnis. Er sah sie an, wie sie leicht neben Vandoren dahergina, sie war ziemlich und nicht groß, es würde wohl alles wie ein Wunder sein, wenn sie drüben bei ihnen in der Einsamkeit war.

*

Am anderen Vormittag stand der Sonderwagen auf der kleinen Station von Nairobi bereit. Der schwarze Lokomotivführer zeigte seine weißen Zähne. Er strahlte, als er sah, daß Bwana Brandes neben Willa Vandoren auf dem primitiven Bahnsteig stand. Vandoren und Barton eingen auf und ab. Die Koffer waren verladen. Vandoren winkte noch einmal dem Bahnbeamten, gleich würde die Fahrt beginnen.

Brandes schaute auf. Drüben sah er Goram aus dem weißen Stationshaus kommen, er trug seinen kleinen Koffer. Wollte er doch mitfahren?

Barton sah zu ihnen herüber.

„Herr Brandes", rief er, „ich habe mir erlaubt, Ihre Anordnungen umzustoßen. Goram soll heute schon mit uns fahren. Ich habe noch etwas mit ihm zu besprechen." Er wandte sich kurz ab, um wieder auf Vandoren einzureden.

Willa sah, daß Brandes abweichselnd rot und bleich wurde. Er hatte Goram befohlen, erst am anderen Tage mit den neuen Kulis zur Bautelle zu kommen. Nun kam der Direktor aus London und schob seinen Befehl, der für diesen verschlagenen Mischling bis jetzt noch Gesetz war, einfach beiseite. Wenn Goram unbedingt heute mitfollte, dann konnte Barton wohl eine andere Form finden, wie man die frühere Anordnung aufhob. Diese kurze Benachrichtigung hier vor allen Leuten — der Bahnbeamte und einige Schwarze standen noch im Hintergrund — war demütigend und unter den jetzigen Verhältnissen auch gefährlich. Willa wußte, daß Goram erst später fahren sollte, auch Vandoren wußte es, Brandes hatte es ihnen am Abend, noch ehe Barton wieder bei ihnen war, beiläufig erzählt. Sie fühlte mit diesem jungen Mann, der drüben in der Wildnis einen so verantwortungsvollen und schweren Posten hatte.

Goram stand dabei mit unbeweglichem Gesicht. Aber Brandes, der diese Halbschwarzen kannte, konnte in seinen glänzenden Augen die unverhohlene Schadenfreude und offenen Spott lesen. Bwana Brandes hörte nun einen Herrn über sich. Nun brauchte man nicht mehr auf ihn zu hören und man mußte dafür sorgen, daß die anderen Leute im Kamp das auch erfuhren.

Brandes bezwang sich. Er hätte Barton sagen können, daß er und dieser Mischling gestern abend in dem verrufenen Café doch recht genug gehabt hätten, sich auszufprechen. Er konnte sich an Vandoren wenden und ihn um eine Entscheidung bitten. Aber er wußte, daß es unangebracht war, jetzt eine Szene zu machen. Goram und Barton brauchten noch nicht zu wissen, daß er sie beobachtet hatte, auf das Geheiß ihres Onkels telegrafierte und diese Antworten abwartete. Es hatte gleich am ersten Tage angefangen. Es mußte sich wohl immer noch um diesen unglückseligen Aktienkauf handeln. Sie hatte das Gefühl, als würde ihr Onkel von diesen Ketten gejagt und getrieben, als sei er vor ihnen auf der Flucht in die Einsamkeit der Wildnis. Vielleicht erwartete er eine Wendung, die aber nicht kam, denn nach jedem Telegramm fand sie ihn mutloser und zerstreuter als sonst. Einmal hatte sie in seinen Augen Tränen gesehen, als er sich unbeobachtet glaubte. Es war wie ein unerbittlicher Kampf zwischen ihm und diesen Zetteln. Unvermittelt fragte sie Brandes: „Haben Sie auf der Station auch einen Telegrafen?" Brandes nickte. „Natürlich. Sie meinen, wir lebten drüben nicht in der Neuzeit, weil wir es mit solchen Fackelmesen zu tun haben wie diesen beiden Löwen!" Er konnte schon wieder lachen. Aber seine rasche Antwort vergrößerte nur ihre geheime Angst. Wenn sie mit diesem geraden und offenen Menschen einmal über alles dies, was sie bedrückte und so für die Zukunft besorgt machte, hätte sprechen können, dachte sie. Sie fühlte sich hilflos und bang, sie sehnte sich nach einem starken Menschen, dem sie vertrauen konnte.

Die Fahrt begann, bald lag zu beiden Seiten der graue, geheimnisvolle stille Busch. Sie saßen in einem luftigen Wagen, Goram hatte sich im Hintergrund auf einer Holzbank niedergelassen. Klappernd und ratternd fuhr der kleine Zug über die erste Brücke. Henderson und Brandes hatten sie vor einem Jahr erbaut. Vandoren stand auf, er schaute durch das Fenster in die Schlucht. Es war ein gutes Stück Arbeit, das sah er. Er sprach nicht, aber er nickte anerkennend. Die anderen sahen es, Barton schaute gelangweilt hin. Dann warf er Goram einen Befehl zu.

Heimat

Von Maria Kahle

Ja, es besitzt dich ganz, der dich verlor.
O Heimat, wie du uns im Blute auferstehst
Und durch das Herz, das in der Fremde fror,
Mit deinem grünen Wälderrauschen wehst
Und schweren Duft der Erde treibst empor . . .

Ich wußte nie, wie deine Sprache tief
Mir eingewurzelt ist in meines Wesens Grund,
Und welch ein Zauber in den Worten schlief,
Die achtlos aus Gewöhnung sprach mein Mund,
Bis Heimweh sie aus meiner Seele rief!

Da ich ein Kind war, sah ich nur dein Bild
Mit Wolken, Wiesen, Häusern, Tier und Wald
Und war in dir, und war in dir gestillt.
Jetzt fühl' ich deine innerste Gestalt
Wie eignes Leben, das zum Wachsen schwillt.

Als ich mich von dir löste, da gebar
Dein Schoß mich, Mutter Heimat, erst zu eignem Sein,
Da warst als Mutter du mir offenbar.
Nun sehne ich mich neu in dich hinein,
Um wach zu leben, was ich träumend war.

Goram holte ein Gewehr aus einem Futteral und reichte es Barton. Willa und Brandes sahen, wie sie Barton mit dem schußfertigen Gewehr an das offene Fenster stellte.

Obschon die Strecke für den regelmäßigen Verkehr noch nicht in Betrieb genommen war, lag an der ersten Brücke schon eine größere Farm. Eine Versuchspflanzung für Orangen, Grapefruit und Kaffeestauden. Das weiße Wohnhaus hatte im Schatten eines gewaltigen Baumes. An der Laube rankten sich Orchideen mit meterlangen Rispen und gelben Blüten. Die Farm war schnell hochgekommen, und Brandes hatte, wenn er früher hier vorbeifuhr, gedacht, daß später auch die Verbindung so aussehen würde. Wenn erst die letzte Brücke fertig war und der Verkehr einsetzte, begann auch hier neues und vielgestaltigeres Leben. An der Farm hier standen Massiai und winkten. Er hatte diese Schwarzen auch schon anders gekannt; nun wurden sie zu Menschen, die schafften und mit denen man vernünftig rechnen konnte. Aber da waren nun Leute wie Barton. Sie kamen aus der Zivilisation und erwarteten wohl, daß hier das Land für sie wie ein Tierpark gehalten wurde mit Großwild und anderen gefährlichen Raubtieren. Wer das Geld dafür hatte, — natürlich nur solche Leute, — die fuhren her, bezahlten hundert Pfund für einen Jagdschein und knallten herunter, was sie wollten. Ihretwegen konnte dieses reiche und fruchtbare Land ruhig im alten, verrotteten Zustand bleiben; sie hauten auch die Bahn nur, um rasch von einem Jagdrevier zum anderen zu gelangen.

Brandes sah, daß auch Willa und Vandoren Bartons Vorbereitungen zur Jagd aus dem eilenden Zug unangenehm waren. Als Willa ihn dort am Fenster von der Seite ansah, bemerkte sie in seinem Gesicht nun besonders hart den grausamen und hässlichen Zug, der in ihm sonst unter der Maske des glatten Weltmannes verborgen lag. Er hatte das Gewehr an der Hüfte, den Finger am Abzug, nun schoß er wohl auf alles Getier, was er sah. Es mochte ihm gleich sein, was damit geschah.

Vandoren zog Brandes, dessen finsteren Blick er sah, in ein Gespräch über die Arbeiten an der Brücke. Willa hörte zu. Bei einem Seitenblick zum Fenster sah sie plötzlich ein hübsches Bild, das sie freudig auffahren ließ. Der Busch war zurückgetreten, und sie durchfuhren einen Streifen Steppe. In einigem Abstand von dem kleinen Zug und so, als wollte er ein Wettrennen mit ihm veranstalten, war ein Strauß aus dem hohen Grase aufgesprungen, nun lief er mit einem merkwürdigen fast lustigen Schlagen seiner kurzen Flügel neben der Linie her. Ihr entfuhr ein Ruf des Entzückens. Brandes und Vandoren standen auf und folgten ihrem ausgestreckten Finger, aber in diesem Augenblick krachte ein Schuß, hier in der Nähe besonders laut, und sie sahen den schönen Vogel draußen in der sonnigen Steppe zusammenbrechen. Barton hatte ihn niedergestreckt.

Willa legte einen Augenblick vor Schreck die Hände vor die Augen. Vandoren entfuhr ein Ruf des Unwillens, und Brandes warf dem Schützen in dem Jargon der indischen Kulis einen Fluch zu.

„Eine großartige Leistung", fügte er böse hinzu.

Barton wollte eine heftige Antwort geben, aber er sah, daß sein feiger Schuß auch bei Willa und Vandoren keinen Beifall gefunden worden war.

„Sentimental?" höhnte er. Dann wandte er sich an Brandes, „kann mir schon denken, daß Sie mit Ihrem weichlichen deutschen Gemüt da drüben im Busch in der Brücke nicht vorwärtskommen! Was liegt an so einem dummen Vogel."

Der Zug rollte schon wieder durch einen staubigen Busch, der in der grellen Sonne unsagbar öde da lag. Der schöne Vogel dort im Steppengras war nun ausgelöscht. Er hatte das kurze Spiel mit dem Leben bezahlt. Willa sah immer das ein wenig unbeholfene Geflatter seiner kurzen Flügel, sie wußte, Brandes oder Onkel John hätten diesen überflüssigen Schuß nie getan. Er war nutzlos und grausam; sie wußte, Barton würde auch mit Menschen nicht anders verfahren; wenn es ihm paßte, würde er sie vernichten.

Die Sitze wurden für sie schweißnaß. Nun hatten sie die zweite Brücke passiert. Barton stand fast immer am Fenster, aber Brandes wußte, daß er nicht mehr zum Schuß kommen würde. Für den, der ihn nicht kannte, war dieser Wald rechts und links wie jedes Gebüsch, Barton würde nichts sehen. Außerdem war das Wild landeinwärts. Willa war es recht, daß so wenig gesprochen wurde. Hier war nun die Wildnis, in der dieser junge Mann und Henderson mit einer Schar Kulis schon seit Monaten arbeiteten, hier war seine Welt. Sie fühlte, daß er der Mann war, der sich hier durchsetzen konnte, und sie hatte den ähnlichen Gedanken, daß er hier Barton auf seinem Boden gegenüberstand, den er besser kannte. Barton hatte seinen Stand am Fenster aufgegeben, er saß finster in einer Ecke, sie spürte, daß er mißmutig und gereizt war.

Spät am Nachmittag lichtete sich der Busch. Der Zug fuhr langsam. „Wir sind an der Station", sagte Brandes aufstehend. Sie sah die Heckenwand des Kamps, dann weite, brandige Lichtungen, Werkzeugschuppen, das Gerät eines Baagers und ein paar niedrige Holzgebäude. Sie hielten.

Draußen stand ein Mann im weißen Sonnenhelm und braungebrannten Gesicht, es mußte Henderson sein. Der Alte reichte Vandoren die Hand und dann auch Barton und nickte Brandes zu. Er wollte sprechen, dann sah er Willa, die er noch nicht kannte. Er war ein wenig verlegen und linkisch, als er sie nun begrüßte. Dann wichte er sich die schweißige Stirn. „Sie kommen zu einer bösen Stunde", sagte er bedrückt zu Vandoren und streifte dabei Brandes und Barton mit etwas verlegenem Blick. „Die Stabellikulis sind heute früh, kaum daß es hell war, ausgerückt, sie sind im Busch verschwunden. Der Löwe hatte wieder einen Mann aus ihrem Kamp geholt." Die Männer standen dort unschlüssig und wortlos. Willa sah immer nur diese im Sonnenglast so ein-

same Lichtung, in die das Singen der indischen Kulis unten am Fluß wie ein einschläfernd Gesumm hineinklang. Sie erfaßte den Sinn dieser bösen Nachricht nicht sofort, dann kam es ihr zum Bewußtsein, daß es wie ein Verhängnis immer mit ihnen ging. Sie waren auf einer unglückseligen Reise, nicht einmal hier war Ruhe. Nur Max Brandes hatte die Bedeutung dieser kurzen Meldung sofort erfaßt. Kaum daß Henderson ausgesprochen hatte, warf er unwillkürlich einen raschen Blick auf Barton. Er sah, wie dieser leise mit Goram flüsterte und daß ein schadenfrohes, zufriedenes Lächeln über sein Gesicht huschte. Dann blickte Goram auf und schaute auch ihn an. Unverhohlene Rachsucht und Hohn blitzte in seinen dunklen, verschlagenen Augen auf. Goram und Barton, dachte Brandes, sie haben dies hier auf dem Gewissen.

Die kleine Gesellschaft ging über die Lichtung zu der Station. Untermegs erzählte Henderson. Die beiden Raubtiere hatten wieder die ganze Nacht den Kamp der Schwarzen drüben über dem Fluß umkreist. Er konnte es verstehen, daß die Suabelis die Nerven verloren. Gegen Morgen war eins der Raubtiere durch die Hecke gebrochen und hatte einen der Kulis aus dem Zelt gezogen, in dem er mit einem Dutzend Meter zu schlafen verpflichtet. Nun hatten die Schwarzen die Nerven verloren. Wer weiß, was noch geschah, wenn das so weiter ging.

Vandoren sah mit zerstreutem Blick um sich. Er hörte kaum, was sein erster Ingenieur ihm da erzählte. Dieses neu aufgebrochene Bauland, das ferne Gestumm der indischen Kulis unten am Damm, diese scheinbar so planlose Unordnung ringsum waren ihm vertraut. Diese beiden Männer, Henderson und Brandes, gestalteten das Schicksal dieses Landes. Ihre Arbeit war Segen und zukunftträchtig, aus ihr erwuchs ihnen selbst Befriedigung und jene innere Ruhe, die er früher, als er noch junger Ingenieur war, auch besessen hatte. Vandoren fühlte, eine solche Aufgabe würde ihm auch besser gelegen haben. Voll Schreck und Grauen dachte er an alles, was nun auf ihn lag, und an das, was noch kommen würde.

An der Veranda standen Purdah und der schwarze Koch, die Antilope Paa flötckte gierlich herbei und rieb ihren fein geformten Kopf an Brandes Schenkel. Willa sah es voll Entzücken. „Wie schön", rief sie, beugte sich über Paa und streichelte ihr das glänzende Fell und lachte heil über das Spiel ihrer großen, spitzen Ohren.

„Gefällt sie Ihnen?" sagte Brandes, „Paa ist klug und treu." Sie klatschte in die Hände. Die anderen standen im Kreise ringsum. „Für Unterhaltung ist ja wirklich gesorgt", knurrte Barton gehässig. Vandoren schwieg, und Max Brandes beachtete ihn nicht; er war froh und glücklich über Willas Freude.

Das Haus auf der Station war für die Dauer gebaut, dort war genug Platz, und der Besuch hatte vieles, was für einen Aufenthalt hier draußen im Busch notwendig schien, mitgebracht. Henderson und Purdah waren bei der schnellen Einrichtung behilflich. Max Brandes ging nachdenklich zum Fluß, verweilte dort eine Weile bei den Kulis und ging dann über die Furt zum Kamp der Suahelis, das nun verlassen lag. Sie alle waren fort, wie Henderson berichtet hatte.

Brandes schlenderte über den leeren Platz, sah hier und dort in ein Zelt und ging dann zu der schützenden Hecke hinüber. Er suchte lange, bis er stehen blieb. Er hatte richtig vermutet. An der Rückwand, wo wieder der niedrige Busch begann, hatte der nächtliche Räuber eine dieser Breschen gefunden. Fetzen billigen Kattuns hingen von den Dornen herunter, hier hatte der Löwe mit seinem Opfer den Rückweg angetreten. Gorams Werk, dachte er bitter. Mit halbgeschlossenen Augen nachdenkend, sah er wieder Goram und Barton in diesem schmutzigen Café in der Stadt, wo sie zusammenhockten und flüsterten. Goram hatte also noch vor der Abreise Zeit gefunden, hier sein schmutziges Werk zu verrichten. Goram und Barton waren in einem sonderbaren Einverständnis miteinander; wer war der Schlimmere?

Bei seiner Ankunft hatte Brandes mit raschem Blick gesehen, daß Henderson schon die Lorenbahn zum neuen Steinbruch angefangen hatte. Nun die schwarzen Kulis geflohen waren, gab es wieder verhängnisvollen Zeitverlust. Nun lag der Steinbruch in Reichweite, und noch war nichts gewonnen. In zwei Tagen kamen die Kulis, die Goram angeworben hatte, es waren Maurer dabei, alles war darauf eingestellt, daß bis dahin die Lorenbahn fertig war, und der Transport der Bausteine beginnen konnte. Die Löwen hatten die Kulis verjagt. Goram arbeitete dem Raubvieh in die Hände, opferte ihnen seine Kameraden, und Barton stand im Hintergrund. Barton hatte also ein Interesse daran, daß sie hier nicht fertig wurden!

Diese fast unabweisbare Schlußfolgerung hatte für diesen jungen, geraden Tatmenschen trotz seiner Energie etwas Niederschmetterndes. Es bestand ein Komplott um die Lorobibrücke. Barton wollte sie nicht fertig haben, einfach weil er sie zum Objekt seiner Spekulationen gemacht hatte. Er fragte nichts danach, daß er damit Vandorens Ruf und Vermögen gefährdete. Vielleicht war das überhaupt seine Absicht!

Von dem großen Kamp aus konnte Brandes die Baustelle unten am Fluß übersehen. Es war inzwischen Feierabend gemacht worden. Die Kulis waren in ihr Lager gegangen, niemand war zu sehen. Die Schwarzen hatten ja ihre Arbeit im Stich gelassen. Brandes machte ihnen keine Vorwürfe. Er konnte sie verstehen. Ihr Kamp hier auf der anderen Flußseite war den mörderischen Bestien, denen ein Verräter half, am meisten ausgesetzt gewesen. Die nächtlichen Todesschreie und die nervenaufpeitschende Gewißheit, daß für jeden unter ihnen einmal dieses Schicksal, ein Opfer der Raubtiere zu werden, eintreten konnte, hatten diese einfachen Buschleute verjagt. Sie waren nicht zu tadeln, wenigstens konnte man sie gut verstehen.

Drüben lag nun das Werk verlassen. Zwischen den hohen Uferböschungen dunkelte es schon, über den gelben Flußsand breitete sich ein fast violettes Licht. Der Fluß war nahezu ausgetrocknet. Noch war die Jahreszeit dem Brückenbau günstig. Der Damm, der das Wasser umleiten sollte, brauchte bloß geschlossen zu werden, dann konnten die Fundamente der Pfeiler aufgesetzt werden. Brandes überlegte. Wenn jetzt wenigstens alles ohne Störungen ablief, dann wären sie immer noch eben zur rechten Frist mit allem fertig. Es war zwecklos, hinter den entlaufenen Kulis herzusinnen. Aber er wußte, wenn die Gefahr beseitigt war, würden sie sich schnell wieder einfinden, keiner würde fehlen. Sie verdienen hier am Fluß viele gute Rupien. Aber erst mußten die Löwen fort sein!

Er dachte daran, daß er das neue Gewehr noch nicht ausgepackt hatte, und dann war es auch wohl Zeit, daß er sich den Gästen zeigte. Er verließ den Kamp auf einem schmalen Pfad, der weiter flußaufwärts zu einer anderen Furt führte. Von dort kam er an der anderen Seite der Station aus, wo noch ein Stückchen Wald aufgeforst geblieben war. In diesen lichteren Busch hatte sich eine üppige Pflanzenwelt entfaltet. Einige breitästige Mangos warfen dunklen Schatten, armdicke Lianen überspannten die Zweige und Stämme, gelbe Orchideen dufteten schwer. Der nur selten betretene Pfad lief hier durch das Gebüsch bis fast an das Haus. Brandes ging nachdenklich und mit gesenkter Stirn, als er aber fast am Rande der Lichtung war, hörte er Stimmen.

Er stutzte, es schien Vandoren zu sein, der soeben gesprochen hatte. Dann vernahm er eine andere Stimme, es war Barton. „Es muß fein!" rief Barton. Brandes überlegte, durfte er lauschen? Er hatte eigentlich kein Recht dazu, den Lauscher zu machen, wenn Vandoren mit seinem Direktor irgend etwas besprach. Aber dieser Fall lag doch wohl anders. Er hatte einen schweren Verdacht gegen Barton: Vandorens Direktor war nicht ehrlich, er spielte ein falsches Spiel, er war gefährlicher als ein Raubtier, schien es ihm. Halb seinen Ueberlegungen, halb seinem Jägerinstinkt folgend, drang Brandes Schritt für Schritt in dem Gebüsch, das hier am Rande fast undurchdringlich wurde, weiter vor, bis er aus dem Schatten auf die kleine Lichtung zwischen Busch und Haus hinaussehen konnte.

Barton und Vandoren standen nur wenige Schritte von ihm entfernt. Sie wandten ihm den Rücken zu und schauten zum Haus hinüber, wo in einem Zimmer Licht war. Es war Willas Zimmer. Die beiden Männer waren erregt. Sie waren wohl hierhergekommen, um ohne Zeugen zu sprechen. Sie waren heftig geworden und sprachen fast laut, da sie sich allein wußten.

„Es muß sein!" wiederholte gerade Barton. „Die letzte Rotierung lautet auf sechzig. Weitere Mißschläge werden angefündigt. Sie können das Geld also nicht flüssig machen. Betrachten Sie es für das nächste halbe Jahr als verloren."

Vandoren schwieg betroffen. „Sie ist meine Nichte", sagte er dann zögernd, „und Sie wissen, wie gern sie mich hat."

„Es soll ja nur für eine gewisse Zeit sein, Vandoren", warf Barton ein, „das ist doch selbstverständlich und aufgemacht. Und was wollen Sie anders tun? Verhindern Sie nicht, daß die Sache bekannt wird, dann ist Ihr Ruf als Kaufmann erledigt, ohne daß Ihre Nichte irgendwie Nutzen daraus hat. Die Kursfeststellung kochen, das hat es mir aekant. Sie kommt schon im September, wenn die ersten Käufe einsetzen.

„Drei Monate", sagte Vandoren stumpf, „das sind drei Monate, Barton. Die Zeit ist für mich schlimmer als der Tod. Und für Willa erst!"

Brandes hörte, daß Vandorens Stimme unsicher wurde und sah, daß Barton ihm einen harten Blick zuwarf.

„Damals, als Sie kauften, Vandoren, haben Sie weniger an sie gedacht. Da dachten Sie nur an das große Geschäft", redete er auf Vandoren ein. „Nun müssen Sie auch Menschen genug sein, die Folgen zu tragen."

Vandoren gab keine Antwort, Brandes glaubte, einen schweren Seufzer zu vernehmen. Als er so im Schatten stand und auf die immer dunkler werdende Lichtung schaute, zitterten seine Hände, die die Zweige zur Seite hielten. Er verstand nicht alles, was hier besprochen, aber er fühlte, daß sich Vandoren irgendwie in Bartons Hände gegeben hatte. Und Barton drängte ihn nun, etwas zu tun oder geschehen zu lassen, wogegen er sich sträubte. Und das schlimmste war, daß dies alles mit Willa zusammenhing. Ihr droste ein Unheil. Noch kämpfte Vandoren um sie, aber sein Widerstand war nur schwächlich, er war wie ohnmächtig dem kommenden Unglück gegenüber.

Brandes wollte fortgehen aus seinem Versteck, da hörte er Vandoren noch einmal sprechen.

„Vielleicht ist überhaupt nichts mehr zu retten," meinte er nachdenklich, „der Bau hier wird doch nicht rechtzeitig fertig. Es sollte ein Wunder sein, wenn die beiden Ingenieure es noch schaffen."

„Wenn die es schaffen, wäre es bestimmt ein Wunder!" warf Barton verächtlich ein. „Aber warum, es kann doch noch glücken," fuhr er fort. „Und wenn nicht, wenn wir alle Hebel in Bewegung setzen, bringen wir vielleicht auch diese Geldbuße auf. Oder man müßte einmal mit den Leuten von der Regierung verhandeln. Sie werden uns auch nicht den Kopf abreißen."

Vandoren antwortete etwas, aber Brandes konnte ihn schon nicht mehr verstehen. Die beiden Männer gingen im Gespräch auf das Haus zu, Brandes sah, daß meist Barton sprach und Vandoren zuhörte. Er war größer und stärker als Barton, aber seine Gesten waren jetzt schwach und mutlos. Brandes stand wie betäubt im Schatten; er hatte tiefes Mitleid mit Vandoren.

Am Abend saßen sie auf der Veranda zusammen. Es war nicht so dunkel wie sonst. Der Mond stand hinter der Station, und sein grünliches Licht lag wie ein silbernes Tuch auf der kleinen Lichtung. Die Männer rauchten, Willa saß an der Brüstung und schaute in den Busch, der weit hinten im Schatten dämmerte.

„Die Löwen rufen heute nacht nicht," sagte Henderson, „es ist zu hell." Nach seiner Art sprach Barton. Er erzählte von den Kriegsjahren, die er in Sonstbar verbracht hatte. Sie hatten Großwild gejagt und auch eine Menge Löwen erlegt. Es war einfach gewesen, besonders für ihn, er war ein sehr guter Schütze.

Henderson und Vandoren hörten schweigsam zu. Im Dunkel der Veranda glühten ihre Zigarren wie Leuchtwürmchen. Brandes dachte an die vielen Nächte, die er draußen im Busch verbracht hatte, ohne zum Schuß zu kommen, aber er sagte nichts. Willa trug ein helles Kleid, er sah das Weiß ihres Aermels auf der Brüstung und auch die feinen Linien ihres Gesichtes, das sich nachdenklich von dem hellen Mondlicht draußen abhob. Er glaubte Barton nicht, er log, um ihn und Henderson hier lächerlich zu machen. Wie konnten sie nur sich und ihr Lager von zwei Raubkatzen unterkriegen lassen! Das war der Sinn seiner geschmacklosen Aufschneiderei.

Aber Brandes war müde, er schwieg lieber. Was sollte er heute schon sagen. Die Nacht war ruhig und still. Warum sollte er sich von diesem Geschwätz stören lassen! Er hörte es gar nicht. Willa im Traum schaute er zu diesem Mädchenkopf hinüber. Manchmal hatte er hier in der einsamen Wildnis Sehnsucht nach der Heimat gehabt. Es war ein unbestimmtes Gefühl gewesen, eine sanfte Traurigkeit in der Stunde nach dem Abendbämmern. Dann hatte er oft mit Henderson hier allein gesessen, und der Alte hatte ihn nie in seinen Gedanken gestört. Im grellen Tageslicht, wenn die Arbeit rief, war alles wieder vorbei. Nun dieses Mädchen da drüben saß, waren diese unbestimmten Gedanken wie weggewischt und verzaubert. Er hätte gern gewußt, woran sie dachte. Vielleicht war sie weit weg von hier. Sie war ein reiches Mädchen und für ihn auch wohl zu fein. Gewiß hatte sie in London jemand gelassen, zu dem nun ihre Gedanken gingen.

Sie schien seinen Blick gefühlt zu haben. Sie wandte langsam den Kopf und schaute ihn an. Im grauen Schattenlicht glaubte er sie lächeln zu sehen. Sie nickte ihm zu.

*

Henderson blieb am andern Morgen mit Vandoren und Barton in der Station. Er zeigte ihnen die Pläne, legte ihnen seine Berechnungen vor und sprach dann noch einmal ausführlich von den unvorhergesehenen Zwischenfällen, die sie hier an der Brücke aufgehalten hatten. Während er redete und mit seinem braunen Finger über die einzelnen Linien fuhr, wunderte er sich, warum die beiden diese weite Reise gemacht hatten. Vandoren hatte fast vor einem Menschenalter drüben an der alten Linie gearbeitet, Barton kannte von technischen Dingen sowieso nur wenig, sie mußten sich doch beide auf ihn und Brandes verlassen. Sie konnten doch kaum hier von Nutzen sein. Oder wollten sie ihn wie einen jungen Mann zurechtstutzen!

Vandoren hörte zerstreut zu. Barton machte hier und dort einige belanglose Einwendungen. Von ihrem Zimmer aus konnten sie über die Lichtung den Bau der neuen Lorenbahn beobachten. Brandes war mit den indischen Kulis an diese Arbeit gegangen, am Fluß war zurzeit niemand. Barton zeigte über die Schulter nach draußen.

„Dieser Ingenieur, Max Brandes heißt er wohl, ist er nicht ein Deutscher?"

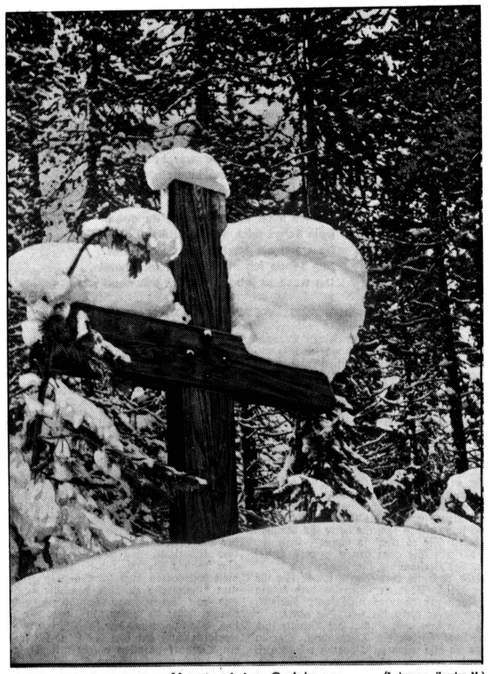
Henderson blickte Barton mit einem raschen Kopfschütteln an.

„Ja." sagte er dann.

„Eigentlich merkwürdig," meinte Barton nebenbin und nahm eine Karte vom Tisch. „Man sollte doch meinen, daß Sie genug junge Engländer für ihn hätten haben können. Und außerdem, ist das hier nicht schon ehemals deutsches Gebiet?" Er warf Henderson plötzlich einen scharfen Blick zu.

Der alte Ingenieur fuhr auf. „Herr Barton, ich will nicht gehört haben, was Sie jetzt sagten. Ich stehe für Brandes ein. Was hier geschehen ist, ist rein zufällig gekommen. Und dann, was Brandes hier leistet, ist schwere, aufreibende Arbeit. Es haben sich nicht allzu viele nach ihr gedrängt."

Er wandte sich an Vandoren, er war erregt. (Fortsetzung folgt.)



Marterl im Gebirge (Lehmann, Zander-M.)

Dank aus Kindermund

Dankbare Menschen sind wie fruchtbare Felder; sie geben das Empfangene zehnfach zurück. Kotzebue.

Manchen Menschen eignet in hohem Maße die Eigenschaft, ihren Dank in liebenswürdiger Weise auszusprechen. Warm überfließen die Worte den Geber, ihn selber zum Beschenken machend. Diese Menschen haben das unschätzbare Glück einer guten Kinderstube genossen. Dort werden die Grundlagen jeder Erziehung gelegt. Was dort nicht geübt, was im Elternhaus nicht als selbstverständlich von den Kindern gefordert wird, darf man im späteren Leben nicht zu finden hoffen. Nicht in jedem Menschen liegt von Natur das Gefühl der Dankbarkeit; es muß ihm anerzogen werden. Wie unangenehm und beschämend für — die Mutter ist es, wenn selbst größere Kinder noch zum Danken anaehalten werden müssen. In der Kinderstube muß ihnen diese Pflicht in Fleisch und Blut übergehen. Erstaunlich schnell lernen die Kleinen die Händchen zusammenschlagen und „Bitte, Bitte!" sagen. Wer hätte schon jemals das ebenso eifrig hervorgestoßene „Danke, Danke!" der Beschenkte renommieren. Ein unbefangenes kleines Mädchen freut sich unter Umständen mehr über eine Tafel Schokolade, als über ein goldenes Halskettchen. Es soll so aber auch nicht für die Größe der Gabe danken und dementsprechend die Wärme des Dankes abstufen, sondern für die Freundlichkeit, die darin liegt, ihm überhaupt etwas zu geben; sie sollen die Liebe erkennen, die hinter jeder Gabe verborgen liegt.

Bei größeren Kindern ist auf pünktliche Dankbriefe zu halten. Das äußere Gewand eines solchen doppeltlinigen, bildergeschmückten kleinen Briefchens sei von Anfang an musterqültig. Den Inhalt aber überlasse man dem kleinen Schriftsteller. Ein diktierter Kinderbrief ist ein Unding und für Absender und Empfänger gleich wertlos. Ein natürlich geschriebenes Briefchen wird seine Wirkung trotz einiger Schnitzer nicht verfehlen, wenn der warme Dank hindurchklingt, den der kleine Beschenkte ausdrücken möchte.

Oft ist es nicht Unerzogenheit oder Vergeßlichkeit, sondern unüberwindliche Schüchternheit, die die Kinder im Augenblick nicht zum Danken kommen läßt. Sie haben die erste Gelegenheit verpaßt und finden nicht wieder zu ihr zurück. Diese Kinder öffentlich bloß zu stellen, ist ganz verkehrt. Das blutübergossene kleine Gesichtchen sagt dem Erfahrenen genug. Sache der Mutter ist es, das Kind mit leiser Hand an den Klippen vorbeizuführen, die ihm durch sein Temperament im Verkehr mit Menschen erwachsen, und ihm den Willen für „das nächste Mal" zu stärken.

Kämpferin für die Volksgesundheit

Wir haben heute schon beinahe jene Jahre vergessen, in denen wir nicht wußten, wohin mit den vielen schaffensbereiten Händen, für die wir keine Arbeit hatten. Wie schnell haben wir uns daran gewöhnt, daß auf fast allen Gebieten nach Arbeitskräften gefragt wird, die oft nicht in ausreichender Zahl zur Verfügung stehen. Dies gilt in besonderem Maße von der Krankenpflege. Der Bedarf an Schwestern ist sehr groß, der Nachwuchsmangel in diesem Beruf eine Erscheinung, die sich in der ganzen Welt bemerkbar macht. Die Ursachen dafür mögen kein, daß die Frauen heute in ganz anderem Ausmaß als vor dem Krieg von anderen Berufen beansprucht werden. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die absolute Zahl der Schwestern heute nicht geringer ist als vor dem Krieg.

Die Aufgaben, die bewältigt werden müssen, sind größer geworden. Es muß nun gelingen, diesen Mangel abzustellen, ist es doch nur ein Teil des großen Einsatzes an Arbeit und Hingabe, der heute von unserem Volk gefordert wird. Es wird heute versucht, dieser zweifellos schweren Arbeit Erleichterung zu verschaffen, und für mehr Freizeit und Erholung zu sorgen. Zweifellos ist es möglich und richtig, auch für die Schwestern für hinreichende Erholung und Entspannung zu sorgen. Aber ein junges Mädel, das sich für einen Beruf entschließen will, prüft in erster Linie, welche seelischen und körperlichen Voraussetzungen dafür erforderlich, welche besonderen Begabungen dazu notwendig sind. Und da entspricht nun der pflegerische Beruf ganz besonders weiblichen Neigungen weiblichen Fähigkeiten. Er erfordert zugleich Hingabe und immer wache Einsatzbereitschaft, unermüdliche Treue im Kleinen. Darum aber gewährt er auch wie kaum ein anderer tiefste Befriedigung, die uns das Bewußtsein, am richtigen Platze zu sein und helfen zu können, verleiht.

Für die rein körperliche Leistung ist Gesundheit notwendig, um den oft großen Anforderungen gewachsen zu können. Aber es ist eine Erfahrungstatsache, daß manche an sich zart erscheinende Schwester diesen Beanspruchungen besser gerecht zu werden vermag, als ein ganz kräftiger Mensch, dem die seelische Bereitschaft fehlt. Da die Arbeit als Schwester nun nicht nur die Betreuung der Kranken, sondern zugleich eine sehr sorgfältige Ausbildung in vielen Zweigen häuslicher Arbeit, die auf einer Station anfällt, umschließt, oder die in vielen Häusern im Probehalbjahr im Schwesternhaus geleistet werden muß, sondern auch hohe Anforderungen an Selbständigkeit, Verantwortungsbereitschaft und Pflichtbewußtsein stellt, ist sie zugleich als eine hervorragende Erziehung für ganze Leben der Frau zu bewerten. Viele werden erst in der Arbeit die rechte Freude am Umgang mit Menschen finden. Wenn sich darum recht viele junge Mädel sich zu diesem sinnvollen Weg entschließen könnten, so würden sie nicht nur für sich selbst einen wertvollen Gewinn erzielen, sondern zugleich helfen, notwendige Aufgaben, die der Frau im Leben der Nation zufallen, zu erfüllen. U. F.

Fleißige Hände beginnen jetzt mit dem Weihnachtsgeschenk

Wir machen Handarbeiten — nicht nur, um die langen Abende auszufüllen, sondern schon im ersten zeitigen Hinblick auf Weihnachten, das allmählich näherrückt. Und wer zu diesen schönsten der Feste irgend eine größere Arbeit fertigstellen will, muß unbedingt jetzt damit anfangen.

Die erste Forderung aller modernen Handarbeiten ist, daß sie modisch schön, praktisch und — leicht herzustellen sein müssen! Wer unter den „neuen" Handarbeiten dieses Jahres Umschau hält, findet zunächst eine große Vorliebe für Stickereien, gegen Arbeiten, für sonstige Wanddehänge, Kissen und Stuhlüberzüge oder Decken, die zum Teil gern altdeutsche Motive verwenden oder in ziemlich strengen, stilisierten Blumenmustern oder Tierkennmustern gehalten sind. Gobelintechnik, Halb- oder Kreuzstich werden dabei hauptsächlich verwendet, die meisten dieser Dinge werden über Kanevas gearbeitet. Auch Teschen in Gobelinart mit Blumen oder Figurenmustern sind wieder sehr beliebt.

Neben diesen, leicht zu arbeitenden, aber schwer wirkenden Techniken gibt es natürlich auch leichtere für andere Zwecke. Neuartig ist zum Beispiel der „Spitzenstich", der etwa so wirkt, als wären auf Decken oder Kissen Spitzenmotive in Applikationen aufgesetzt. Eine wunderhübsche Technik, die ebenfalls sehr leicht zu arbeiten ist.

Auch Filet ist große Mode. Filettechnik wird nicht nur für Decken und Kissen, sondern auch mit besonderer Vorliebe für Stores als Ansatz und Zwischensatz, daneben auch für Hemdenpassen verwendet. Neu ist, daß vielfach bei Filetarbeiten die Motive — also Blumen, Tiere, Figuren — farbig umfädelt werden, wodurch das Muster noch mehr betont wird. Eine Technik, die allerdings Geschmackssache ist, viele werden sicher lieber bei der bewährten schwarzfädigen Filetarbeit bleiben.

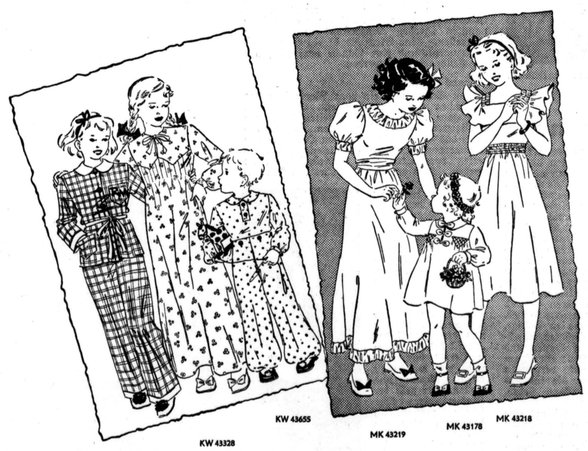
Für Decken gibt es noch andere Möglichkeiten. Man kann zum Beispiel ganz zarte, gestickte Tülldecken arbeiten oder auf die immer wieder schöne Hohlsaumarbeit zurückgreifen. Und endlich gibt es noch das weite Gebiet der Volkskunststickereien in bäuerlichem Stil. Decken, Kissen, Wandbehänge aus starkem Wergleinen, oft naturfarbig, werden mit farbigen Durchzug-Bordüren versehen und mit bäuerlichen Motiven, evtl. Trachtenfiguren, bunt bestickt. Diese Volkskunstarbeiten berühren schon eng die Handweberei, die heute in vielen Gegenden, besonders in ländlichen Bezirken, gepflegt wird und bei der die Frau viel eigenen Gestaltungswillen entwickeln kann.

Dann kann man noch unzählige Handarbeiten zaubern, die rein praktischer Art sind. Natürlich wird wieder viel gehäkelt und gestrickt. Gerade in Wollarbeiten gibt es tausend praktische Dinge. Für Strickjacken und Pullover ist mit dem Herbst die rechte Arbeitszeit gekommen. An Material ist heute besonders die lustige, bunt melierte Wolle beliebt, wobei herbstliche Farbtöne wie Braun, Gelb und Rot im Vordergrunde stehen.

Für kalte Tage gibt es eine Menge warmer, molliger Dinge. Zum Beispiel bunte Schals, die zum Kostüm getragen werden, oder größere, gehäkelte Umschlagtücher aus weicher Wolle. Alle diese Dinge sind auch wundervolle Weihnachtsgeschenke. Ebenso die behaglichen Bettjäckchen oder Morgenjäckchen, die aus ganz heller, pastellfarbener Wolle gehäkelt werden. Und endlich nicht zu vergessen die vielen Kaffee- und Teewärmer, Eierwärmchen usw., die auf jedem Tisch so lustig aussehen. Auch bei diesen bunten Häkelarbeiten pflegt man jetzt die Motive andersfarbig zu umhäkeln.

Schließlich auch noch zu den „Handarbeiten" auch die Lederarbeiten zählen. Die heute viele Frauen besonders gerne aus alten Resten arbeiten. Da werden Gürtel und Handtaschen und Lederblüten gestickt. Und sogar Handschuhe werden heute als „Handarbeit" angefertigt. Allerdings nicht gerade aus Resten . . .

Mutter näht für uns:



KW 43328 KW 43655 MK 43219 MK 43178 MK 43218

W 3364

KK 43304 KK 43311 MK 43306

KK 43304 einen Winter-sportanzug für Knaben, bestehend aus einem Kniebeinstieß und einer Windjacke mit teilbarem Reißverschluß. Erford. für 14 Jahre: 2,35 m Stoff, 140 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 10, 12, 14 Jahre.

KK 43311 einen Skan-zug aus dunkelblauem Wollstrikot mit langem Normegerbeinkleid. Die Jacke hat eingesetzte Muffstaschen. Erforderl. für 9 Jahre: 1,85 m Stoff, 150 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 7, 9, 11, 13 Jahre.

MK 43306 den praktischen Sportanzug, dessen helle Jacke aus imprägnierten Stoff auch zum Rock getragen werden kann. Erford. für 9 J.: 1,50 m Jackenst., 85 cm Hosenst., je 140 cm br. Bunte Beyer-Schnitte für 7, 9 und 11 Jahre.

Zeichnung: Meurer

W 3364 einen bequemen Schlafanzug aus kariertem Flanell, den wir für die kalten Tage brauchen. Kragen und Armelaufschläge einfarbig. Erf. für 12 J.: 3,60 m Stoff 80 cm br. Bunte Beyer-Schnitte für 4, 6, 8, 10, 12 und 14 Jahre.

KW 43328 ein wärmendes Nachthemd aus geblümtem Flanell mit langen Armeln und breiter, zackiger Passe. Erforderlich für 10 Jahre: 2,80 m Stoff von 80 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte sind für 8, 10 und 14 Jahre erhältlich.

KW 43655 einen praktischen Schlafanzug aus gemustertem Flanell mit angeknöpftem Füßchen. Erforderlich für 4 Jahre: 2,10 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 2 und 4 Jahre. Modell aus dem Indanthrenhaus-Modedienst.

MK 43219 ein festliches Kleid aus zartfarbenem Taft mit Rüschengarnitur am Halsausschnitt, am Rocksaum und an den Puffärmeln. Erforderlich für 14 Jahre: 3,80 m Stoff von 95 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte für 10, 12 und 14 Jahre.

MK 43178 ein festliches Kleidchen aus Seide oder feinem Wollstoff mit reicher Smokarbeit und Schleifenschmuck. Erf. für 3 Jahre: 1,55 m Stoff, 95 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 1, 3, 5 Jahre. Beyer-Abplattm. Nr. 50820/III.

MK 43218 ein ärmelloses Festkleid aus hellem Taft für die Feiertage. Rock und Kragen sind in Reihfalten gezogen. Erforderlich für 13 Jahre: etwa 2,30 m Stoff von 90 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte für 9, 11, 13 Jahre erhältlich.

Musik soll klingen im kleinsten Heim

Ein paar praktische Vorschläge

Es gibt eine weitverbreitete Anschauung, die meint, jede gute Musik müsse unbedingt „schwer" sein — in der Häufung technischer Schwierigkeiten und im Verstehen ihres Gehaltes. Wer aber etwa sagt: „Eine Sonatine von Mozart soll ich spielen oder ein einfaches Volkslied? Das ist doch viel zu leicht" — der hat den Sinn der Musik überhaupt noch nicht begriffen. Gibt sich ein tiefes Gefühl nicht einfach, ohne viel Worte, kund? Und sollte es in der Musik unter allen Umständen anders sein? Es ist nicht nötig, immer wieder laut auf die innige Schönheit unserer Volkslieder hinzuweisen. Man muß aber daran erinnern, daß ein Instrument zumindest jedem Menschen ohne weiteres zur Verfügung steht: die menschliche Stimme. Singen kann man auch ohne gründliche musikalische Durchbildung — und man dient der Bildung der Musikalität damit meist mehr als mit stundenlangen mechanischen Uebungen auf irgendeinem Instrument.

Hier liegt nun der Mutter im besonderen als der Erzieherin des Kleinkindes ob, die Grundlage für jede weitere Entfaltung musikalischen Fühlens zu geben. Es sollte für eine Mutter selbstverständlich sein, daß sie mit ihren Kindern singt und spielt. Keine noch so gute spätere methodische Erziehung kann nachholen, was in den ersten Lebensjahren des Kindes versäumt wurde. Und es gibt so viele Gelegenheiten, Musik in das Leben des Kindes zu verflechten: vom Wiegenlied angefangen über das Kinderlied — das aber auch wirklich kindgemäß sein muß — bis zum mehrstimmig gesungenen Volkslied im Familienkreise.

Spielen Sie Blockflöte?

Je älter das Kind wird, um so mehr kann, ja soll es auch reine Instrumentalmusik treiben. Nur muß diese mit der Welt des Kindes in enger Berührung stehen und darf keineswegs nur von der technischen Seite her bewältigt werden. Das Instrument soll das Singen ergänzen und beleben, es soll schließlich das Lied selbst tragen. Zu diesem Zweck empfiehlt es sich, zunächst solche Instrumente zu wählen, die dem Gesang am nächsten stehen. Hier sei in erster Linie der schlichten Blockflöte gedacht. Ihr billiger Preis, das leichte Ansprechen und die verhältnismäßig einfache Intonation machen sie für den Liebhaber besonders geeignet. Wird die Blockflöte gut geblasen, so lernt das Kind, wie seine Stimme eigentlich klingen müßte. Blockflöten werden in verschiedener Stimmlage und Größe gebaut. Sie eignen sich also sehr gut zum gemeinschaftlichen Musizieren. Ein anderes empfehlenswertes Instrument ist die Laute, die an Beliebtheit und Verbreitung früher einmal sogar das Klavier übertraf. Werden Blockflöten und Lauten zusammengestellt, so ergeben sich Klangfarben von ganz eigenartigem Reiz.

Warum nicht die Gambe?

Ob schließlich auch der Gambe, der Vorläuferin unseres Cellos, das Wort geredet werden darf? Sie ist schon darum ein Hausinstrument erlesenster Art, weil die Gamben verschiedener Stimmung — Baß-, Tenor-, Alt-, Diskantgamben — in ihrer technischen Hantierung soweit übereinstimmen, daß man das Spiel auf ihnen gleichzeitig erlernen kann. Beim häuslichen Musizieren ist dadurch jeder Mitspieler leicht imstande, jeden beliebigen Part zu übernehmen. Eine ungeheuer reichhaltige Literatur steht für diese Instrumente zur Verfügung. Man wird mit schlichten Volksliedsätzen anfangen, deren Melodie dann kunstvoller umspielt werden kann, um später zu den Originalkompositionen und den Bearbeitungen von Vokalsätzen des 16. und 17. Jahrhunderts fortzuschreiten, die das reichste Musikgut dieser Art enthalten, ohne darüber die Kompositionen von Meistern unserer Zeit zu vergessen.

Alle diese Instrumente eignen sich aus zwei Gründen besonders für ein häusliches Musizieren. Sie lassen sich technisch leichter erlernen als die modernen Instrumente und sind ausdrucksmäßig einfach und unkompliziert — man kann sagen: naturhaft im Klanglichen. Sie erfordern nur unbedingt, wie schon gesagt wurde, eine innere Einstellung von Spielern und Hörern auf intime und zarte Reize. Es ist vollkommen verkehrt, auf ihnen einen sogenannten „großen Konzertton" hervorbringen zu wollen. Eine Blockflöte ist ein besinnliches Instrument, und eine Gambe darf nicht wie ein Cello gestrichen werden.

. . . und das Klavier

Zum Schluß noch ein paar Worte über das Klavier als Hausinstrument. Hier liegen nun ganz besondere Möglichkeiten häuslichen Musizierens vor. Einmal kann, namentlich durch das Vierhändigspielen von Orchester- und Kammermusiksätzen, das Erlebnis des Konzertes vorbereitet oder nachträglich vertieft werden. Man vergesse aber über den Bearbeitungen nicht die Originalstücke für vier Hände, zu denen besonders Franz Schubert eine Fülle herrlicher, leider wenig bekannter Musik beigesteuert hat. Andererseits können vom Klavier her am besten alle diejenigen musikalischen und technischen Werte erschlossen werden, die für und der Begriff der „Musik des 19. Jahrhunderts" unschätzbar und die wir nicht missen können und wollen. Nur gehe der Klavierspieler über seinen mechanischen Uebungen nicht am Erlebnis des Liedes und des gemeinschaftlichen Musizierens vorbei und hüte sich vor allem vor dem falschen Ehrgeiz, im häuslichen Kreis als halber Virtuose angestaunt zu werden. Nichts ist schädlicher für eine gesunde Entwickelung musikalischen Fühlens und Denkens, als zum Zwecke parademäßiger Vorführung etwa der „Appassionata" oder der „Revolutionsetude" auf das Zusammenspiel mit anderen zu verzichten. Dem Spiel großer Virtuosen nachzueifern ist für den Jünger der Kunst sicherlich erspießlich — für den Hausmusikanten nur verlorene Zeit und Energie.

Hausmusikpflege ist ihrem Wesen nach keine Angelegenheit des Einzelnen, sie ist erst recht nur unsere Zeit, die in allen Betätigungen Lebensäußerungen des Volksganzen sieht, keine Privatsache mehr. In dem „Arbeitskreis für Hausmusik" ist darum eine Organisationsform geschaffen worden, die alle tätigen und genießenden Laienmusiker umschließen soll. Die Singe- und Spielkreise, die sich dem reichsdeutschen Arbeitskreis für Hausmusik" angliedern, gehören damit der Reichsmusikkammer an und genießen staatlichen Schutz. Neben dem reichsdeutschen Arbeitskreis bestehen selbständig geführte Kreise in mehreren kulturverwandten Ländern. Mannigfaltig sind die Aufgaben, die sich der Arbeitskreis gestellt hat. In Singwochen, welche die Bestrebungen des früheren „Finkensteiner Bundes" fortsetzen, kann der Einzelne in lebendigem Austausch mit Gleichgestimmten die Schönheit des echten deutschen Volksliedes erfahren lernen. Spielwochen, musikalische Lehrgänge, Musiktage, Musiklager sind weitere Maßnahmen, um möglichst viele Menschen zum Selbstmusizieren zu bringen. Das alles findet seine Vertiefung in für häusliches Musizieren gesetzten Notenveröffentlichungen und in mehreren wertvollen Zeitschriften. Das wesentliche all dieser Bestrebungen ist, durch die Musik eine neue Form der Menschenbildung zu schaffen und somit an der Vertiefung des deutschen Menschen mitzuarbeiten.

Dr. Kurt Knopf.

Singende Knaben — Gemälde von Franz Hals

Ludwig Richter: „Hausmusik" — Photos (3) / Wissenschaftl. Nachrichtenzentrale.

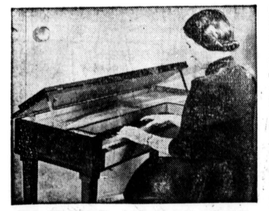
Das Clavichord - in der Siedlungswohnung

In Markneukirchen, der Stadt des Musikinstrumentenmacherhandwerks, hat einer der Instrumentenbauer ein Stückchen Vergangenheit wieder lebendig gemacht, das aus Schönste in unsere eigene Zeit sich einfügen kann: ein Clavichord, ein Ur-Klavier von der Sorte, wie es Johann Sebastian Bach vor allen damals gebräuchlichen Formen des Klaviers am meisten liebte, hat er nach den alten Mustern neu wiederhergestellt. Was Luxus weniger raffinierter Genießer war: sich ein altes Instrument anzuschaffen und darauf die leisen, zarten Lieder von einst zu spielen, das wird damit für nicht viel mehr als zweihundert Mark jedem möglich.

Es entzückt uns zuerst mit der zaghaften Fremdheit seines Tons. Nicht gewußt, wie später beim Cembalo, sondern ganz leise angeschlagen werden die Saiten darin, so daß der etwas harte Klang, den das Zupfen dem Cembalo gibt, nicht zu spüren ist. So ganz anders ist solch ein Ton als das, was wir heute zu hören gewohnt sind, daß wir ein wenig Zeit brauchen, um damit vertraut zu werden. Doch dann können wir gar nicht genug davon hören und werden immer wieder verlocken an das schmale kleine Instrument herangehen und den leichten Deckel hochstellen, um uns die sanften kleinen Lieder vorzuspielen, die dazugehören.

Ganz strenge Aestheten werden selbstverständlich verlangen, daß auf einem Clavichord fast genau nur „vorbachsche" Musik und Bach selbst gespielt werden dürfte, daß höchstens vielleicht noch Mozart gestattet sei. Wer sein kleines Instrument zum persönlichen Freund hat, der wird sich wohl darauf vorspielen, was er gerade fühlt, und wird selber spüren, was er ihm zumuten darf. Denn zart und zierlich und leise wird alles, was wir auf ihm hören — und das macht uns das Instrument gerade so lieb, daß wir bei ihm alles Laute und zu Hastige, was uns in unseren modernen Städten manchmal zuviel wird, ganz vergessen können und von ihm in eine ganz andere Welt eingesponnen werden, die so durchaus nicht vergangen ist, sondern in vielen Menschen, die im modernen Leben trotzdem ihren Mann stehen, weiterlebt.

Vor allem aber hat das leise Clavichord eine Eigenschaft, die heutzutage auch sehr erwünscht ist: es ist, wie es sich für seine ganze Art geziemt, sehr rücksichtsvoll. Nachbarn in neuen Häusern mit leichten Wänden wissen ihm das zu danken, und jene Klasse oft tragisch unterdrückter, in ihrer akustischen Bewegungsfreiheit kläglich gehemmten Menschen, möblierte Herren und Damen genannt, findet in ihm auf einmal eine Möglichkeit, ihrer Freude am Klavierspiel zu huldigen, ohne dabei Mitmenschen stören zu müssen. Das Clavichord spielt ja so leise, daß seine Töne kaum durch eine Wand zu dringen vermögen. Und noch mehr: man kann sogar seine vier Beine einfach umlegen — obgleich das bei dem sanften und beseelten Instrument recht unfreundlich zu sein scheint — und dann den flachen, schmalen Kasten in eine Ecke tun oder sonst irgendwo nach Belieben aufbewahren. Und wenn man mit Koffern und Autotare „umzieht", ist solch ein kleines Klavier auch kein Hindernis.



Das „Clavichord", ein Instrument mit ganz sanftem Anschlag (Deike M)

Hausmusik (Gemälde aus dem 16. Jahrhundert)

Haus, Hof und Garten

Die Lüftung im Schweinestall

Eine Ventilation zur Erneuerung der verbrauchten Luft ist in Ställen mit Lehmfachwerkwänden oder mit Wänden wie die des Lackowstalles, die also selbstatmend sind, meist nicht notwendig, sofern die Decke aus trockenem mit aufgetragenem Strohlehm besteht. Anders steht es in Ställen mit massiven Wänden. Hier ist sie gewöhnlich unvermeidlich. Die Art der Ausführung ist noch recht umstritten. Die verschiedensten Systeme werden von der einen Seite empfohlen und von der anderen Seite verworfen. Es mag dies daran liegen, daß die richtige Bemessung und Anordnung der Lüftung in den verschieden großen Ställen recht schwierig ist. Ein Uebermaß ist ebenso schädlich wie ein Mangel. H. Hoffmann fordert in den gebräuchlichsten Stallungen auf je 40 bis 50 erwachsene Schweine einen Gesamtquerschnitt für die Abluftschlote von ungefähr 0,11 Quadratmeter. Die Zuluftschlote können demgegenüber einen um 10 Prozent geringeren Querschnitt haben.

Scheelhaase empfiehlt eine Wandventilation. Es soll in jeder Fensterschräge eine Oeffnung angelegt und ebenso auch über jedem Fenster eine Oeffnung hergestellt werden. Die Oeffnung, die in der Fensterschräge endet, beginnt etwa 50 Zentimeter über Terrain, hat eine Größe von 14/20 Zentimeter und wird in der Wand hochgeführt. Die Ausführung ist aber nur dann möglich, wenn das Mauerwerk aus Ziegelsteinen besteht. Ist es dagegen aus Bruchsteinen hergestellt, so muß einmal unten eine Oeffnung durchgestemmt werden, und die Hochführung des Kanals erfolgt auf der Innenseite des Stalles mit Hilfe glasierter Tonröhren von 20 Zentimeter Durchmesser. Die Rohre werden an der Wand befestigt wie die Regenrohre am Hause.

Die Oeffnungen über den Fenstern müssen in unmittelbarer Verlängerung der Deckenunterkante hergestellt werden, so daß das glasierte Tonrohr von 20 Zentimeter sicher Weite mit seiner inneren oberen Wand die unmittelbare Fortsetzung der Deckenfläche bildet. Das Rohr wird nach außen mit einem kleinen Gefälle verlegt und soll einen Ueberstand von 4—4½ Zentimeter über dem Außenputz haben, damit das Kondenswasser abtropfen kann.

Die Oeffnungen müssen requliert sein. Dies erfolgt in der Weise, daß nach rechts und links schiebbare Holzdeckel vor den Oeffnungen unter der Decke und vor den Oeffnungen in den Fensterschrägen angebracht werden, die auf einem 1 Zentimeter starken Rundeisen laufen.

Dänemark bevorzugt ebenfalls eine Zukuhr von frischer Luft in der Art, wie sie Scheelhaase wünscht, führt aber die verbrauchte Luft durch Deckendunstschlote, die bis 80 Zentimeter über dem Fußboden herunterzugehen, ab. Nach diesem System arbeitet die Klausensche Entlüftung (Abb. 1), deren Luftkanäle mit leistungsfähigen Saugern (Ventilationsapparate) über dem Dach versehen sind und ein sicheres Absaugen gewährleisten. Auch hier ist die Zu- und Abfuhr requlierbar.

Neuere Untersuchungen in Deutschland sprechen ebenfalls für die Abführung der verbrauchten Stallluft von Bodennähe durch Deckendunstschächte. Der Schacht wird zur Regelung des Luftwechsels entsprechend der gegebenen Außentemperaturen und erwünschten Stallwärme mit einer Drehklappe am Beginn und unter der Stalldecke hauptsächlich zur Wärmeabfuhr im Sommer mit einer Klappe versehen (Abb. 2). Ueber der Stalldecke muß der Schacht doppelwandig mit einer Wärmeschutzschicht ausgebildet sein. Je höher der Schacht ausgeführt wird, desto besser arbeitet er. Zum mindesten muß er 50 Zentimeter über dem Gebäudefirst aus der Zone der Windwirbel und Staudüse, wie Ingenieur Ober, Jena, ausführt, herausgeführt sein (Abb. 3). Steht ein höheres Nachbargebäude in der Nähe des Stalles, so ist dessen Firsthöhe maßgebend für die Schachthöhe. Die Frischluftzufuhr geschieht von der Stalldecke her. Zur Vermeidung jeder Zugluft im Stall werden die Zuluftöffnungen in lauter kleine Schlitze aufgeteilt und die Eintrittsstellen der Frischluft über den ganzen Stall verteilt.

Es darf bei diesen Ausführungen nicht unerwähnt bleiben, daß wissenschaftliche Untersuchungen in Jena ergeben haben, daß alle sogenannten Wand-, Wind-, Fenster-, Dauer- oder Sauglüfter, die in der Hauptsache die Windkraft zur Lüftung der Ställe benutzen wollen und in Stallhöhe in die Außenwände eingebaut werden, nicht zu gebrauchen sind für die Lüftung von großen Ställen. Sie scheiterten an der geringen Luftmengenleistung der Geräte und Zugluftgefahr bei Windanfall und niederen Außentemperaturen. Sie erfüllen lüftungstechnisch lediglich den Zweck einer Fensteröffnung, aber meist ohne Lichtdurchlaß.

Zu erinnern ist daran, daß die größten Wärmeverluste außer den Fenstern im Schweinestall die Auslauftlappen und Türen sind. Einfache Holztüren aus 25 oder 30 Millimeter starken Brettern lassen zuviel Wärme durch. Daher sollen die Türen grundsätzlich doppelwandig mit einer Folienschicht hergestellt werden. Vorhandene Türen, deren ungenügender Wärmeschutz sich mitunter durch Schwitzwasserbildung an der stallseitigen Oberfläche bemerkbar macht, werden, wie Ober vorschlägt, auf einfache Weise durch Aufnageln einer zweiten Bolschalung auf die Querleisten und Ausfüllung des Zwischenraumes mit Torfstreu oder Gerstenkaff wärmehaltender gemacht. Derartig verbesserte Stalltüren halten nicht nur wärmer, sie schließen an den Fugen auch dichter und halten Zugluft ab. Das gleiche gilt für Auslaufluken. Zu empfehlen sind ferner die sogenannten Windfänge, die ebenfalls sowohl der Wärmehaltung der Ställe als auch der Vermeidung der Zugluft dienen.

(Vorstehende Ausführungen sind dem in zweiter Auflage erschienenen Buch „Schweinehaltung und Schweinekrankheiten" von Wowra-Lentz entnommen.)

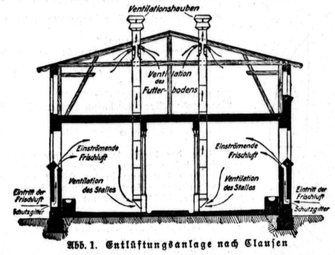
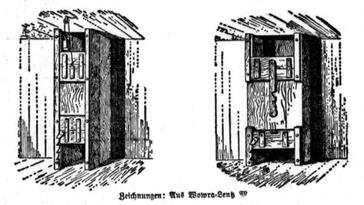


Abb. 1. Entlüftungsanlage nach Clausen



Zeichnungen: Aus Wowra-Lentz [1]

Abb. 2. Luftschornstein (Modell: Kraftborn)

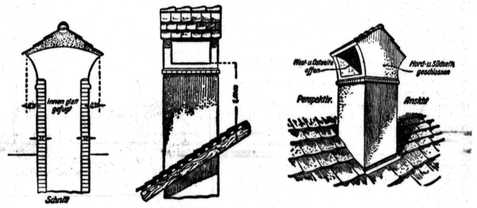


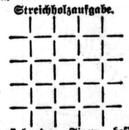
Abb. 3. Kopf des Luftschornsteins (Modell: Kraftborn)

Schachaufgabe

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (18). Weiß (9): Kb4, Dh6, Lg3 und b1, Sa1 und d8, Td1 u. e6, Bb3. Schwarz (9): Kd4, Lf6, Sf8 u. b3, Ba4, b3, b7, e5 u. e7.

Streichholzaufgabe.



In vorstehender Figur befinden sich 9 Quadrate. Unter Berücksichtigung der an den 4 Rändern befindlichen 16 Hölzchen sollen aus dieser Figur 9 Quadrate gebildet werden, und zwar 4 große und 5 kleine. Wie hat die Umlegung zu geschehen?

Silbenrätsel.

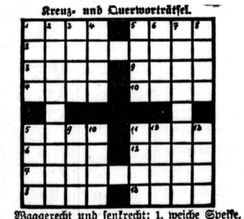
burg — ca — cag — dram — e — e — ehr — er — es — field — gat — geiz — gel — hi — hor — hut — lennt — lor — le — mas — mi — nach — ni — nis — no — no — pri — schle — schef — si — sto — te — ten — vel.

Aus vorstehenden 34 Silben sind 13 Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. Stadt in Pommern, 2. militärisches Gelelt, 3. deutscher Dichter, 4. italienischer Tonkünstler, 5. richterliches Urteil, 6. militärische Bezeichnung, 7. Stadt in England, 8. italienische Insel, 9. Zierpflanze, 10. Charaktereigenschaft, 11. dichterische Form, 12. Name eines Sonntags, 13. Mündungsarm der Weichsel.

Wurden die Wörter richtig gebildet, ergeben Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von vorn nach hinten gelesen, ein Zitat aus Schillers „Wallenstein".

Kreuz- und Querworträtsel.

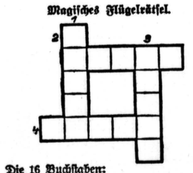


Waagerecht und senkrecht: 1. weiche Speise, 2. edles Haustier, 3. italienisches Fürstengeschlecht, 4. Nebenfluß der Elbe, 5a. mehrstimmiges Musikstück, 5b. weiblicher Personenname, 6. anderes Wort für Zusammenbruch, 7. Einwohner innerhalb der Landesgrenze, 8. Lebenshauch, 9. anderes Wort für Hast, 10. hinterindisches Reich, 11. deutscher Philosoph, 12. Oper von Verdi, 13. Verpackungsgewicht.

Gleichklang.

Wie heißt's? Du trägst es, gehst du ans.
Doch nicht am Hand;
Der Gitre ist dazu bestellt
Auf Flur und Feld;
Wohl dem, der bei Gefahr und List
Stets darauf ist.

Magisches Flügelrätsel.



Die 16 Buchstaben:

b — b — c — e — e — e — h — i — i
l — l — o — o — r — s — w

sind in die vorstehende Figur so einzustellen, daß die einzelnen Flügel Wörter mit folgender Bedeutung ergeben:

1. Bezirk, 2. Seefahrtgetier, 3. erfrischendes Getränk aus Wein, 4. Badeort in Oberösterreich.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Sc3—a4, Sb3—c4; 2. Kb4—b3, Kc1—b2; 3. Kb3—c2, Sb2—b1; 4. Sa4—b2, Kb2—c3; 5. Ka2—b1, Kc3—b4; 6. Kb1—c1, Sb1—c3; 7. Sa3—b1, Sc4—a3; 8. Sb1—b2.

Rösselsprung: Woran dein Herz im stillen hängt, / Laß es nur niemand hören; / Du sprichst es aus, und alles drängt, / Dein Glück dir zu zerstören. (Roquette.)

Geographisches Silbenrätsel:

1. Geeste, 2. Liverpool, 3. Erie, 4. Irland, 5. Celle, 6. Helsingoer, 7. Honnef, 8. Eger, 9. Iquique, 10. Torgau, 11. Ispahan, 12. Saalfeld, 13. Tunis, 14. Donajec, 15. Ittisch, 16. Elbe, 17. Salzschirf, 18. Erfurt. — Gleichheit ist die Seele der Freundschaft.

Kettenrätsel: Bein-Bruch, Bruch-Stück, Stück-Gut, Gut-Schrift, Schrift-Kunst, Kunst-Guß, Guß-Stahl, Stahl-Stich, Stich-Wort, Wort-Spiel, Spiel-Tisch, Tisch-Bein.

Magisches Mosaik:

ge	stand	te	ster	ne	hen
fang	ora	sind	del	stadt	korn
el	le	zahn	drie	le	be
wasser	dra	e	wer	kes	ne
ser	le	tel	nen	der	hof
rudolf	re	oben	hof	kerze	gelde

Streichholzaufgabe:

Ergänzungsrätsel: Xerxes, Ameise, Rassel, Traktte, Ostern, Frost, Flug, Esau, Lehre, Fried, Epik, Ubier, Elias, Rente. — Kartoffelfeuer.

5 Dinge brauch' ich jeden Tag, wovon ich keines missen mag:
Persil × Henko × Sil × iMi × ATA
P 177 b

Kleiner Knigge

Von Marius

Sie werden mich steinigen: Aber ich bin ein Vorkämpfer der Idee, alle Menschen zu duzen. Ich weiß, ich weiß — Sie winken händeringend ab und sagen: Mit jedem wollen wir uns gar nicht duzen. Das „Du" setzt Kameradschaft und Sympathie voraus. Es gibt reichlich viele Leute, denen man gern „Sie" sagt. Das sind eben „Leute". Aber recht haben Sie doch nicht.

Das „Sie" soll ja gerade ein Zeichen der besonderen Höflichkeit sein. Es soll keineswegs den Abstand zwischen „mir" und „dir" (ich bitte wegen der Vertraulichkeit um Verzeihung) kennzeichnen.

Es würde keinem Arbeitskameraden einfallen, zu dem anderen zu sagen: „Fassen Sie bitte einmal mit an!"

Es heißt ganz einfach: „Komm! Faß an!"

Das klingt ebenso vertraut wie kernig und herzlich und scheidet infolge der Kameradschaftlichkeit jede Befehlsform aus.

Und doch ist immer das „Du" nicht ganz angebracht.

Ich merke es immer wieder. Denn gemäß meiner Einstellung sage ich möglichst rasch „Du" zu allen Menschen.

Wir bleiben oder besser noch: bleiben die peinlichsten Folgen nicht versagt. Meine Frau teilt keineswegs meine „Erkenntnisse" hinsichtlich der sprachlichen Redeformen.

„Was?" hörte ich kürzlich aus ihrem holden Munde, „dieses Mädchen duzt du nun auch schon?"

Und dann kam die Schlußfolgerung, die den ehrgeizigsten Mann aus den Wanken bringen kann. „Mir ist es ja gleichgültig, aber immerhin — nun weiß ich Bescheid. Das läßt ja tief blicken!"

Und dann noch eine kuchenwarme Szene, die sich bei meinem Haarverkürzer abspielte:

Ich komme eilig in seinen Laden. Bekanntlich hat man es bei einem Friseur immer eilig. Er packt seine Fläschchen in das Schaufenster, und da die Flaschen für die nächsten zwanzig Minuten nicht in der Gegend unordentlich herumstehen können, nimmt er sich die Zeit und läßt mich im Sessel warten.

Ich sage: „Kommste jetzt her!"

Mit unendlich brummigem Gesicht begann er die Prozedur. Nach der Ursache seiner Brummerei gefragt, antwortet er:

„Meinze Sie, es ist mir angenehm, wenn Sie reinkommen und mich duzen? Sie haben gesagt: kommste!"

Ich sage versöhnend: „Na, das ist doch Dialekt, d. h. Sprachgebrauch."

Daraufhin wirft er sich in die Brust und sagt: „Ja! Denkste!"

Es entfuhr ihm heraus, wie es mir herauszentscht war — und ich hatte nicht weiter notwendig, wegen meines „kommste" um Entschuldigung zu bitten.

Scotland Yard suchte einen großen Verbrecher, aber man hatte nur einen Streifen mit sechs Photos von ihm. Man sandte diesen Streifen in eine Provinzstadt und erhielt bald darauf folgendes Telegramm: „Vier von den gesuchten Männern haben wir schon. Hoffen, die fehlenden zwei auch noch zu finden." (Koralle.)

*

Der Gast rief energisch nach dem Ober. „Geben Sie mir doch, bitte, einen Cocktail, Herr Ober. Aber einen starken — mir steht nämlich eine große Aufregung bevor."

Kaum war der Cocktail gekommen, da stürzte der Gast ihn auch schon auf einen Zug hinunter.

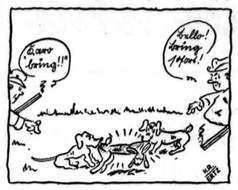
„So, und nun schnell noch einen großen Kognak und einen Steinhäger."

Der Kellner brachte das Gewünschte. Dann fragte er: „Was für eine Aufregung steht Ihnen denn bevor, mein Herr?"

„Na, die Schererei wegen Zechprellerei. Ich habe nämlich keinen roten Heller in der Tasche." (Fliegende Blätter.)

Halali ...

Der erkannte Sonntagsjäger: „Frische Hasen gefällig?"



Der Ausscheidungskampf

„Nun sitzen wir schon die ganze Nacht hier und haben noch nichts geschossen!"

„Macht nichts, hätten wir sowieso nicht."

„Was machen Sie denn da?"

„Ich wollte nur die Karnickel tuschen, und da ist mir der Karnickelbau eingestürzt."

„Haarsträubend, wie sich Ihr Hund benimmt."

„Ja, Herr Kollege, er gehörte mal einem Hundefänger, und ich kann ihm das nicht abgewöhnen."

„Wie kommt es denn, Kurtchen, daß du von deinem Papa so oft Prügel bekommst?" Kurtchen: „Weil er stärker ist als ich."

*

„Weshalb hast du es mir denn nicht gesagt, daß dich der ungezogene Junge mit Steinen geworfen hat? Statt dessen wirfst du einfach mit Steinen zurück!" sagte die Mutter zu ihrem Sprößling.

„Warum soll ich es dir denn sagen?" erwiderte er ihr geringschätzig. „Du triffst ja auf zehn Meter nicht mal eine Scheune!"

„Wohin so eilig?" redete ein Bekannter einen anderen auf der Straße an.

„Ich habe meiner Frau einen Hut gekauft", antwortete der letztere, „und muß machen, daß ich nach Hause komme, bevor die Mode wieder wechselt!"

*

Friedrich kommt zu spät zum Fußballspiel. Er fragt einen Zuschauer: „Wie steht denn das Spiel?"

„Für wen?"

Doktor Kunze trifft einen Patienten im Wirtshaus. „Na, Herr Krause, Sie scheinen vergessen zu haben, daß ich Ihnen täglich nur ein Glas Bier erlaubt habe?"

„Durchaus nicht, Herr Doktor, aber glauben Sie, ich verlasse mich nur auf einen Arzt?"

Kindermund

Gretchen hat eine Puppe zum Geburtstag bekommen und wird von einer Freundin gefragt, was ihr denn der Geburtstag gebracht habe. Gretchen antwortet: „Der Himmel hat mich mit einem gesunden Töchterchen beschenkt."

*

Lehrer: „Wenn du drei Aepfel gegessen hast, Fritzchen, und ißt nun noch sieben dazu, was ist dann das Resultat?"

Schüler: „Leibweh, Herr Lehrer."

*

Regisseur zur Schauspielerin: „In der folgenden Szene kommt ein junger Mann hereingelaufen, stürzt auch dich zu, bindet dich auf einen Stuhl, umarmt dich dann stürmisch und küßt dich!"

Schauspielerin: „Ist der junge Mann denn hübsch?"

Regisseur: „Na, warum?"

Schauspielerin: „Dann braucht er mich doch nicht anzubinden!" (Lustige Blätter.)

*

Schutzmann: „Wo schlafen Sie?"

Vagabund: „Vor gewöhnlich immer uff der rechten Seite!"

*

Virchow, der berühmte Arzt konnte manchmal sehr heftig werden. So brüllte er eines Tages einen Unterarzt in der Klinik an, der ihm widersprochen hatte: „Entweder sind Sie verrückt oder ich!" — Was ist der junge Mediziner?

Er ging zu einem Arzt und ließ sich auf seinen Geisteszustand untersuchen. Andertags erschien er bei Virchow und überreichte ein Attest mit den Worten: „Die ärztliche Untersuchung hat ergeben, daß ich nicht verrückt bin." (Koralle.)

*

„Warum bist du zu spät gekommen?"

„Unsere Uhr geht falsch."

„Und du?"

„Ich hatte Nasenbluten."

„Und du?"

„Ich konnte meine Hefte nicht gleich finden."

„Und der vierte da? Warum weinst du denn?"

„Nun . . . weil die schon alles gesagt haben, und nun weiß ich nichts mehr!" (Kölnische Illustrierte.)

*

„Mein Vater läßt sagen, wenn die Kragen nochmals so schmutzig aus der Wäsche kommen, dann komme er selber hierher und zertrümmere die ganze Bude."

„Hm . . . Was für eine Kragennummer hat denn Vater?"

„Sechsunddreißig!"

„So? . . . Dann soll er nur kommen!" (Neue Illustrierte Zeitung.)

*

„Fritz sagt, ich sähe zum Anbeißen aus!"

„So, na, er war ja immer für einfache Kost!"

*

Rekrut Müller hat sich darüber beklagt, daß er zum Mittagessen Sand in der Suppe gehabt hat.

„Müller", antwortete ihm der Unteroffizier, „sind Sie Soldat geworden, um dem Vaterland zu dienen oder um über die Suppe zu klagen?"

„Um dem Vaterland zu dienen, Herr Unteroffizier, aber nicht, um es aufzuessen!"

Die weltberühmte HOHNER gegen zehn Monatsraten. Gratis großer Katalog mit 150 Abb. und Teilz.-Preisen LINDBERG Größtes Hohner-Versandhaus Deutschl. MÜNCHEN Kaufingerstraße 19

Lohnsägerei Holz, Vorlagen, Werkzeuge. Liste gratis! Hofmann & Schmitt Limburgerhof 11 (Pfalz)

Ihr Bruch darf Ihnen nie, selbst bei schwerster Arbeit, Rätig und hinderlich sein. Wollen Sie eine gutsitzende, bequeme Bandage? — Dann verlangen Sie heute noch mit Postkarte einen Maßschein. Nach Einsendung desselben erhalten Sie nicht später eine Auswahlsendung verschiedener pezi-bandagen D.R.G.M. ohne Nachnahme, — also kein Risiko, in aller Ruhe, bevor Sie etwas zahlen, suchen Sie sich selbst das Passende aus. C.A. Steinberg Bandagist Spezial-Freiburg 3 (Breisgau)

Billige Bücher 95 teilt Katal. grat. u. franko Fritz Koch Nachf. Buchh., München Theatinerstraße 17/A.

Man denkt an Weihnachten ... und man denkt an Putok SAG MIR DEIN PUTOK Nr. 1.50 bis 3.— KRIEGSVETTER-PUTOK Nr. 1.— bis 2.— LUSTIGES KINDER-PUTOK Nr. 1.— bis 2.— Original, von ein verwundeten Unterführerschaft. Putok auf keinem Hause fehlen. VERLAG J.F. STEINKÖPF STUTTGART W

Bestecke mit 90 gr Silberauf., 30 Jahre Gar., liefere ich gegen 10 Monatsrat. Katalog gratis. J. Ostern, Wiesbaden 144.

Heiraten

Jg. Mann, Anf. 30, wünscht Mädel v. 25—28 Jahr. zwecks Heirat kennen zu lernen. Werte Bildzuschr. sind zu richt. unt. Nr. 7/183 an „Der 7. Tag", Paderb.

Geb. Frl., 34 J. kath. wünscht Briefw. mit Herrn in sich. Stellung zwecks Heirat. Ausführl. u. Ernstgemeinte Zuschr. unter Nr. 7/184 an „Der 7. Tag", Paderb.

Katholische Eheanbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. diskreteste, erfolgreichste, größte, kirchlich gebilligte Vereinigung, in 16 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Anerk. vorm. Einrichtg. und Arbeitsweise. Neuland-Verlag K, Herne LW., Mühlenstraße 7

Betriebsleit., 35 J., kath., in Landeshauptst. Thüring., in feh. Pos., sucht auf diesem Wege, da es ihm a. Bekanntsch. fehlt, nettes Mädel gw. kpdt. Heirat. Zuschrift. mit Bild erb. unt. Nr. 7/182 „Der 7 Tag", Paderborn. Diskret wird zugesichert.

Bess., kath. Fräul. (Anf. 30, vollschl., ges., 3 Erscheinung) wünscht baldige Heirat in nur gesich. Verhältn., am liebst. Beamter i. Dienst. Etw. Verm. erwünscht. Bildzuschr. unter Nr. 7/185 an „Der 7. Tag", Pbd.

Pfarrer Kneipp's Tannensaft Tannenblüten-Lungenbalsam ist das hervorragende Mittel bei schwer. Husten, Lungenspitzenkatarrh, sowie Bronch.-Katarrh. Der hohe Gehalt a. Kalk u. Kiesels. ohne jeg. Reizung z. Verstärk., Zunahme d. Appetits, Abn. d. Fiebers u. d. Schweißbildung. Die große Flasche RM. 3.-. Kneippkurwegweiser kostenlos durch: Kneippmittel-Zentrale (Kneippapotheker) Würzburg

Glas-Christbaumschmuck! Verlangen Sie umsonst und portofrei meinen neuest. illustr. Haupt-Katalog über meine Neuheiten: Spielwaren, Puppen, Puppenstuben, Weihnachtskrippen, Christbaumschmuck, Engel, Bäume, Kugeln, Vögel, Glöckchen, Sterne, Girlanden, Lametta usw. Aus erster Hand. Billige Preise. Prima Ware. Prompte Lieferung. Muster gratis. Glasbläserei Ernst Heinrich Greiner Sonneberg i. Thür. 88

Glas-Christbaumschmuck! Verlangen Sie umsonst und portofrei meinen neuest. illustr. Haupt-Katalog über meine Neuheiten: Spielwaren, Puppen, Puppenstuben, Weihnachtskrippen, Christbaumschmuck, Engel, Bäume, Kugeln, Vögel, Glöckchen, Sterne, Girlanden, Lametta usw. Aus erster Hand. Billige Preise. Prima Ware. Prompte Lieferung. Muster gratis. Glasbläserei Ernst Heinrich Greiner Sonneberg i. Thür. 88

Preise. Kein Risiko! Umtausch gestattet. Evtl. Geld zurück! Für Wiederverkauf hohe Rabatte. Adolf Richhorn Puppen Sohn, Lauscha Nr. 44

An guten Ratschlägen fehlt es nie! wenn Sie den Text sowohl als auch den Anzeigenteil unserer Zeitung eifrig studieren!

Ein Geschenk, das Freude macht! Eisbär-Pelle in Reinschnitt sind nicht schöner, als meine sauber gegerbt. Heidschnuckenfelle Pr. ab M 7.- Bildkatalg. auch th. Teppich. Dock z. Fabrikpr. fr. W. Meino Lönzmühlen 26 Ob. Soltau

Nähmaschinen kaufe bei Ritter Paderborn (Dom gegenüber) Prospekt gratis

Bettnässen befreit werden kann, Alter und Geschlecht angeben. Versand der Eisenbach Methode F. Kesser, München 16 Dachauerstr. 15

Weniger Gewicht - mehr Gesundheit! So sagt der Arzt und so denken auch moderne Frauen, die wissen, daß Körperfülle schadet, widerstandslos und alt macht. Sorgen Sie deshalb täglich mit dem altbewährten Dr. Ernst Richters Frühstückstee für Wohlbefinden und damit für alles, was Sie zur Lebensfreude brauchen: Gesunde Schlankheit und jugendliche Frische. Verlangen Sie aber ausdrücklich nur den echten Dr. ERNST RICHTERS Frühstücks-Kräutertee AUCH IN TABLETTENFORM. DREIX-TABLETTEN

Weihnachts-Einkäufe machen ihnen Freude wählen Sie aus unserem Katalog wählen Zusendung kostenlos! SIGURD-KASSEL 90

.95 Warmer Laschenschuh, 8 mm Gummiboden, weich gepolstert! 41/46 M 1.25 16-42 M -.95. Preisbeispiel aus Deutschlands größtem Schuheinkaufsbuch! 100 Seiten Riesenauswahl für die ganze Familie. 626 günstige Schuhangebote. Eine Postkarte bringt er Ihnen kostenlos Freier überlanddienst Frankfurt a. M 91

Gute Musik Instrumente für meine Spezialmarken HEROLD & Co. KLINGENTHAL Nr. 15 NATIONAL KOSTENLOS FÜR HANDHARMONIKAN KONZERTE VERLANGEN

Weihnachtsmann 16.75 Das Zweirad für die Kleinsten. Für die Grossen ein ORIGINAL STRICKER E. & P. STRICKER Fahrradwerke Suhl

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. — Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. — Verlagsleiter: Eberhard Wessel, Paderborn. „Der 7. Tag": D. A. III. Vj. 37: 26 780. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8. gültig.

6. Jahrg. – Nr. 48 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 28. November 1937
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

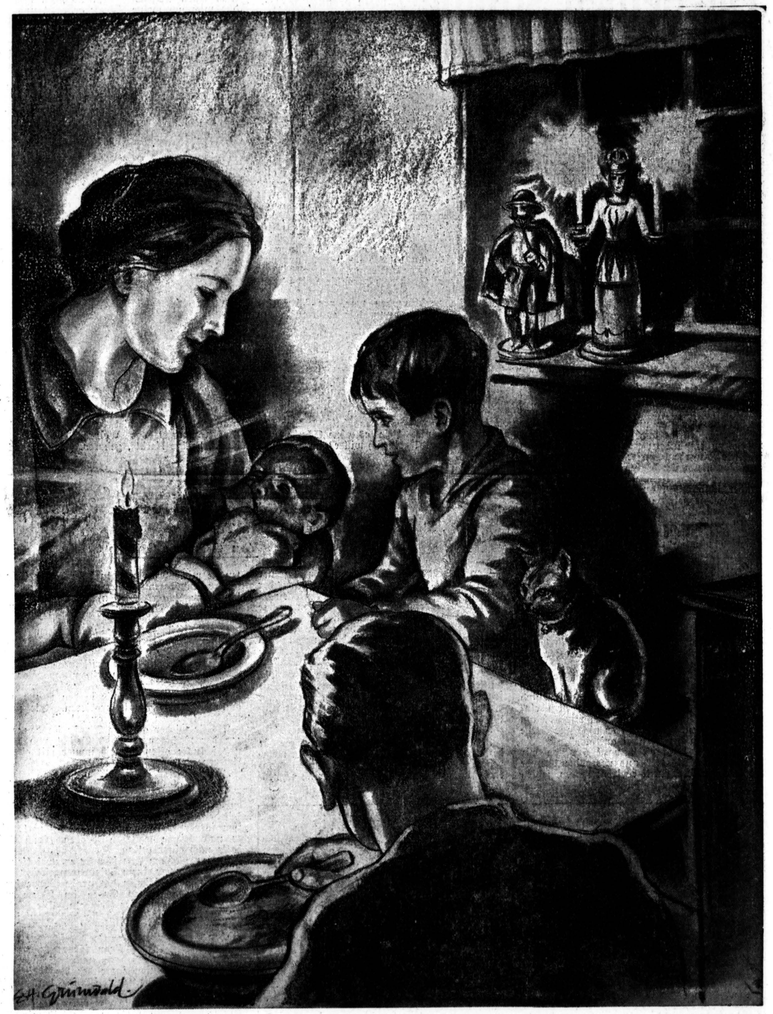
Warte-wochen

Durch diese Tage gehen wir wie über eine Schwelle. Bisher waren unsere Gedanken rückwärts gerichtet auf die verklungenen Tage des Sommers und des frühen Herbstes, nur mit etwas Traurigkeit vermochten wir zu denken: Das ist nun alles vorbei, die warme Mittagssonne, die Sonntage vor der Stadt oder zwischen den Feldern und alle Schönheit und Freude, durch die die warme Jahreszeit uns lieb ist. Jetzt aber ist auch der letzte dieser Gedanken ausgelöscht, ein Neues, wie ein Stern hell Strahlendes hält — ob wir es schon aussprechen oder nicht — all unsere Sinne gefangen: Weihnachten. Und wenn es auch nur dadurch in unsere Gedanken kommt, daß wir sagen: Weihnachten ist ja noch weit, bis dahin ist noch viel Zeit. Aber wir geraten in diesen Tagen doch schon, ob wir wollen oder nicht, in jene Welt eigenartiger, altvertrauter Stimmungen, die wir so gern haben, weil sie so voller Zauber und Träumerei ist und unwiderstehlich an etwas rührt, was uns Deutschen ureigen und unveräußerlich ist: an das Gemüt. Wir umfassen alles mit einem Wort, wenn wir sagen: Advent.

*

Da sitzen wir am Sonntag In der warmen Stube. Schon am frühen Nachmittag kommen die Schatten der Dämmerung wie stille Frauen ins Zimmer. Es wäre so einfach, wir brauchten nur auf den Knopf zu drücken, das elektrische Licht blendete auf und alle Schatten wären verscheucht. Aber niemand von denen, die plaudernd um den Tisch sitzen, steht auf, Licht zu machen. Wir lieben diese Dämmerstunde, in der die Gesichter langsam auslöschen und nur noch die Stimme bleibt. Im Ofen rumort das Feuer und wirft einen roten Schein auf den Fußboden; dann steigt der Duft gebratener Aepfel lecker in die Nasen. Einer stellt den Rundfunk an. Der weiß, was die Menschen an solchen Sonntagnachmittagen gern hören: Er läßt die Dichter erzählen, immer klingt dann eine Stimme der Sehnsucht aus dem Aether, der ein Mensch nachgegangen ist in seiner Liebe, in seinem Opfer, in seinem Glauben. Oder wir hören Musik, lauschen den Stimmen der Instrumente und suchen sie zu ergründen, die feine, freudezitternde der Geige, die warme, träumerische des Cello, die lebhafte aufmunternde des Klavier, die tiefe, feierliche der Orgel. Und sie scheinen alle das gleiche Wort zu suchen: Friede. Jenen klaren, heiteren Frieden, der den Mut ungebrochen und alles Tuen tapfer macht.

Wo es der alte Brauch so will, kann es sein, daß auf einem grünen Kranze von vier Kerzen heute eine brennt. Das soll heißen, die erste Woche des Advent hat begonnen; wenn die vierte Kerze brennt, ist das Friedefest ganz nah. Wir sehen die Kerze niederbrennen, brennend sich verzehren. Wir lieben das Licht, und es liegt uns im Blut, daß wir mit der leuchtenden Flamme symbolhafte Gedanken verbinden. Die Kerze verzehrt sich, indem sie ihrer Bestimmung dient, zu leuchten. Auch wir müssen uns ja aufgeben, müssen Opfer bringen, müssen unser eigenes kleines Ich vergessen, indem wir unsere Pflicht



„Abend im Advent" / Zeichnung von E. Grunwald (Verlag Bavaria)

tuen, unserer Arbeit nachgehen, das Große, dem wir dienen, sehen, unser Leben erfüllen. —

*

Draußen in den Straßen ist es naß und kalt. Aber wir haben ja Mantel und Pelzkragen, da läßt sich's schon aushalten. Zudem gibt es viel zu sehen jetzt hinter den erleuchteten Fenstern der Geschäftsstraßen. Das Zauberreich der vorweihnachtlichen Auslagen tut sich auf, das uns in jedem Jahre neu gefangen nimmt. Und langsam muß man ja auch an zu denken fangen, womit man in diesem Jahre der Lieben Herz erfreuen will. Die Klugen entscheiden sich bald und früh, wenn die Auswahl noch groß und ungeschmälert ist, dann braucht man sich keine Sorge zu machen, ob es auch gefällt, und man hat recht viel von der Vorfreude, die ja nach einem alten Sprichwort wohl die schönste Freude ist. Außerdem gerät man in den letzten Tagen nicht in Verlegenheit, wenn etwas, was man nun so gern geschenkt hätte, schon vergriffen ist . . .

Aber am schönsten ist es, ehe man sich zu etwas Bestimmtem entschlossen hat, durch die lichtüberfluteten Straßen zu bummeln und zu suchen. Gott, was sieht man da alles, wieviele Wünsche werden wach und wie oft muß man sich bescheiden und verzichten, weil halt alles eingeteilt sein will. Aber die Wünsche und die sehnsüchtigen Gedanken kosten ja nichts, damit kann man verschwenderisch umgehen, wie der Maharadscha mit den Goldstücken. Und das macht auch Spaß. Es ist zwar ein Spaß, auf den man sich verstehen muß; es gehört ein bißchen Ge-

müt dazu, aber das haben wir Deutsche ja bekanntlich zur Genüge. Wer zwischen einen Haufen Schaulustiger vor so ein helles Fenster geraten ist und die Ohren etwas auftut, der kann allerlei Ueberraschendes erfahren, was aus dem Munde von Menschen kommt, denen man solche Wünsche gar nicht mehr zugetraut hätte. Man kann es erleben, daß ein würdiger Herr mit einem großen Rauschebart sich kindlich vor einem Spielwarengeschäft amüsiert und schließlich hineingeht und sich einen Rennwagen ersteht, der wie ein wildgewordener Brummer über die Tischplatte rast und mit toller Geschwindigkeit durch alle Todeskurven geht. Vielleicht wird er ihn morgen schon verschenken, aber heute, vor dem hellen Fenster hier ist das Kind in ihm wachgeworden. —

Unbegreifliches Herz, in diesen Wochen versteht dich mancher nicht mehr. Aber wer sich kleinen Freuden hingeben kann, beweist sein gutes Herz; er wird nicht zögern, auch anderen Freude zu bereiten, zu helfen, daß a l l e n eine frohe Weihnacht bereitet wird. Nun, dazu gibt es Gelegenheit jetzt genug. Lk.

Die gelben Schuhe / *Mein Freund, der Kapitän, erzählt:*

Das war in meiner grünen Jugend, und ich fuhr damals als Leichtmatrose auf einem großen Segler. Wir lagen an der Küste von Jamaika, vor der Mündung eines Flusses — Milk-River hieß er, wenn ich mich recht erinnere —, um Hölzer zu laden. Die Hölzer kamen in Flößen den Fluß herunter von einer Niederlassung, die ein paar Meilen landeinwärts lag. Und alle paar Tage ließ sich der Kapitän dort hinaufrudern, um sich mit dem Konsul, seinem Geschäftsfreund, der die Hölzer verfrachtete, die Langeweile zu vertreiben. Das Einnehmen der Ladung zog sich nämlich über mehrere Wochen hin. Während sich nun der Kapitän bei dem Konsul aufhielt, lungerten wir jungen Bootsgäste, die ihn ruderten, am Ufer herum und brachten die meiste Zeit in einer Bude zu, in der eine junge Mulattin Zigarretten feilhat. Lieber Gott, wie war die schön! Höchstens 16 Jahre alt, schlank, braun wie gutgebrannter Kaffee, glatt und glänzend wie poliertes Mahagoni, mit übermenschlich großen nachtdunklen Augen und Zähnen, die sicher nie geputzt wurden und doch wie Perlen glänzten. Wir waren natürlich alle in sie verliebt. Aber ich schoß den Vogel ab. Ich war damals ein bildhübscher Bursche: Ich hatte einen schwarzen Lockenkopf und stecke in einem funkelneuen blauen Anzug mitsamt einem Paar hellgelber Schuhe, die ich jeden Morgen aufs sorgfältigste herrichtete. Es währte nicht lange, so waren wir einig. Wir konnten einander nicht übermäßig viel erzählen; denn mein Englisch war sehr lückenhaft und das ihrige zur Unkenntlichkeit verderbt. Aber das machte uns wenig aus, hinderte uns jedenfalls nicht, die erste große, feurige und zärtliche Liebe meines Lebens zu empfinden; und ihre süße, kindhaft fröhliche Hingabe bedurfte ebenfalls nur weniger Worte, um sich begreiflich zu machen. Es war ein richtiger kleiner Roman.

Aber schließlich kam doch der Tag, wo wir genug Hölzer geladen hatten und abgehen sollten. Der Kapitän besuchte zum letzten Male seinen Geschäftsfreund, und da fand ich den Mut, eine Bitte an ihn zu tun. Der Fluß beschrieb nämlich von der Niederlassung bis zur Mündung, wo unser Schiff lag, einen ungeheuerlichen Bogen. Und nun hatte mein Mädchen mir den Vorschlag gemacht, sie wolle mich zum Abschied eine Strecke weit begleiten. Wir wollten dann, den Bogen abschneidend, zu Fuß in einigen Stunden Wegs eine Stelle erreichen, wo ich unser Boot wiederfinden und einsteigen könnte. Dieser Abschiedsgang durch die Wildnis erschien uns beiden wie ein letztes Wandern durch ein Paradies, das nachher hinter uns versinken sollte.

Der Kapitän, der natürlich schon Kenntnis hatte von meinem Abenteuer, lachte, als ich ihm meine Bitte um Urlaub vorschlug, und sagte: „Na, Karl Ugel, jung bin auch einmal gewesen, und zu Tal können wir dich am Ende entbehren. Aber wenn du nicht zur Stelle bist — warten tue ich nicht auf dich."

Also zogen wir los. Zuerst schritten wir tüchtig aus. Als wir nur noch eine Stunde von meinem Treffpunkt entfernt waren, setzten wir uns unter einen Palmenbaum nieder, küßten uns, lachten und weinten umschichtig, waren selig und todunglücklich, wie sich das so zum Abschied gehört. Bis es so weit war, daß mein Mädchen zurück und ich zu meinem Boot mußte. Da umschlang ich sie noch einmal und sagte: „Ich möchte dir etwas schenken. Was willst du haben?" Ich hatte mich auf verschiedene Möglichkeiten vorbereitet: ich trug einen silbernen Ring am Finger, an meiner Uhrkette baumelten ein paar Ohrringe, und ein schönes Tuch hatte ich auch schon gelegentlich aus der Tasche gezogen. Aber sie wollte nichts von alledem. Sie zeigte auf meine gelben Schuhe und sagte: „Die will ich." Da besann ich mich nicht einen Augenblick, riß die Schuhe herunter und zog sie ihr über die nackten, wundervollen, schlanken, braunen Füße. Sie war so glücklich, daß sie darüber schier alles Weh des Scheidens vergaß; sie zeigte mir schnell die Richtung, in der ich gehen mußte, und lief davon, nur noch einmal aus einiger Entfernung den gelbbeschuhten Fuß zum Gruß hoch durch die Luft schwenkend.

Als sie verschwunden war, zog ich meine Uhr. Alle Wetter, nun galt es drauflos zu laufen. Ein Wald nahm mich auf, und ich war noch nicht viele Schritte in ihn eingedrungen, als ich zusammenzuckend sah halt machte. Du großer Gott, was sah ich da! Der Waldboden war dicht mit Kakteen bedeckt, eine Pflanze bei der anderen, langhin und breithin, soweit ich blicken konnte: ein Umgehen unmöglich. Was das bedeutete, spürte ich an meinem Fuß, in dem schon zwei oder drei Stacheln steckten. Aber was half's? Der Kapitän wartete nicht. Also los, ohne Schuhe durch den Kaktuswald! Na, ich will es im einzelnen nicht beschreiben, es war eben unbeschreiblich. Ich biß die Zähne zusammen, ich heulte einmal ein bißchen, ich hielt an, um mir einen Stachel aus der Sohle zu ziehen, stürzte weiter und trat mir zwei andere ein. Ich fing vor Verzweiflung an zu singen, zu jodeln — was weiß ich, was ich sonst noch getrieben habe; ich war eben nicht mehr bei Verstand. Aber ich erreichte zur Zeit mein Ziel und sank halb ohnmächtig ins Boot.

Als der Kapitän erfuhr, was mit mir los war, lachte er grimmig und sagte: „Ja, mein Junge, das ist die Liebe. Du hast nun wahr und wahrhaftig den Pfahl im Fleische."

In der Nacht bekam ich Fieber und lag noch tagelang zu Bett, indes der Bootsmann mir von Zeit zu Zeit immer noch einmal einen vergessenen Dorn aus den geschwollenen Füßen zog. Und in der ganzen Zeit mußte ich immerzu an das Wort des Kapitäns denken. Denn dies kam mir nun zum Bewußtsein: Unter all den Schmerzen und der Angst uns Zusammenkommen, unter der ganzen Höllenpein hatte ich nicht einen Augenblick dem Mädchen gezürnt, das mich um meine Schuhe gebracht und mir dafür die Kaktusstacheln vermacht hatte. Gleichzeitig hatte ich letztinnerlich triumphiert, hatte ich, daß ich durch sie und um sie leiden mußte. So muß es sein, hatte ich gefühlt, wenn Liebe endet. Nur immerzu! Hinein in die Stacheln, damit ich ihn spüre: den Pfahl im Fleisch!

Aber mit gelben Schuhen bin ich doch nie wieder in meinem Leben zu einem Stelldichein gegangen.

Otto Anthes.

Zum 150. Geburtstag Franz Xaver Grubers

Am 25. November 1787 wurde in Hochburg im Innviertel der Organist Franz Xaver Gruber, der Komponist des Weihnachtsliedes „Stille Nacht, heilige Nacht", geboren. (Weltb., Zander)

Der Rechtsanwalt und die Zuckerkringel

Kleine Geschichte aus diesen Tagen

Von Günter Schab

Der Rechtsanwalt Mühlberg lief mit seiner Frau durch die weihnachtlichen Straßen der großen Stadt. Plötzlich blieb er mit einem kleinen Freudengeschrei vor den in weiße Schneewatte gepackten Auslagen eines kleinen Zuckerwarengeschäftes stehen und zeigte auf ein rundes Glasschälchen, das neben dem Schokoladenjungen mit der Marzipankartoffelliepe stand. „Das sind sie! Endlich, Eva."

Frau Mühlberg entdeckte runde und sehr bunte Zuckerstücken, über deren innere Beschaffenheit ein säuberlich in Rundschrift gemalter Zettel aussagte: „Christbaumschmuck, mit flüssiger Füllung, 125 Gramm 17 Pfennig."

„Wem willst du das schenken, Werner?"

„Mir selbst, Eva, du wirst lachen. Aber für diese Ringe hätte ich vor dreißig Jahren mehrpfündige Prunkpackungen der sauersten Pralinen unbesonnen geopfert, so herrlich schmeckten sie mir. Immer schon habe ich die Schaufenster im Dezember daraufhin abgesucht, ob ich meine Zuckerkringel nicht doch einmal irgendwo wiederfände. . . . Das aber sind sie."

Sie betraten das Geschäft und erwarben gleich ein halbes Pfund des kostbaren Gutes. Als die Verkäuferin die Tüte kunstgerecht verschließen wollte, sagte Mühlberg: „Warten Sie mal, Fräulein" und griff auf einmal drei Ringe; einen knallroten, einen papageiengrünen und einen, der war gelb wie die Sonne auf Oelbildern. Er stopfte sie in den Mund, und auch Frau Eva mußte probieren. Sie suchte sich den kleinsten Kringel aus.

Als sie wieder auf der Straße standen, verzog der Rechtsanwalt das Gesicht und kaute und schlucke offenbar noch immer mit einiger Anstrengung.

„Na, wie ist's, Werner?"

„Hm, ich glaube, das Zuckerzeug hat sich nicht geändert, aber ich." Er kaute weiter, noch die durchdringende, auf Hochalmen gerühte Süßigkeit der festen wie der flüssigen Genüsse machte ihm schwer zu schaffen. Jedenfalls verlangte er nach keinen weiteren Proben. Auch Eva hatte nach einer genug.

An der nächsten Ecke schenkte er zwei kleinen Mädchen, die vor einem Spielwarengeschäft standen und sehnsüchtig in das große Puppenhaus starrten, den ganzen Segen im Werte von 34 Pfennig mitsamt vier Kringeln. Die Kinder waren so überrascht, daß sie das Danksagen vergaßen. Dafür begannen sie sofort in den reichen Vorrat eine gewaltige Bresche zu legen. Mühlberg und seine Frau sahen ihnen eine Weile zu und gingen dann nachdenklich weiter. Nach fünf Minuten sagte der Rechtsanwalt: „Entschuldige, Eva, mir ist so merkwürdig flau in der Magengegend", betrat eine Bierhalle und bestellte einen doppelten Korn. Als er herauskam, sagte er: „Jetzt ist mir wieder besser."

*

Anderntags schrieb er die rührende Geschichte von dem kleinen Jungen, der für sein Leben gern Zuckerkringel aß, dreißig Jahre später den Traum seines Knaben-Weihnachten noch einmal verwirklichen wollte und — einen Schnaps trinken mußte. Er schickte sie an das Feuilleton des „Kuriers".

Der Schriftleiter aber, der ihn kannte, sandte ihm das Manuskript bald zurück und auf dem Brief, den er beilegte, stand: „Dieses Thema ist so oft behandelt, daß — Verzeihung, lieber Doktor — schon ein Dichter kommen müßte, um ihm noch eine neue Wendung abzugewinnen." Außerdem sei das Leben ja auch so, daß die schöne Jugendzeit nicht wiederkomme . . . Herzlichst . . . usw.

Der Schriftleiter saß seit 26 Jahren auf seinem Sessel und kannte die Einsendungen melancholischer Leser seines Blattes schon, ehe er solche Geschichten zu Ende gelesen hatte . . .

Dies nebenbei

Scotland Yard in London ist in fieberhafter Tätigkeit wegen des Verschwindens einer wertvollen Banknotensammlung. Sie gehörte dem bekannten Kupferstecher Castlung und enthielt etwa 40 000 Banknoten aus allen Zeiten und aus aller Herren Länder, die in 110 Bänden aufbewahrt wurden. Die unbekannten Diebe sind in die Wohnung des Künstlers eingedrungen, während dieser sich in einem Sanatorium befand, und nachdem sie den eisernen Geldschrank aufgebrochen hatten, haben sie sich der ganzen Sammlung bemächtigt. Sie enthielt zahlreiche Seltenheiten, darunter Banknoten aus dem Bürgerkrieg der Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert, die von 60 Generalen unterzeichnet waren, die erste Pfundbanknote der Bank von England, die im Jahre 1813 gedruckt wurde, und die einzige Banknote, die im 18. Jahrhundert von der Kolonie New York ausgegeben wurde. Das älteste Stück war eine Banknote, die aus dem kaiserlichen Palast von Peking stammte und deren Papier aus Blättern des Maulbeerbaumes hergestellt war. Außer französischen Assignaten, die 1792 ausgegeben wurden, gab es auch amerikanische Banknoten aus Holz, deutsche Banknoten aus Leder und sehr viele andere, die aus den verschiedenartigsten Stoffen hergestellt waren.

*

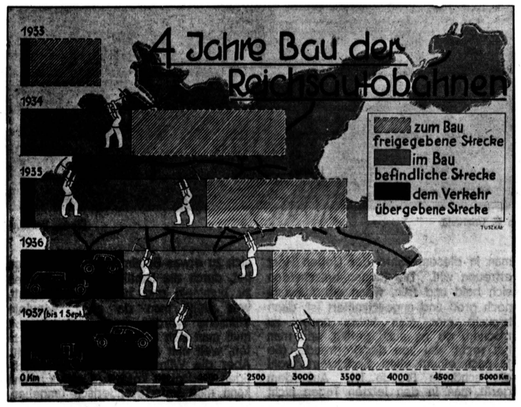
Im Pilsudski-Hospital zu Warschau starb vor kurzem Tadensz Chlebowski, einer der wenigen Leute, die das Herz auf der rechten Körperseite trugen. Der 60jährige, der einem Verkehrsunfall zum Opfer fiel, ist trotz seiner Abnormalität niemals krank gewesen. Seit fünfzehn Jahren wurde er immer wieder in der medizinischen Fakultät der Universität Warschau den jungen Studenten vorgeführt und war für die Forschung ein begehrtes Studienobjekt. Chlebowski hat immer erklärt, daß er sich mit seinem „Herzen am rechten Fleck" sehr wohl gefühlt habe. Die hübscheste Anekdote, die er über sich zu erzählen wußte, war folgende: Als 20jähriger hatte er sich zur militärischen Musterung zu stellen. Das geschah zu einer Zeit, als die Heimat Chlebowskis noch zu Oesterreich gehörte. Er wurde von einem k. und k. Militärarzt untersucht. Dieser hört ihn mit seinem Stethoskop ab, schüttelt den Kopf, untersucht von neuem, schaut immer erstaunter drein. Schließlich wendet er sich brummend ab und schreibt auf das Blatt des Einberufenen: „Mann ohne Herz — dienstuntauglich!"

*

„Die Götter sind zornig — warum seid ihr gekommen?" riefen entsetzt die indianischen Träger bei der Expedition von Dr. Terry Holden nach Britisch Guajana, als ein ungeheurer Meteorit sich auf eine Strecke von 50 Kilometer einen Weg durch den Urwald bahnte, der jetzt erforscht werden soll. Riesige Bäume und gewaltiges Unterholz wurden zermalmt, als ob sie von Papier wären. Der Meteorstein fiel in den mit Wald bedeckten Marudi-Bergen, die 500 Kilometer von Georgetown entfernt sind. Nur mit großer Mühe gelang es Dr. Holden, die Träger dazu zu bringen, daß sie nicht ihre Lasten abwarfen und in Schrecken vor den Göttern flohen, die, wie sie sagten, das Eindringen des weißen Mannes nicht billigten. Dr. Holden will eine genaue Untersuchung des Gebietes vornehmen, in dem der Meteorit so außerordentlichen Schaden angerichtet hat. Er führt einen tragbaren Rundfunksender mit, den er sofort benutzte, um eine anschauliche Schilderung des schreckenerregenden Ereignisses im Urwald aus erster Hand an alle Hörer in den Vereinigten Staaten zu senden.

*

Der erste Schnee ist da, und damit sind auch die ersten Skiläufer in den Bergen, die zaghaften Anfänger oder ältere Jahrgänge, die es vorziehen, den Steilhang in „Spitzkehren" abzufahren, und die erosen Kanonen, die ihn in sausender Schußfahrt mit einigen schneidigen Christianas dazwischen hinabsausen. Der starke Luftwiderstand bei der Schußfahrt hat Professor Hans Thirring von der Universität Wien, einen erfahrenen Skiläufer, auf den Gedanken gebracht, von dem man sich nur staunend fragen kann, wie es möglich war, daß nicht schon längst jemand darauf gekommen ist. Er nahm einen cape-artigen Mantel aus leichtem winddichten Stoff, dessen Aermel in ihrer ganzen Länge am Rücken des Mantels angenäht sind, während der Saum durch Bänder an den Knöcheln des Skiläufers befestigt ist. Wenn der Läufer nun genügend in Schuß ist, breitet er seine Arme aus, und der Mantel wirkt wie ein gebauschtes dreieckiges Segel hinter ihm her, bremst seine Fahrt und gibt ihm zugleich ganz neue Möglichkeiten, das Gleichgewicht zu halten und die Richtung zu beherrschen. Der Sport, der sich aus dieser Erfindung zu entwickeln beginnt, hat den feierlichen Namen „Aerodynamisches Skilaufen" bekommen, wird aber kürzer, zutreffender und volkstümlicher Fallschirmski genannt. Alle schlechten Skiläufer, die sich schon freuen, mit Hilfe dieser Bremsvorrichtung plötzlich zu Kanonen zu werden, werden allerdings eine Enttäuschung erleben. Der „Fallschirm" tritt nur bei einem Tempo von etwa 70 Kilometer in der Stunde in wirksame Tätigkeit, also immerhin bei einem Tempo, das der nervöse Anfänger sich kaum zutrauen wird. Bei dieser Geschwindigkeit und darüber aber gibt der Fallschirm eine Sicherheit, die geeignet ist, den mittelmäßigen Läufer rasch zu einem Meister zu machen. Durch Veränderung der Armstellung kann der Läufer mit dem Fallschirmmantel ganz anders Stürzen vorbeugen als mit der bloßen Sockarbeit, und das „Windkissen", das erzeugt wird, trägt ihn wunderbar sanft über alle Unebenheiten des Hanges zu Tal.



Vier Jahre Reichsautobahn

Vier Jahre sind es jetzt her, daß mit dem Bau der Straßen Adolf Hitlers begonnen wurde. Unser Schaubild gibt eine Uebersicht, wie weit das gewaltige Werk schon vollendet ist. Im Jahr 1935 konnten die ersten Strecken dem Verkehr übergeben werden. Heute sind es bereits 1500 Kilometer, die dem Kraftwagenverkehr zur Verfügung stehen. (Tuszkay, Zander-K.)

Die ungarischen Staatsmänner in der Reichshauptstadt

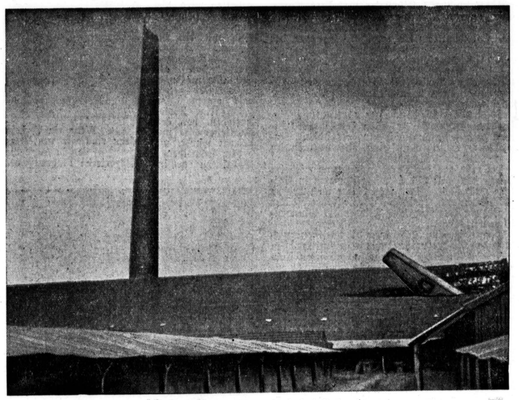
Die ungarischen Gäste bei Freiherrn von Neurath: Von links: Reichsaußenminister Freiherr v. Neurath, Ministerpräsident Daranyi und Außenminister Kanya. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Lord Halifax auf dem Berghof

Neben dem Führer Lord Halifax, dahinter Reichsaußenminister Frhr. v. Neurath. (Presse-Hoffm., Zander-M.)

Die Toten des Flugzeugunglücks

Erbgroßherzog Georg Donatus von Hessen † befindet sich mit seiner Gattin, Prinzessin Cäcilie von Griechenland, seiner Mutter und seinen beiden Söhnen unter den Toten. — Das Bild wurde anläßlich seiner Hochzeit im Jahre 1931 aufgenommen. (Scherl-Archiv, Zander-K.)



Das Flugzeugunglück bei Ostende

Unser Bild zeigt die Unglücksstätte der Flugzeugkatastrophe bei Ostende, bei der hat die genaue Großherzogsfamilie von Hessen ums Leben kam. Die belgische Verkehrsmaschine raste bei dem Versuch, wegen des Nebels auf dem Flugplatz Ostende zwischenzulanden, gegen den Schornstein einer in der Nähe gelegenen Fabrik, dann stürzte das Flugzeug auf das Fabrikgebäude, aus dessen Dach die Tragfläche herausragt. Wie man erkennen kann, stürzte der obere Teil des Schornsteins durch die Heftigkeit des Zusammenstoßes gleichfalls herab. (Pulgur, Zander-K.)

Als Hauptverantwortlicher für die großen Waffenlager der Cagoulards verhaftet

Im Zusammenhange mit der Cagoulard-Affäre wurde der französische Großindustrielle Adolphe Moreau de la Meuse verhaftet, der für die geheimen Waffenlager in allen Teilen Frankreichs verantwortlich sein soll. Auf unserem Bilde sieht man den Industriellen, der von einem Polizeibeamten vom Innenministerium zur Polizeistation gebracht wird. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)

Der Staatsbesuch König Leopolds in England

Der König von Belgien traf zu einem Staatsbesuch in London ein, wo er auf dem Victoria-Bahnhof von König Georg VI. empfangen wurde. Hier schreiten die beiden Monarchen die Front der Ehrengarde ab. (Pressephoto, Zander-K.)

Der neue Vizekönig von Abessinien

Der Herzog von Aosta wurde zum Nachfolger Graziania ernannt und befindet sich bereits auf dem Wege nach Italienisch-Ost-Afrika. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Schanghai von den Japanern erobert

Nachdem es den japanischen Truppen gelungen ist, die Schanghai verteidigenden chinesischen Truppen aus der Stadt zu vertreiben, gewinnt man einen Ueberblick über die Folgen der monatelangen Kämpfe um die größte ostasiatische Handelsmetropole. So sieht der Nordbahnhof jetzt aus. (The Times, Zander-K.)

Spanische Würdenträger besuchen die „Deutschland"

Anläßlich eines Aufenthaltes in Ceuta (Spanisch-Marokko) wurde das Panzerschiff „Deutschland" von dem Kalifen und dem Hohen Kommissar von Spanisch-Marokko besucht. — Von links: Der Hohe Kommissar von Spanisch-Marokko, der Kalif, der deutsche Konsul Dr. Brosch, Kommandant der „Deutschland" Kapitän zur See Wenneker und der Befehlshaber der in den spanischen Gewässern weilenden deutschen Kriegsschiffe, Konteradmiral Marschall. (Weltbild, Zander-K.)

Deutsche Matrosen beim Löwen von Addis Abeba

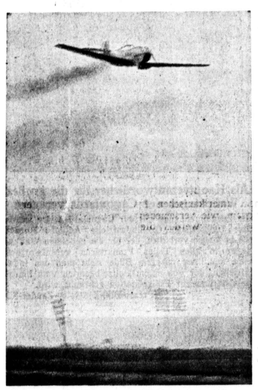
Die Besatzung der „Deutschland" und der sie begleitenden vier Torpedoboote, die zur Zeit im Hafen von Caeta vor Anker liegen, besuchten die italienische Hauptstadt, wo sie herzliche Aufnahme fanden. Hier sieht man die deutschen Matrosen in Rom am Denkmal des Löwen von Juda aus Addis Abeba. (Associated-Preß, Zander-K.)

176 Meter in der Sekunde

Die Entwicklung der Schnelligkeitsrekorde in der internationalen Luftfahrt — Deutschland, das Land der Flieger, hat das schnellste Landflugzeug der Welt

Als die Gebrüder Wright nach der Jahrhundertwende die ersten Versuche mit ihrem Flugapparat unternahmen, ahnten sie wohl schon etwas von der Größe ihrer Erfindung aber sicher noch nichts von der rapiden Aufwärtsentwicklung, die in den nächstfolgenden 25 Jahren erfolgen sollte, nachdem sich bereits Jahrhunderte vorher Menschen aller Schichten und Berufe an diesem Problem versucht hatten. Es ist selbstverständlich, daß gleich nach den ersten Fortschritten, die der Motorflug machte, der Wunsch nach einer Höchstleistung oder Rekord, wie wir es heute nennen, da war. War er einst Sensations- und Effekthascherei, so wurde er doch bald das unentbehrliche Mittel zum Qualitätsbeweis für Leistung und Material.

Im Jahre 1906 startete ein in Frankreich lebender Brasilianer Santos-Dumont



Die deutsche Messerschmitt-Rekordmaschine, aufgenommen bei 611 km Stundengeschwindigkeit. Nicht einmal der schnellste Verschluß des Photoapparates kann das Flugzeug scharf erfassen.

nach langen Vorbereitungen zu einem Flug, bei dem er über eine Meßstrecke von 220 Meter eine Stundengeschwindigkeit von 41 Kilometer erreichte. Santos-Dumont ist damit als erster Rekordinhaber in die Geschichte der Luftfahrt eingegangen. Aber bereits ein Jahr später gelang es einem Franzosen, mit dem später berühmt gewordenen Namen Henry Farman, die Stundenleistung auf 59 Kilometer zu verbessern. Nach zwei Jahren beteiligte sich der bekannte Flieger Blériot an dem Wettbewerb und schraubte die Leistung auf 76 Stundenkilometer, eine Geschwindigkeit, die heute jedes Kleinauto erreicht. Die Geschichte des Motorfluges schien zunächst abgeschlossen zu sein. In den folgenden Jahren geschah nichts Wesentliches. Erst im Jahre 1910 wurde zum erstenmal die 100-Kilometer-Grenze überschritten. Es war der Flieger Moran, dem in Reims diese Leistung gelang.

Der Chefpilot der Bayerischen Flugzeugwerke, Dr. Wurster, besteigt seine Messerschmitt-Maschine zum Rekordflug.

Größere Verbesserungen des Rekordes erfolgen erst im Jahre 1912, wo die Stundengeschwindigkeit ebenfalls von französischen Fliegern auf 145 und 167 Kilometer verbessert wurde. Ein knappes Jahr vor dem Kriege war die heute noch ansehnliche Geschwindigkeit von 200 Stundenkilometer erreicht. Es war der Franzose Prevaust, dem es in Chikago gelang, 208 Stundenkilometer zurückzulegen.

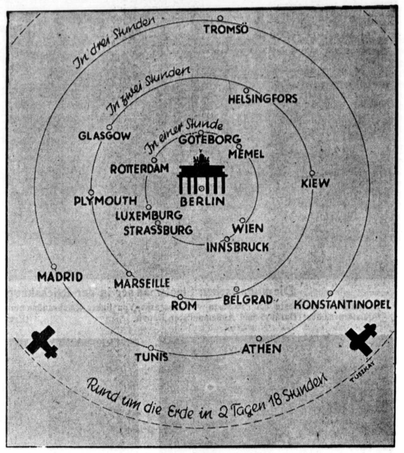
Wie man sieht, ist die Entwicklung des Motorfluges im Verhältnis zu anderen Erfindungen in geradezu unwahrscheinlicher Kürze erfolgt.

Es kam der Krieg. Der rücksichtslose Einsatz der Luftwaffe in allen beteiligten Ländern zwang naturgemäß zur intensivsten Entwicklung, wenn man auch für Rekorde im Augenblick nicht die nötige Zeit hatte.

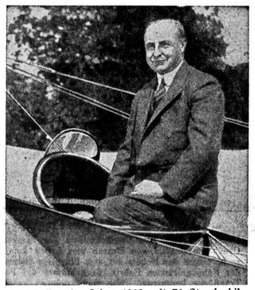
Die erste größere Nachkriegsleistung wird im Jahre 1920 mit 275 Stundenkilometer in Chikago aufgestellt. Im selben Jahre noch werden 300 Kilometer erreicht. Drei Jahre später schafft ein amerikanischer Flieger 417 Stundenkilometer.

Damit ist zehn Jahre lang die Weiterentwicklung der Geschwindigkeit wie abgeschnitten. Im Jahre 1934 gelingt es einer französischen Caudron-Maschine 505 Kilometer in der Stunde zurückzulegen. Einige Monate darauf folgt eine amerikanische Hughes-Maschine, die die Leistung auf 567 Kilometer erhöht. Diese Höchstleistung war die anerkannte, bis es jetzt dem Chefpiloten der Bayerischen Flugzeugwerke in Augsburg, Dr. Wurster, gelang, mit 611 Stundenkilometer einen neuen Weltrekord für Landflugzeuge aufzustellen.

Es muß in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß der absolute Weltrekord von dem Italiener Agello mit 709 km gehalten wird. Bei dieser Maschine handelt es sich jedoch um ein besonders „frisiertes" Rennflugzeug, das als Wasserflugzeug ausgerüstet und mit einem 3300-PS-Fiat-Motor versehen, von den Italienern nur erbaut wurde, um den Schneider-Pokal zu gewinnen. Ein Wasserflugzeug startet und beendet den Flug unter ganz anderen Bedingungen als eine Landmaschine. Das Niedergehen auf eine unbegrenzte Wasserfläche erlaubt eine viel höhere Landungsgeschwindigkeit, als sie ein begrenzter Landflugplatz zuläßt. Es wirken bei beiden ganz andere Kräfte, deshalb sind auch die Weltrekorde für beide Maschinen stets gesondert geführt worden. Abgesehen davon ist die hohe Geschwindigkeit einer Landmaschine überhaupt nur möglich, seit man die Flügel im Flug verstellen und so die Landungsgeschwindigkeit herabsetzen kann.



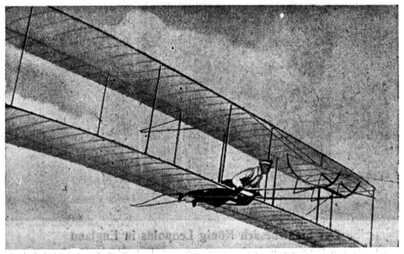
Wenn ein Verkehrsflugzeug 611 Stundenkilometer fliegt . . . dann sind wir von Berlin aus in einer Stunde in Innsbruck, in zwei Stunden in Marseille und in drei Stunden in Konstantinopel.
(Bayerische Flugzeugwerke (2), Tuszkay, Erich Zander, Archiv (3), K.)



Blériot flog im Jahre 1909 mit 76 Stundenkilometer den Schnelligkeitsrekord.
Unser Bild zeigt Blériot, der vor einigen Jahren starb, in seiner alten Maschine, mit der er 1909 den Kanal überquerte.

Über die Schwierigkeit der Vorbereitungen für den deutschen Rekordflug macht man sich nur schwer einen Begriff. Obwohl die Messerschmitt-Maschine, die mit einem „DB 600"-Motor ausgestattet war, schon längst startbereit war, mußten dennoch, um die Weltbestleistung anzugreifen, noch zahlreiche andere Bedingungen erfüllt werden. So schreibt die „Federation Aeronautique International", die ihr Büro in Paris hat, unter anderem vor, daß die Flugstrecke, über die der Rekord geflogen werden soll, vom zuständigen Katasteramt amtlich vermessen werden muß. Die Zeitnahme erfolgte durch die Olympia-Zielzeit-Kamera. Auch die mußte von dem Katasteramt amtlich eingemessen werden, damit sie genau rechtwinklig zur Flugrichtung stand.

Die eigentliche Rekordstrecke war drei Kilometer lang. 300 Meter vor dem Beginn stand ein „Vorsignal", und dann ein „Hauptsignal", das den Flieger darüber informieren sollte, wann er sich über der Rekordstrecke befindet. Das gefährlichste bei dem ganzen Unternehmen ist, daß der Flug nicht höher als 50 Meter stattfinden darf, da es sonst in größeren Höhen dem Piloten vielleicht möglich wäre, zum Sturzflug anzusetzen und über die wenigen Kilometer



So fing es an:
Bevor die amerikanischen Gebrüder Wright mit ihrem ersten Motorflug der Welt starteten, unternahmen sie Versuche mit einem Gleitflieger.

der Maschine eine Geschwindigkeit zu verleihen, die sie unter normalen Umständen nie bekommen würde. Der Flieger durfte nicht einen einzigen Blick auf sein Instrumentenbrett werfen und mußte seine volle Aufmerksamkeit der Streckenführung zuwenden, da bei der geringsten falschen Steuerbewegung die Maschine infolge der rasenden Geschwindigkeit und der Nähe des Erdbodens in Atome zerschellt wäre. Dr. Wurster legte die abgesteckte Strecke vorschriftsmäßig zweimal zurück. Der Flug von einer Marke zur anderen währte 17 Sekunden, d. h. also, daß die Maschine in einer Sekunde 176 Meter zurücklegte.

Damit ist eine neue Etappe der internationalen Luftfahrt zum Abschluß gelangt. Dieses Mal ist es Deutschland, das Land der Flieger, gewesen, das den neuen Markstein in der Geschichte der schnellsten Flugzeuge der Welt gesetzt hat. Wie sich der Konstrukteur der Rekordmaschine, Professor Messerschmitt, äußerte, ist im nächsten Jahr bereits für Landflugzeuge eine Beschleunigung bis auf 700 Kilometer zu erwarten. Es wird nicht mehr allzu lange währen, bis sich die Erfahrungen, die man bei derartigen Höchstleistungen sammelt, auch auf die Verkehrsluftfahrt auswirken werden, und auch da wird die deutsche Nation ihren ersten Platz behaupten.

Was ist Schnelligkeit?
Die Tatsache, daß es dem deutschen Flieger Dr. Wurster gelang, mit 611 Stundenkilometer einen neuen Weltrekord für Landflugzeuge aufzustellen, veranlaßt uns zu dieser Darstellung, um zu zeigen, was diese Strecke wirklich bedeutet. Der Orkan, die größte Windstärke, die der Meteorologe kennt, braucht für 600 km 4½ Stunden. (Tuszkay, Zander-K.)

Was tun Sie im Schlaf?

30 bis 45 Lageänderungen in einer Nacht. - Fast jeder spricht im Traum. -

Der Weltrekord im Schlafwandeln

Was tun Sie im Schlaf? Diese Frage haben Sie sich wahrscheinlich noch gar nicht vorgelegt, verehrter Leser, und die meisten Menschen werden darauf antworten, daß man im Schlaf gar nichts anderes tue als eben schlafen. Gemach, so einfach ist die Sache nicht, und wir können eine ganze Reihe von „Tätigkeiten" aufzählen, die jeder von uns mitten im tiefsten Schlaf ausführt, ohne jedoch etwas davon zu merken. Allerdings handelt es sich hier um Erkenntnisse, die von der Wissenschaft größtenteils erst in allerletzter Zeit gewonnen wurden; unser Artikel berichtet darüber.

Viele von jenen beneidenswerten Leuten, die über einen besonders ruhigen und festen Schlaf verfügen, bilden sich ein, daß sie die ganze Nacht hindurch völlig ruhig im Bett liegen. Meist pflegt man ja eine bestimmte „Schlaflage", etwa auf einer Seite oder auf dem Rücken, zu bevorzugen, und es hat bis vor kurzem umfangreiche wissenschaftliche Diskussionen darüber gegeben, welche Schlaflage denn nun vom gesundheitlichen Standpunkt aus die beste sei. In letzter Zeit hat man aber ganz eindeutig festgestellt, daß dieser Streit um die beste Schlaflage völlig sinnlos ist, weil jeder gesunde Mensch nicht eine, sondern sehr viele Schlaflagen nacheinander einnimmt. Bis vor wenigen Jahren wußte die Wissenschaft über diese Dinge nur ziemlich wenig, weil man lediglich über subjektive, also unzuverlässige und nur gelegentliche Angaben verfügte.

Deutsche und amerikanische Forscher haben jetzt durch praktische Experimente nachgewiesen, daß jeder Mensch eine wahre „Schlafgymnastik" treibt — auch dann, wenn er glaubt, einen besonders „ruhigen" Schlaf zu haben. Man hat in verschiedenen wissenschaftlichen Instituten eine große Anzahl von Versuchspersonen unter Aufsicht schlafen lassen, man hat sie dabei photographiert, teilweise sogar gefilmt — und es zeigte sich immer wieder, daß auch die ruhigsten Schläfer zahllose Male während der Nacht ihre Lage ändern.

Das Märchen vom ruhigen Schlaf

Dieses rastlose Herumwälzen, bei dem manchmal die seltsamsten und geradezu verkrampft anmutenden Stellungen aufgefunden kommen, ist zwar eine unbewußte, aber trotzdem höchst sinnvolle, ja notwendige Maßnahme des Körpers: sie hat den Zweck, durch den dauernden Wechsel der „Schlaflage" dafür zu sorgen, daß der Reihe nach sämtliche in Betracht kommenden Muskelpartien ausgeruht werden. Wenn man wirklich die ganze Nacht hindurch nur auf der einen Seite oder auf dem Rücken liegen würde, dann müßte das bestimmte Muskelgruppen ermüden, wie es bekanntlich sehr anstrengt, längere Zeit hindurch in einer bestimmten Stellung stehend oder sitzend zu verharren. Die dauernde Änderung der Schlaflage verhindert derartige Ermüdungserscheinungen und ermöglicht durch die rasch wechselnde Beanspruchung immer wieder anderer Muskel-Gruppen ein wirkliches Ausruhen des von der Tagesarbeit ermüdeten Körpers.

Der Schlafwandler in der Karrikatur
„Jetzt endlich haben wir die Methode entdeckt, um ihn an seinem Schlafwandeln zu hindern!" (Aus „Politiken".)

Als zahlenmäßiges Ergebnis der neuesten Untersuchungen über diese „Schlaftätigkeit" sei erwähnt, daß der gesunde Mensch seine Schlaflage während einer Nacht (8 Stunden) dreißig- bis fünfundvierzigmal (!) zu ändern pflegt. Länger als eine Stunde bleibt kein Schläfer in der gleichen Lage, meist wird aber schon nach 5 bis 10 Minuten eine neue Stellung eingenommen. Manche Schlaflagen sind ausgesprochen „verkrampft" und bedeuten zweifellos eine Anstrengung für die Muskeln; wirklich völlig entspannt schlafen wir fast nie — aber jeder Stellungswechsel im Schlaf sorgt für die Beanspruchung neuer Muskelgruppen und damit für einen gesunden Schlaf.

Die Schlafsprecher

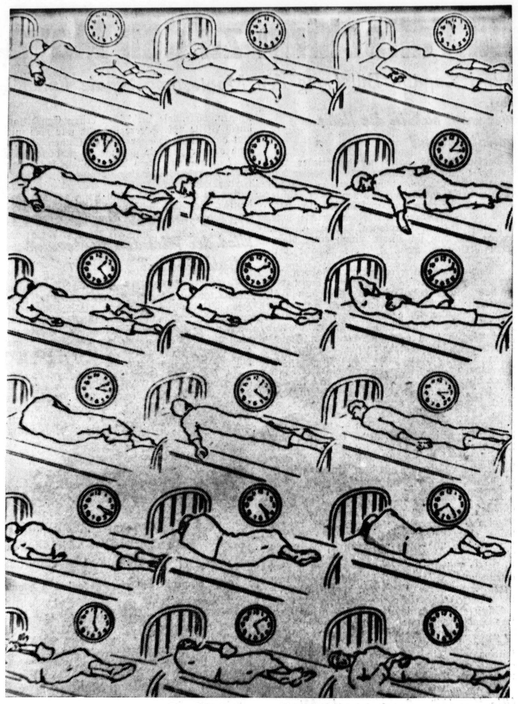
Es gibt zahllose Witze, die davon handeln, daß jemand im Schlaf spricht und dabei irgendwelche Geheimnisse ausplaudert, die er im Wachen unbedingt bewahren würde . . . worauf die wachsame Gattin ja Bescheid weiß.

Die Wissenschaft, gründlich wie sie ist, hat sich auch mit dieser zweifellos ja recht interessanten Frage beschäftigt und sehr aufschlußreiche Experimente über das Sprechen im Schlaf durchgeführt.

So hat kürzlich der französische Forscher Dr. Calmerge zehn Versuchspersonen einige Zeit hindurch während der Nacht beobachtet und ihre „Schlafgespräche" genau aufgezeichnet. Zunächst ergab sich die überraschende Tatsache — und andere Versuche haben das bestätigt — daß wir im Sprechen während des Schlafs geradezu eine normale „Schlaftätigkeit" vor uns haben; von den zehn Versuchspersonen blieb nur eine im Schlaf wirklich vollkommen stumm, während die übrigen neun mehr oder weniger deutlich sprachen. Allerdings brachten bei den erwähnten Versuchen drei Personen nur einzelne, kaum verständliche Worte zustande, während fünf von ihnen richtige kleine „Reden" hielten. Trotzdem braucht kein Ehegatte zu fürchten, daß er nun im Schlaf die Geburtstagsüberraschung für seine Frau oder womöglich noch andere Geheimnisse ausplaudern wird: so etwas ist nämlich in Wirklichkeit außerordentlich selten.

Was die wissenschaftlich untersuchten „Schlafsprecher" sagten, das war vom ersten bis zum letzten Wort vollkommen harmlos — die Versuchspersonen beschäftigten sich meist mit irgendwelchen Belanglosigkeiten. Sie behaupteten, Durst oder Hunger zu ha-

(Fortsetzung nächste Seite.)



Das Märchen vom ruhigen Schlaf
Diese Zeichnung, die bei den Versuchen in einem amerikanischen Institut genau nach der Wirklichkeit angefertigt wurde, zeigt sehr einprägsam, wie verschiedene Lagen jeder gesunde Mensch im Schlaf einzunehmen pflegt. Auf diese Weise werden die Muskeln abwechselnd entspannt. (Wissenschaftliche Nachrichten-Zentrale.)

Sie schlafen auf dem Rücken . . .
Diese lustige Aufnahme, die in einem großen deutschen Entbindungsheim gemacht wurde, zeigt uns die typische Schlafstellung der Neugeborenen: sie liegen stets auf dem Rücken, also in der Lage, die auch die meisten Erwachsenen bevorzugen. (Wissenschaftl. Nachr.-Zentr.)

Schlafwandeln — im Film
Wenn jemand im Film schlafzuwandeln hat, dann muß er unbedingt eine Hand vorstrecken — in Wirklichkeit nehmen die Schlafwandler eine solche Haltung fast niemals ein. Trotzdem begegnen wir dieser Geste auch bei den meisten künstlerischen Darstellungen des „Mondsüchtigen".

Im Fallschirm zu den Maya

Wird Kapitän Bill Long den Montezuma-Schatz finden?

Wer wagt sich in die Hölle von Yucatan?

Tagein, tagaus hatte der Postflieger Bill Long die endlosen Einöden und Urwälder von Yucatan überflogen. Vom Flugzeug aus sah er manchmal eigenartige Ruinen — er wußte, daß auf dieser öden Halbinsel in Mittelamerika einst das Märchenreich der Maya errichtet war, daß jene Ruinen prunkende Tempel gewesen waren und daß sich unter manch einer dieser Trümmerstätten wohl kostbare Schätze verbargen.

Schon einmal hatte er vor vier Jahren von der Küste aus versucht, mit sechs Kameraden in das Innere vorzudringen. Wie dem Veil hatten sie sich den Weg durch den lianenverschlungenen Urwald gebahnt, gegen Hitze und Durst, Insekten und Raubtiere hatten sie fast zwei Wochen lang einen verzweifelten Kampf geführt. Endlich erreichten sie eine der uralten Tempelruinen und begannen mit den Grabungen. Doch schon stürmte ein Heerhaufe jener blutgierigen Indianervölker auf sie ein, die jetzt die einzigen Bewohner dieser Waldinsel bilden. Nach verzweifeltem Kampf gelang es Bill Long und seinen Kameraden Hargrave das Leben zu retten — von den anderen Expeditionsteilnehmern hat man nie wieder etwas gehört . . .

Nein, diesen Weg wollte Bill Long nicht wieder gehen. Aber auch mit dem Flugzeug schien es unmöglich, ins Herz von Yucatan vorzustoßen; nirgendwo ist ein freies Feld, ein ebener See, der eine Landung ermöglicht hätte. Nur ein einziges Mal hatten zwei Piloten aus Mexico City einen See gesichtet, der in der Nähe einer dieser geheimnisvollen Tempelruinen lag und zum Landen gerade genug Platz zu bieten schien. Doch als die Maschine in steiler Spirale sich dem Wasserspiegel näherte, erkennen die Flieger entsetzt, daß sie inmitten zerklüfteter steiler Felsen gefangen sind — ihr „Wolfsch" ist ein Kratersee!

Schon erscheinen auf den Anhöhen des Kraters Indianerstämme; fast war es ein Wunder, daß diesmal die beiden Piloten ihr Leben aus der „Hölle von Yucatan" retteten. Seitdem will kein Pilot von Mexico City noch einmal eine Landung inmitten dieser sagenumwobenen Urwälder wagen.

Wie Kapitän Long es schaffte

Und dennoch ließ es dem Kapitän, der Tag für Tag dies „verwunschene Reich" überflog, keine Ruhe — immer wieder grübelte er, ob es nicht eine Möglichkeit gebe, mit Aussicht auf Erfolg sich diesen alten Tempeln zu nähern. Ein Glücksfall und eine gute Idee haben es nun Kapitän Long ermöglicht, diesen Traum zu verwirklichen.

Der Glücksfall bestand darin, daß er eines Tages in Merito City den Arzt Dr. O. A. Monbah traf. Dr. Monbah hatte fast ein Jahr in Yucatan zugebracht, und nachdem es ihm gelungen war, einen todkranken Häuptling zu kurieren, wurde er von den Stämmen als Gottheit verehrt. Ehe er seinen Aufenthalt in den Urwäldern abbrach, hatte er den Eingeborenen gesagt: „Ich werde zu euch zurückkehren. Vielleicht komme ich wie ein Vogel aus dem Himmel. Vielleicht komme ich auch nicht selbst, sondern sende euch einen meiner Freunde. Ihr sollt ihm ebenso ergeben und behilflich sein wie mir." Dr. Monbah konnte dem Kapitän Long nun nicht nur genaue Einzelheiten über die Sitten und Gebräuche der Indianerstämme mitteilen. Wertvoll war sein „Empfehlungsbrief". Das war: eine Photographie.

Hiermit ausgerüstet hoffte Bill Long, sich in die Gebiete der alten Mayakultur begeben zu können, ohne, wie bei seiner ersten Expedition durch Pfeile und Speere bedroht, nur noch mit Not das nackte Leben retten zu können. Blieb noch die Frage: wie gelange ich in dieses Gebiet? Denn für einen Mann allein schien der weite Weg durch den Urwald und seine Schrecken zu gefährlich.

Und da kam Kapitän Bill Long auf den Gedanken, sich im Fallschirm in nächster Nähe eines der geheimnisvollen Tempel niederzulassen.

Wird der Pilot den Montezumaz-Schatz finden?

Sobald ist Bill Long nun von dieser kühnen Expedition zurückgekehrt. Durch einen befreundeten Piloten ließ er das gewünschte Reisegut „anfliegen"; dann wart er zunächst mit einem Fallschirm Kamera, Proviant, Medizinvorrate usw. ab. In einem zweiten Fallschirm folgte er selbst. Die Maschine seines Freundes entschwand rasch am Horizont.

In der einen Hand den Revolver, in der anderen ein Beil, dahnte Bill Long sich den Weg. Auf der Suche nach einer der größten jener Tempelruinen, die man bisher von der Luft aus gesichtet hat, gelangte er endlich auf einen Pfad. Nach zweitstündiger Wanderung sah er sich von einer Schar schreiender, speerschwingender Eingeborenen umgeben. — Nun bewies das Photo des Dr. Monbah seine Wirkung! Die Eingeborenen prüften sorgsam das Bild — dann gaben sie zu verstehen, daß sie seinen Fallschirmabsprung beobachtet hätten und ihn als den Nachfolger Dr. Monbahs anerkennen.

Mit Hilfe des Häuptlings hat Bill Long dann eine der rätselvollen Tempelruinen ausgekundschaft, sie nicht nur in allen Einzelheiten festgehalten, sondern auch einen kostbaren und fast völlig unversehrten Tempelschmuck mit heimgebracht. Wichtiger aber scheint fast noch, daß Bill Long dem berühmten Montezuma-Schmuck auf der Spur zu sein scheint.

Dieser Schmuck soll nach zahlreichen Legenden der kostbarste der ganzen Azteken-Kultur sein; als Cortez mit seinen bewaffneten Heerhaufen einfiel, ist er an geheimer, heiliger Stätte vergraben worden. Bill Long berichtet uns, daß einer der Häuptlinge, mit denen er sprach, weiß, wo dieser Schatz ruht und sich bereit erklärt hat, den Kapitän dorthin zu führen.

Diese erste „Fallschirm-Expedition" war auf eine Woche bemessen, und es war vereinbart, daß, falls der Kapitän nicht nach sieben Tagen in Minala eingetroffen sei, durch Flugzeug eine große Rettungsaktion unternommen werden solle. So war er gezwungen, diesmal von der tagelangen Wanderung zu jenem geheimnisvollen „Montezuma-Schatz" Abstand zu nehmen — die Indianer wiesen ihm den Weg durch den Urwald nach Ignala. „Aber ich werde ihn holen!" so hat Bill Long soeben erklärt. „Noch ein paar Wochen, dann startet meine neue Expedition nach Yucatan zum Montezuma-Schatz!"

P. E.

Die Kanäle von Schanghai

Chinesische Maschinengewehrnester hinter Kanal und Drahtverhau — Heldenlied japanischer Pioniere — Sturm über schwankende Bambusstangen

Augenzeugenbericht eines japanischen Pioniers, mitgeteilt von unserem japanischen Mitarbeiter Taro Toyama

Die Erstürmung des Dorfes Liuhang, eines kleinen Vorortes von Schanghai, war eines der schwersten jener zahlreichen Gefechte, in denen die Japaner das für sie äußerst schwierige, aber für die Chinesen leicht zu verteidigende Kanalgebiet eroberten. Ein Augenzeuge schildert daraus die ersten heldenhaften Szenen, die den Auftakt zum Sturm bildeten.

Vor der chinesischen Stellung

Mitten in der Nacht wurden wir alarmiert. Die Abteilung Tagani hatte den Befehl erhalten, den Ort Liuhang von vorne anzugreifen, während die Abteilung Takamori von der rechten Flanke aus anpacken sollte. Im Schutze der Dunkelheit gelangten wir, vom Feinde unbemerkt, nach vorn. Beim ersten Morgengrauen sagen wir schon dicht vor einem der vielen Kanäle, die für die Gegend von Schanghai typisch sind. 200 Meter dahinter ist das Dorf Liuhang. In der Dämmerung können wir es allerdings noch nicht sehen, aber die dichten chinesischen Drahtverhaue und die stark besetzten Maschinengewehrnester, die fast nur Steinwürfe voneinander entfernt sind, nehmen wir schon deutlich wahr. Gespenstisch ragen sie aus dem grauen Nebelmeer auf. Mit dem Kanal davor mutet das ganze Bild wie eine Festung an. Der Graben ist etwa 15 Meter breit. Wir führen lange Bambusstangen mit, die hinüberreichen. Sie sind aneinander gebunden zu schmalen Stegen, auf denen die ersten Sturmtrupps hinüberlaufen sollen. Wenn es nur erst so weit wäre! Das regungslose Liegen in Deckung, platt an den feuchten Boden gedrückt, ist nervenzerreibender als ein Bajonettkampf. Es ist empfindlich kühl, man fröstelt in diesem feucht-kalten Herbstwetter. Während der Nacht lag der Abschnitt unter dem Zerstörungsfeuer unserer Artillerie, welche die chinesischen Stellungen sturmreif machen sollte. Jetzt schweigt sie. Auch bei den Chinesen rührt sich nichts. Es ist die Ruhe vor dem Sturm.

Befehl an die Pioniere

Immer noch hüllt der dichte Nebel unser ganzes Bataillon in seinen schützenden Schleier, aber die Uhr verrät, daß ihn der neue Tag bald zerreißen wird. da erhält der Pionierzug des Leutnants Imano den Befehl, die erste Kanalbrücke, also die Bambusstangen, anzulegen. Leutnant Imano wählt ein „Todeskommando" von 12 Mann aus, das der Feldwebel Ogazawara führt. Mit lächelnden Mienen tauschen die 12 Mann die Abschiedsgrüße mit ihren Kameraden, aber aus ihren Blicken spricht doch der Ernst der Stunde und die eiserne Entschlossenheit, sich ihrer Aufgabe würdig zu zeigen. Zum Sprung bereit liegen sie neben den zum Laufsteg zusammen gebundenen Bambusstangen. Ihre Gewehre nehmen sie nicht mit. Sie würden beim Schwimmen nur hindern. Dafür sind sie mit schweren Scheren ausgerüstet, mit denen sie die feindlichen Drahthindernisse zerschneiden sollen und führen noch anderes Handwerkszeug mit sich.

Der Sprung des Todestrupps

Genau um 4.30 Uhr hebt der Feldwebel die Hand, und die 12 todesbewußten Krieger schnellen wie Panther empor, flitzen wie Wiesel an den Kanal und stürzen sich ins Wasser. Im gleichen Augenblick bricht die Hölle los. Rasendes Geknatter der chinesischen Maschinengewehre zerreißt die Stille. Die 12 Tapferen aber sind bereits im Wasser. Nur ihre Stahlhelme steht man noch. Mit einer Hand halten sie den Bambusstag, der auf ihren Schultern ruht und in der freien Hand haben sie die Schere. Das Schwimmen besorgen die Füße. Das Geknatter der Maschinengewehre nimmt zu, denn jetzt erwidert unsere Infanterie das Sturmangriff gab. Alle aber starben bereitwilligst den schönsten Tod, den Soldatentod für ihren Kaiser, für Japans Ehre und den Ruhm ihrer Waffe.

Suzuki und Nangata, die vorgeschwommen sind, um Pfähle einzuschlagen, an denen die Bambusstangen befestigt werden können. Die Chinesen versuchen das zu hindern, indem sie mit Handgranaten nach den Pionieren und dem Steg werfen. Es ist aber etwas weit. Sie treffen deshalb nicht. Die Handgranaten sind auch zu früh abgeworfen. Sie krepieren alle erst im Wasser und schleudern riesige Fontänen in die Luft. Auch die Garben der Maschinengewehrgeschosse, die glücklicherweise über die Köpfe der Pioniere hinwegsehen, peitschen das Wasser. Es gelingt den beiden Getreiten, die Pfähle einzuschlagen und daran das eine Ende des Laufsteges zu befestigen. Während dieser wenigen Sekunden ist auch schon das andere Ende am diesseitigen Ufer verankert, und schon sind auch drei weitere Pioniere mit Handgranaten voll beladen über den Steg hinüber, um das Handgranatenwerfen der Chinesen zu erwidern. Neben mir schrillt die Signalpfeife des Leutnants. Das heißt den Feldwebel Ogazawara. Der Leutnant will durch Zeichen wissen, ob schon Leute gefallen sind. Ogazawara hebt drei Finger. Also drei Tote. Nun, das geht noch gut. Die Sache scheint zu klappen.

Die Brücke treibt weg

In derselben Sekunde — alles ist ja hier nur ein Werk von Minuten, ja sogar Sekunden, das sich schneller abrollt, als es erzählt werden kann — sieht man, daß sich die Brücke bewegt. Sie hat sich losgerissen. Anscheinend ist der Sog, der beim Eintreten der Ebbe auf dem Meere sich auch hier in den Kanälen bemerkbar macht, zu stark für die schwache Befestigung gewesen. Der Steg treibt ab. Auf ihm liegen zwei Mann unbeweglich — tot. Es sind zwei von den drei kühnen Handgranatenwerfern. Den Pionieren im Wasser gelingt es, die Brücke wieder zu fassen und zu befestigen.

Tank und Grabenmörser greifen ein

Plötzlich bellt neben uns ein Geschütz. Einer unserer großen mit leichten Kanonen ausgerüsteten Tanks greift in den Kampf ein. Wie ein vorsintflutliches Ungeheuer kriecht er im Nebel dicht an den Graben heran und nimmt die nächsten chinesischen Maschinengewehrnester unter Feuer. Schon seine ersten Granaten sitzen als Volltreffer in ihren Zielen und brennen diese in die Luft. Jetzt ist für ein paar Minuten der Bambussteg vom feindlichem Feuer. Diesen Augenblick benutzt ein Zug unserer Infanteristen, um über den Steg zu stürmen und an den jenseitigen Böschung Deckung zu nehmen. Aber auch die Chinesen haben die Gefahr erkannt und eine Waffe zur Hand, die sie dem Tank entgegensetzen können. Sie bringen Granatwerfer heran, mit denen sie heftig nach dem Panzerwagen und dem Laufsteg schießen. Das leicht bewegliche Stahltier weicht geschickt aus und wird nicht getroffen, dagegen aber verhindern die chinesischen Granaten, daß weitere Verstärkungen unserer Infanterie über den Graben können.

Mit dem Schwert der Samurai

Der Führer des Infanteriezuges am jenseitigen Ufer erkennt, daß er mit seinen Leuten verloren ist. Er gibt sich daher mit seinen Leuten auf, stürzt sich entschlossen zum Sturm mit der blanken Waffe. Er reißt sein großes Traditionsschwert heraus, packt es mit beiden Händen und springt als erster aus der Deckung.

Das Schicksal will es, daß gerade

Das brennende Tschapei

Von der chinesisch-japanischen Front sind jetzt die ersten Originalphotos von der Einnahme Tschapeis durch die Japaner eingetroffen, die nach schwerem Luft- und Artilleriebombardement erfolgte. Ein riesiger Brand wütete tagelang in dem heiß umkämpften Gebiet. Unser Bild zeigt einen Ueberblick über die Kampfzone. Im Vordergrund das Europäerviertel, während im Hintergrund dunkle Rauchwolken aus dem brennenden Tschapei aufsteigen. (Associated Preß, Zander-K.)

dieser verzweifelte Angriff einer handvoll todesmutiger Männer die Entscheidung bringt. Er lenkt die ganze Aufmerksamkeit der Verteidiger auf sich. Diese Chance erfennt der Bataillonskommandeur und schickt weitere Trupps mit mehreren ebenfalls mitgeführten Bambusstäben an verschiedenen Stellen an den Kanal. Auf ihnen kommen die Infanteriekompanien fast ohne Verluste hinüber. Bald darauf geht das ganze Bataillon zum Sturm vor und dringt in das Dorf Liuhang ein. Die schwere Aufgabe ist gelöst.

Für Kaiser und Volk

Von den 15 kühnen Pionieren, die als erste über den Kanal drangen, blieben nur drei am Leben. Als Leutnant Imano seinen Zug sammelt, da stellt sich heraus, daß 12 Mann den Opfertod starben. Es ist also wirklich ein „Todeskommando" gewesen, das sie erhielten. Auch die drei Ueberlebenden sind verwundet. Die 12 Pioniere sind nicht die einzigen Toten dieses Morgens. Auch der Infanteriezug, der den ersten entscheidenden Bajonettangriff unternahm, erlitt schwere Verluste. Unter ihnen war auch der junge Offizier, der mit dem Schwert seiner Väter das Zeichen für den Sturmangriff gab. Alle aber starben bereitwilligst den schönsten Tod, den Soldatentod für ihren Kaiser, für Japans Ehre und den Ruhm ihrer Waffe.

Schluß des Artikels: **Was tun Sie im Schlaf?**

ben, sprachen von Kleinigkeiten des Alltags, glaubten sich mit einem Bekannten zu unterhalten usw. Von irgendwelchen Geheimnissen keine Spur . . . und in der Tat sagt uns die moderne Psychologie, daß der Mensch Dinge, die er im Wachen nicht sagen würde, in den meisten Fällen wenn er glaubt, sich im Tiefschlaf — der Hypnose — preisgibt. Nur ganz hervorragenden Hypnotiseuren gelingt es manchmal, Menschen im Tiefschlaf irgendein Geheimnis zu entreißen. Im Schlaf aber pflegen wir glücklicherweise diskret zu sein . . .

Kürzlich berichteten London er Zeitungen von einem Manne, der für sich den Ruhm in Anspruch nehmen kann, den „Dauermarsch-Rekord" der Schlafwandler aufgestellt zu haben. Ein Autofahrer sah mitten in der Nacht einen Mann auf der einsamen Landstraße einhermarschieren, der lediglich mit einem Schlafanzug bekleidet war. Erst durch mehrfaches Abblenden konnte der Schlafwandler geweckt werden — es stellte sich heraus, daß er volle 7 Kilometer schlafend marschiert war und dabei zwei Dörfer passiert hatte! Derartige „Rekordmärsche" sind nun allerdings bei Schlafwandlern äußerst selten — im allgemeinen begnügen sie sich damit, in ihrem Zimmer oder allenfalls in der Wohnung herumzuwandeln und dann nach einiger Zeit von selbst wieder ins Bett zurückzukehren.

Die ärztliche Vorstellung vom Schlafwandler sieht ihn bei Vollmondschimmer halsbrecherische Kletterkunststücke auf dem Dach vollführen — das kommt nun zwar ab und zu tatsächlich vor, ist aber selten. Ueberhaupt sagen uns die Psychiater, in deren Fach diese merkwürdige „Schlaftätigkeit" fällt, daß in unserer Zeit das Nachtwandeln ziemlich „aus der Mode" gekommen ist, man findet derartige Fälle nur noch ziemlich vereinzelt, vor allem bei jungen Menschen in den Entwicklungsjahren. In der empfindsamen Epoche der Romantik war das Nachtwandeln dann erheblich häufiger als in unserer „nüchternen" Zeit. Damals schwärmte man für Mondscheinspaziergänge und namentlich den besonderen Zauber des Vollmondes, dem man auch das Zustandekommen des Schlafwandelns zuschrieb.

Mondscheinwandeln unmodern

Die moderne Wissenschaft hat sich auch dieses Problems in ihrer sachlich-kühlen Art angenommen und dabei nachgewiesen, daß wir hier in den meisten Fällen nur eine besondere Form der Hysterie vor uns haben. Mit dem Monde aber hat das Nachtwandeln wenigstens primär nichts zu tun, wenn auch viele hysterische Menschen den Zeitpunkt ihrer periodischen „Schlafensspaziergänge" unbewußt in die Zeit des Vollmondes verlegen. Die Psychiater sagen uns, daß sich bei diesem seltsamen Tun eine besondere Form des krankhaften Geltungsbedürfnisses des Hysterischen kundgibt: er will sich durch das vom Schimmer des Geheimnisvollen umwobene Nachtwandeln Beachtung erzwingen — allerdings nicht bewußt, sondern der Antrieb dazu erfolgt aus dem Unterbewußtsein heraus.

Im ganzen ist das Schlafwandeln also eine verhältnismäßig recht harmlose Angelegenheit, die nur höchst selten zu kritischen Situationen für die Betroffenen führt. Außerdem ist es, wie gesagt, in letzter Zeit geradezu unmodern geworden, was wir im Zeitalter der Berufsdisziplin gewiß nicht bedauern wollen . . .

Dr. H. Wolterecke.

Die Reise nach UGANDA

Roman von Bernd Angerhausen

4. Fortsetzung

„Ehe wir hier weiter verhandeln, möchte ich Ihre Meinung über diesen Punkt hören!"

Vandoren räuspelte sich. Er sah Henderson mitde an.

„Ich muß Ihnen recht geben, Henderson. Sie wissen, daß Sie mein Vertrauen haben," sagte er dann leise. Barton schaute wieder auf die Karte, er schien nichts gehört zu haben. Henderson warf ihm einen strafenden Blick zu. Sie hörten das laute Rufen der Kulis. Brandes war mitten unter ihnen. hier und dort griff er sogar zu. Aber das sah Barton nicht, er schien diese Karte dort genau zu prüfen. Nach einer Weile legte er sie hin und griff ein anderes Thema auf.

Willa hatte ihr kleines Zimmer eingerichtet, sie kam erst jetzt nach draußen. Zum ersten Male sah sie in der Ferne die schneebedeckte Kuppe des Kilima Niaro: sie stand an der Brüstung der Veranda und schaute lange hinüber. In der Dürre und Hitze dieser Wildnis hatte der Anblick dieser klaren und weißen Linien einen seltsamen Reiz. Die flache Steppe und der niedrige, lautlose Busch hatte sie bedrückt, aber dieses ferne Funkeln riß den Blick empor und machte freier und ruhiger. Nun traf der eintönige Sang der Kulis ihr Ohr. Sie schaute hinüber und sah Brandes mit seinen Leuten bei der Arbeit. Ein schmaler Buschstreifen war schon gelvpft; die Leute legten die Gesetze. Sie sah den jungen Ingenieur drüben unter seinen Leuten. Seine Bewegungen waren kraftvoll und zielbewußt. Sie sah, daß die Kulis ihm rasch folgten. Nun wandte er sich um; sie bemerkte, daß er den breiten Sonnenhelm in die Stirne zog. Diese Bewegung kannte sie schon, jetzt, da er sie ausführte, war sie ihr schon vertraut. Sie hob die Hand und winkte. Er winkte zurück. Sie lächelte.

Aber dieses Lächeln verflog, als sie sah, daß Barton sie aus dem Arbeitszimmer beobachtete. Er stand am Fenster und sprach in den Raum hinein, aber sie fühlte seine Augen auf sie gerichtet. Sein Blick war hart und drohend. Es war ihr, als verdunkelte nun ein Schatten den hellen Tag. Sie ging langsam die Stufen herunter; auf der Lichtung stand die Antilope Paa und äugte herauf. Auf der Treppe blieb sie noch einmal stehen und sah zu Barton hinüber. Wie Trotz kam es über sie, und sie schämte sich, daß sie Bartons Blick nicht ausgehalten hatte. Sie war kein Kind mehr und brauchte keinen Aufpasser. Barton sollte sich nur alle Gedanken um sie aus dem Kopf schlagen. Sie schaute in die Sonne und suchte Brandes drüben bei seinen Leuten. Sie sah die Kulis bei ihrer Arbeit stehen. Brandes kam mit einem Mann zur Station, es mußte etwas Wichtiges geschehen sein. Sie hörte, daß der Mann neben Brandes aufgeregt war. er fuchtelte mit den Armen in die Luft herum und sprach heftig auf ihn ein.

Brandes grüßte freundlich, als sie vor ihr waren.

„Was gibt es wieder?" fragte sie hastig. Sie sah, Brandes Begleiter war ein Inder, aber er gehörte nicht zu den Kulis. Er trug einen schmutzigen Turban. Seine Hosen waren zerfetzt und staubig. In seiner Erregte, die sie nicht verstand, hob er nun ein Geschrei an, als er sah, daß Henderson oben aus der Tür trat. Vandoren und Barton kamen nun auch hinzu.

Die beiden Ingenieure sprachen nun mit dem Mann. Er war äußerlich ruhig geworden und es dauerte lange, ehe sie ihn ausgefragt hatten. „Es ist gut, Brandes," sagte Henderson, „daß Sie ihn gleich beraebracht haben. Das brauchen die Kulis nicht zu wissen. das fehlte gerade noch."

Henderson erklärte, was vorgefallen war. Dieser Inder war ein Bunioh, ein Händler, der mit seinem Esel durch die Steppe zog und in den Dörfern seinen Kram verkaufte. An diesem Morgen nun war er, eben als es hell wurde, von einem Löwen überfallen worden. Das Raubtier hatte den Esel des Händlers zu Boden gerissen und hatte sich dann gegen den Mann gerichtet. Aber der Bunjah mußte im Schutze guter Geister stehen. Bei seinem Sprung auf den Esel war der Löwe mit seinen Pranken in das Sattelgezeug des Tieres geraten. Die Stricke hatten sich um seine Pranken geschlungen, und als er sich nun auf den entsetzten Händler werfen wollte, sog er zwei oder drei leere Blechkannen hinter sich her. Die leeren Kannen hatten ein so lautes Geklapper und Getöse erhoben, daß das Raubtier vor Schreck von dem Manne abgelassen hatte und im Busch verschwunden war. Der Der Bunjah war dann auf einen Baum geklettert und hatte erst den hellen Tag abgewartet, ehe er zur Station gekommen war. Dieser Ueberfall hatte sich kaum eine Stunde vor dem Haule entfernt abgespielt.

Während Henderson noch sprach, waren Purdah und der schwarze Koch aus dem Hause gekommen. Willa hörte, daß Brandes Purdah einen Befehl zurief. Henderson holte etwas Brandy aus dem Hause und gab dem Bunjah einen Schluck. Inzwischen war Purdah wiedergekommen. Willa sah, daß er zwei Gewehre trug. Brandes stand neben ihr.

„Sie wollen doch nicht hinter dem Raubtier her?" rief sie erschreckt und faßte ihn in ihrer Aufregung am Arm. Er nickte. „Wellecicht habe ich heute Glück," sagte er und sah sie an. Sie errötete. Henderson war wieder ins Haus gegangen. Barton stand neben Vandoren noch auf der Veranda; er blickte böse herüber, als sie so dicht neben Brandes stand. „Gehen Sie doch mit," sagte sie rasch, als er sich entschlichte, ins Haus zu gehen. Brandes lächelte und schaute ihn gespannt an. Auch Vandoren war stehen geblieben. Barton sah alle Blicke auf sich gerichtet. Er zog sein Etui und nahm eine Zigarette heraus. „Wir haben hier zu arbeiten. Es gibt hier wichtigeres zu tun, als mit dem Gewehr im Busch herumzulaufen." Dann ging er.

„Ich wenn ich doch mitkönnte!" sagte Willa rasch. Barton mußte es oben auf der Veranda noch gehört haben. Sie sah einen Augenblick wieder seinen drohenden Blick auf sich gerichtet. „Ich nehme Sie ein anderes Mal mit," sagte Brandes rubig, „heute ist es sehr gefährlich." Sie ging, reichte sie plötzlich, einer unwillkürlichen Neigung folgend, ihm die Hand. Vandoren stand noch oben an der Brüstung. „Viel Glück!" sagte er. Brandes schaute rasch auf und grüßte noch einmal.

Sie schauten ihm nach, wie er schnell über die Lichtung ging. Purdah folgte ihm mit den beiden Gewehren, das neue aus Mauroh war aber dabei. Drüben standen die Kulis bei ihrer Arbeit. Sie sahen, wie Bwana Brandes mit zwei Gewehren in den Busch ging, und sie hatten von dem Händler so viel aufgeschnappt, daß sie wußten, was los war. Willa fühlte auf einmal, daß sie Sorge um ihn hatte. Was er nun tat, war sehr tollkühn. Aber er mußte wohl dieses Bestien entgegentreten, sie verstand ihn gut. Sie bedrohten seine Arbeiter und sein Werk. Er war hier der erste Arbeiter und der Aufkühner. Seine Pflicht war es wohl auch, die erste und schwerste Gefahr zu tragen. Als Brandes nun geradewegs mit seinem Gewehrträger drüben hinter der Hecke verschwand, erinnerte sie an die Helden der alten Fabeln, die für ihre Leute die schwersten Gefahren auf sich nahmen und bestanden. Sie war froh in ihrer Sorge.

„Er wird es schon schaffen." hörte sie es über sich leise sagen. Aus ihrem Sinnen auffahrend, schaute sie auf. Vandoren stand nach auf der Veranda, neben ihm Henderson. „Ich glaube es auch, Onkel John," sagte sie.

Brandes ging mit Purdah hinter dem großen Kamp her an seinem alten Hochsitz vorbei. Der Bunjah hatte ihnen ungefähr den Ort beschrieben, wo der Löwe sein Lasttier geschlagen hatte. Aber er war nicht zu bewegen gewesen, ihm als Führer zu dienen. Sie hörten noch eine Weile das Rufen und Singen im Lager, dann war alles still. Brandes schritt hastig aus. Bald lichtete sich der dichte Busch. Der Wildpfad hörte auf, und sie kamen auf eine wellige Steppe mit vereinzelten Bäumen und Sträuchern. Die Sonne brannte heiß, aber Brandes achtete nicht darauf. Purdah konnte ihm mit den beiden Gewehren kaum folgen. „Ist geladen?" fragte Brandes im Gehen zurückblickend. Purdah nickte. Aber Brandes blieb stehen und sah die beiden Gewehre nach. Sie waren nun eine halbe Stunde marschiert. Die Stelle, die der Händler bezeichnet hatte, lag weit drüben, wo wieder der Busch begann. eine gute halbe Stunde entfernt. Sie erreichten einen Streifen niedrigen Unterholz, Brandes hörte plötzlich Purdah rufen und sah im gleichen Augenblick vor dem mächtigen Kopf eines alten Löwen über das Gesträuch auftauchen. Das Raubtier schien sie eben erst bemerkt zu haben. Brandes blieb stehen und griff hinter sich. Purdah reichte ihm eines der Gewehre. Der Löwe schaute herüber und ließ ein warnendes Knurren hören. Brandes sah, wie er das mächtige Gebiß zeigte. Er legte an, zielte sorgfältig und schoß. Purdah hatte ihm den Karabiner gegeben.

Der Schuß saß, aber im gleichen Moment sprang der Löwe auf und kam ihnen entgegen. Brandes feuerte noch einmal. Der Löwe fiel, war aber in einer Sekunde wieder auf und sprang in langen Sätzen auf seinen Gegner zu. Ein dritter Schuß war ohne Erfolg. Brandes warf den Karabiner fort, griff hinter sich, wo Purdah stand, aber griff ins Leere. Purdah war nicht mehr da. Der plötzliche Angriff des mächtigen Löwen war zuviel für den Bon gewesen, er war ausgerückt und auf einen Baum geflettert. Das schwere Gewehr hatte er aber mitgenommen. Der Löwe mußte ihn in wenigen Sprüngen erreichen. Brandes stieß einen leisen Fluch aus und solate Purdah, der vom ersten Zweig aus herunterwinkte. Brandes hätte wohl den schützenden Baum nicht erreicht, wenn die drei Schüsse bei dem Löwen nicht schon Wirkung gezeigt hätten. Aber auch jetzt gelang es ihm erst im letzten Augenblick, sich in Sicherheit zu bringen.

Er erreichte Purdah und hockte neben ihm auf dem Ast. Der Löwe blieb vor dem Baum stehen, knurrte mit entblößten Zähnen und wandte sich langsam zur Flucht in das nahe Dickicht. Purdah reichte Brandes das schwere Gewehr. Er hatte es noch nicht versucht, seitdem er wieder auf der Station war. Brandes zielte sorgfältig, doch der luftige Sitz machte einen Schuß ungewiß, das fühlte er. Er feuerte, und der Löwe fiel. Purdah stieß einen lauten Freudenruf aus und glitt wie eine Katze vom Baum herunter und lief auf den liegenden Löwen zu. Zu spät rief Brandes eine Warnung. Eben als Purdah den Boden war, richtete sich der Löwe auf und ging ihm an. Brandes zielte genau und feuerte den zweiten Lauf ab. Es war ein Kopfschuß, der Löwe fiel und lag auf dem Rücken; seine Pranken fuhren zuckend durch die Luft. Dann leate er sich langsam auf die Seite und verendete. Noch bis zuletzt ließ er ein arollendes Knurren hören, und seine mächtigen Fänge zermalmten einen trockenen Zweig, der dort lag.

Purdah hatte sich vor Schreck auf den Boden geworfen, Brandes kletterte nun langsam aus dem Baum und ging auf seine Beute zu. Es war ein mächtiges Tier, er betrachtete es genau, Purdah aber blieb vorsichtig im Hintergrund. An der rechten Schulter des Löwen fand Brandes eine alte Schußstelle, es war das Tier, das er vor der Fahrt nach Nairobi angeschossen hatte. Eine der Bestien, die die Station in Schrecken versetzt hatten, war ausgelöscht. Ein Feind weniger dachte er, als er, das schwere Gewehr in der Hand, über seiner stolzen Beute stand. Vielleicht vertrieb das den zweiten Löwen. Dann kamen gewiß die Suahelis, die ihren Arbeitskamp verlassen hatten, zurück, und die Arbeit an der Brücke konnte ungestört und mit allen Kräften vorangetrieben werden. Aber noch war es nicht so weit, fiel es ihm ein. Sein Werk, die Brücke, hatte noch andere Feinde, denen man mit der Kugel nichts anhaben konnte.

Auf der Station ging die Arbeit rüstig vorwärts. Henderson war zu der Lorenbahn gekommen und sah nach den Kulis. Sie schafften unverdrossen, aber häufig ging ihr forschender Blick zu dem Buschpfad hinüber, auf dem Bwana Brandes und Purdah verschwunden waren. Bwana Brandes war in den Busch gegangen, um mit dem Löwen zu sprechen. Er ganz allein, wie würde das enden! Henderson, äußerlich ruhig, war besorgt. Er hätte seinen jungen Gehilfen zurückhalten müssen, sagte er sich. Drüben am Haus sah er Vandoren und Barton auf der Veranda auf und ab gegen. Wieder sprach Barton auf seinen Vetter ein. Henderson mag das nun schon häufiger aufgefallen, was mochten die beiden nur haben. Und ein sonderbares Verhältnis war das zwischen Vandoren und seinem Direktor. Sie schienen auf der Fahrt hierher ihre Rollen vertauscht zu haben. Barton war in allem die treibende Kraft.

„Ich mache mir doch Sorge um unseren Löwenjäger," sagte Henderson zu Vandoren.

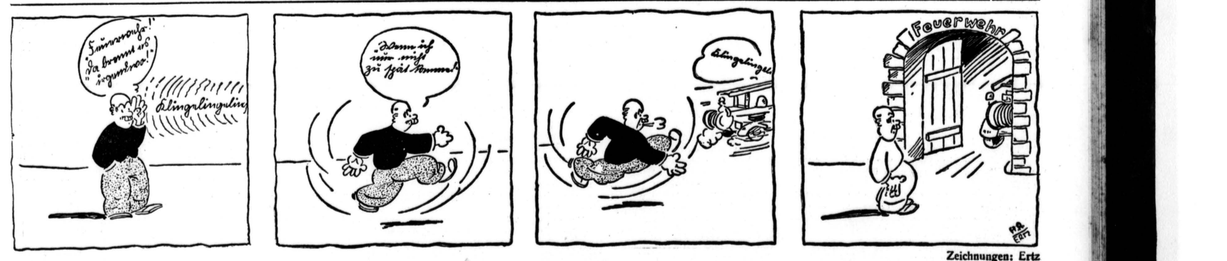
„Ja, ja," fiel ihm Barton ins Wort, er nahm Vandoren am Arm, wie um ihn für sich zu beschlagnahmen.

Diese betonte Gleichgültigkeit ärgerte ihn. Henderson ward seinen weißen Helm auf einen Stuhl und wandte sich an Vandoren.

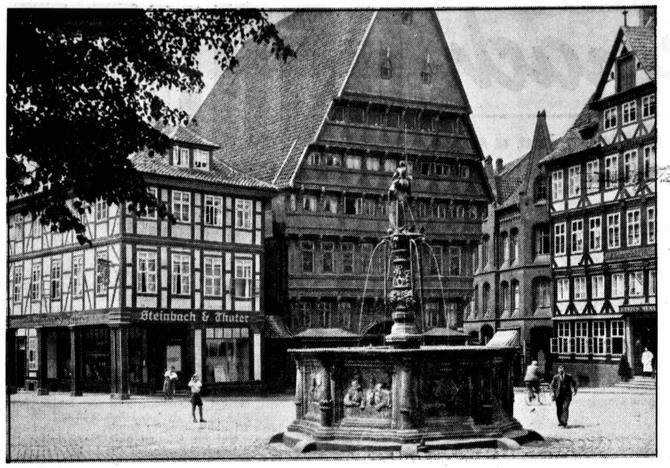
„Hören Sie, Vandoren, wir brachen heute morgen über diesen Mann, meinen zweiten Ingenieur. Herr Barton wollte wissen, warum ich ausgerechnet ihn, einen Deutschen, hier beschäftigte." Hendersons Stimme war hart und etwas rauh; er ließen hier seinen Widerspruch dulden zu wollen. Vandoren schaute ihn aufmerksamer an als sonst, Barton war ärgerlich, aber er schwieg.

„Ich will es Ihnen sagen," fuhr Henderson fort. „Es rührt noch aus dem Kriege her, es war in den letzten Monaten. Max Brandes war interniert in Sansibar. Eines Tages machte dort ein Dampfer halt, der tausend Kulis von Bombay nach Sansibar bringen sollte. Damals wurde Brandes auf dieses Schiff gebracht. Er sollte auch nach Suez, dort glaubte man ihn sicherer zu haben, er hatte in Sansibar schon verschiedene Fluchtversuche gemacht. Brandes wurde also auf das Schiff gebracht, außerdem reisten noch ein paar englische Offiziere und Soldaten mit. Es war ein alter Dampfer, und er hatte eigentlich mit den vielen Menschen darauf diese Fahrt gar nicht machen dürfen. Aber es waren ja nur Kulis, hatte man wohl in Bombay gedacht." Henderson machte eine Pause, er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Barton schaute ihn erstaunt an. Er war unruhig, sog eine Zigarette aus dem Etui und warf sie fort, ohne sie angezündet zu haben. Seine Hand lag nun auf der Stuhllehne; die Knöchel traten weiß heraus.

„Es waren sieben oder acht Offiziere und fünf Soldaten," sagte Henderson leise. Dann gab er sich einen Ruck und er fuhr mühsam fort, als schmerze ihn diese Erzählung. „Um



Zeichnungen: Ertz



Schönes Deutschland

Das Knochenhauer-Amtshaus in Hildesheim

die Sache kurz zu machen. Kurz vor Aden fuhr der Dampfer nachts auf ein unter Wasser treibendes Wrack oder etwas ähnliches. Der zweite Schiffsoffizier kam unter Deck und er sah das Wasser steigen. Entsetzen und furchtbare Angst ergriffen ihn. Der Dampfer war verloren. Die Schotten schlossen kaum noch, und wenn das bekannt wurde, mußte eine fürchterliche Panik auf dem Schiff entstehen. Seine Pflicht aber wäre es gewesen, dem Kapitän Meldung zu erstatten. Der Dampfer hatte nur ein Boot, es war mittelaroh. In dieser Nacht nun ging der zweite Schiffsoffizier mit dem Steuermann und ein paar Matrosen heimlich in das Boot, und mit ihnen fuhren in der Dunkelheit, ohne daß es bemerkt wurde, auch drei der Offiziere aus Sansibar davon. Sie ließen das Schiff im Stich, nur um ihr Leben zu retten."

Henderson machte erschöpft eine Pause, Barton ging auf und ab. Er wandte das Gesicht ab, schaute über die Lichtung. Henderson sprach weiter: „Es war nur ein Boot auf dem Dampfer, das war das Boot, das sie in der Nacht über Bord ließen. Ich habe später nichts davon gehört, ob dieses Boot gelandet ist. Ich halte es für wahrscheinlich, aber es wurde nichts darüber gemeldet. Doch der Dampfer lag zwei Tage später vor Aden, er war geborgen. Ich sagte Ihnen ja, daß damals Max Brandes auf dem Schiff war. Er und der alte Kapitän brachten das dem Untergang geweihte Schiff doch noch bis zum ersten Hafen. Bevor Brandes als Techniker nach Ostafrika kam, hatte er auf einem deutschen Kreuzer ein Jahr gedient, er war ein geschickter Schiffe für den Kapitän dieses alten Transporters."

Henderson schwieg. „So ja", fuhr er fort, „Brandes kam bald nach Suez. Was sich in jener Nacht auf dem Dampfer ereignete, erfuhren nur wenige. Es war eine schlimme Geschichte. Die Behörden legten Wert darauf, daß nichts davon bekannt wurde. Von dieser Fahrt haben die Zeitungen nie etwas berichtet. Aber ich hatte damals einen Bau bei Suez. Brandes wurde mir empfohlen. Ich darf die Stelle nicht nennen, von der diese Empfehlung kam, aber die Empfehlung war so schwer, daß sie bis jetzt noch niemand angezweifelt hat."

Vandoren sagte nichts. Er hatte die Hände auf dem Rücken und schaute vor sich. Henderson wandte sich, als er geendet, an Barton, aber er war nicht mehr bei ihnen. Sie sahen ihn drüben im heißen Sonnenglast über die Lichtung gehen. Er hatte seinen Hut auf, und sein Gang war sonderbar schwer und taumelnd. Er mußte wohl fühlen, daß er beobachtet wurde, nun gar, ohne aufzublicken, um das Haus, wo ihn niemand sah. Sein Gesicht war fahl. Er zog sein Etui, aber er geb es auf, sich eine Zigarette zu nehmen, so fahrig waren seine Hände. Goram ging an ihm vorbei. Aber er bemerkte ihn nicht. Es dauerte lange, bis er Sinn und Worte der Dinge beriff, die seine Augen sahen. Er furchte die Stirn. Drüben auf der Lichtung zwischen dem Haus und dem Wald, stand Willa bei der Antilope Paa. Dieser Brandes hatte sie ihr doch geschenkt. Sie kehrte ihm den Rücken zu. Er machte ein paar hastige Schritte auf sie zu, sein Blick war haßerfüllt.

Boy machte eine Bewegung und stieß gegen das Mädchen. Sie wandte sich um und sah Barton.

„Ich dachte, Sie hätten so viel zu arbeiten!" entfuhr es ihr. Er sah sonderbar verstört aus, sie fühlte, daß seine Sicherheit einen Stoß erlitten hatte.

„Sie denken wohl wieder an diesen — Deutschen!" sagte er und ballte die Faust.

Sie antwortete nicht und beugte sich über Paa.

„Sie werden noch sehen, wohin es mit ihm kommt. Er ist ein bezahlter Agent. Er hintergeht uns, er will nicht, daß wir hier mit dem Bau fertig werden." Er sprach hastig und laut.

„Sie lügen!" sagte sie mit blitzenden Augen, „gehen Sie, lassen Sie mich allein!"

Er lachte höhnisch.

„Er weiß, daß Sie reich sind, Willa, das ist die ganze Sache. Nun macht er sich an Sie heran, durch Sie will er in Vandorens Geschäft kommen. Sie sind ja seine Erbin. Wer weiß . . ."

Sie hatte eine Antwort auf den Lippen, aber sie bezwang sich. Sie nahm die Antilope bei dem Halsband und ging mit ihr zum Haus. Barton blieb wartend stehen, bis sie fort war.

Vandoren und Henderson standen noch auf der Veranda. Ein lauter Ruf kam vom Busch herüber, Purdah lief über den Heckenpfad. Er fuchtelte in der Luft herum. Warum kam Brandes nicht, was war geschehen? Willa sah den Boy über die Lichtung rennen. Sie lief fast, um seinen Bericht zu hören.

Großer Jubel!

Bwana Brandes hatte den Löwen erlegt! Sie sollten kommen und den toten Räuber sehen, und Bwana Henderson sollte seinen Fotoapparat mitbringen. Auch ein paar Träger brauchte Bwana Brandes für das schwere Löwenfell. Purdahs Worte jagten sich, es war ein komisches Durcheinander — die Freude verwirrte ihn noch mehr. Der Löwe, der nächtliche Menschenfresser, war ja tot!

Im Nu war die Nachricht drüben bei den Kulis. Sie waren außer Rufweite. Aber es war, als habe die Luft ihnen diese Freudenbotschaft zugeweht. Sie verließen ihre Arbeit und kamen gerannt und standen mit dem Kopf auf der kleinen Lichtung. Willa verstand ihre Rufe nicht, aber sie sah helle, ausgelassene Freude auf den Gesichtern dieser Inder. Ihr großer Feind, der Teufel, der Peiniger war besiegt und tot!

Henderson rief schallend über den Platz, er gab ihnen in ihrer Sprache seine Befehle, dann eilte er selbst ins Haus. Auch Vandoren lief lebhaft hin und her. Willa stand mit Paa noch unten an der Treppe. Freude und Stolz bewegten sie. Ihre Augen strahlten, als sie diesen lauten Tumult, diesen Ausbruch des Jubels sah.

Henderson, Purdah und ein Dutzend Leute eilten nun am Kamp vorbei in den Busch. Die Kulis saßen auf der Lichtung herum. Die Arbeit war vergessen, sie schwatzten und lachten. Einer trat vor und ahmte den Löwen nach, dann kam ein anderer hinzu, der ihnen zeigte, wie Bwana Brandes den Räuber vernichtet hatte, und alle klatschten in die Hände. Willa sah ihren Onkel erwartungsvoll oben an der Brüstung stehen, er nickte ihr zu. Sprechen war doch zwecklos, so lachte und lärmte sie Kulis. Vandoren war freudig erregt. Nun erstemnal seit langen Monaten sah Willa auf seinem Gesicht wieder etwas anderes als nur Sorge und Teilnahmslosigkeit. Seine mächtige Gestalt schien größer geworden zu sein, er war wie ein Kranker, der die Genesung kommen fühlt. Aber da sah sie Barton kommen. Die Kulis schwiegen plötzlich, ein paar schlichen sich davon. Ueber Vandorens Gesicht kroch wieder grau und Falte die Sorge und Angst .

Nach zwei Stunden kam die ganze Expedition zurück. Vier Boys trugen auf einer Bahre das schwere Löwenfell. Brandes kam neben Henderson. Im Nu waren sie von den Kulis umringt. Es war ein lauter Freudentag für das Lager. Abends flammten die Feuer auf; Tanz und Siegesgesang erfüllten die Lichtung bei der Station mit lautem, frohem Lärm.

*

Am anderen Morgen kamen die Kulis aus Nairobi, über hundert Mann. Max Brandes schickte sie in das Lager über den Fluß. Aber da gab es neuen Lärm und Geschrei und Lachen. Die Suahelis, die vor den Löwen ausgerissen waren, stellten sich wieder ein. Erst ein paar Mann, dann ganze Trupps, und dann standen sie alle mit weißen Zähnen und breitem Lachen vor Henderson und Brandes, die eiligst gerufen worden waren, dieses Wunder zu sehen. Henderson hielt ihnen eine donnernde Strafrede, aber dann durften sie essen und gleich hinterher an die Arbeit.

Nachmittags krachten im neuen Steinbruch schon die ersten Sprengschüsse, und wenig später sollten die ersten Loren, hoch bepackt mit Bruchstein, über die Lichtung zum Fluß. Dort war wieder lautes Rufen und Lachen. In dem starken Gefälle zum Ufer kippten die kleinen Wagen häufig um. Das war weiter nicht schlimm, aber die Kulis mußten springen, um nicht von den kollernden Steinen getroffen zu werden. Und das ergab manche komische Augenblicke und auch manche lose Quetschung. Unten hinter dem Damm standen schon die Maurer an der Arbeit, der erste Pfeiler war im Bau, sie legten im Fundament die erste Quaderschicht. Brandes und Henderson waren hier und dort. Nur zu den Mahlzeiten kamen sie mit ihrem Besuch zusammen. Um Bartons willen war Henderson das nur recht, er sollte sehen, daß hier an der Station schwer gearbeitet wurde, daß er und Brandes sich kaum eine ruhige Stunde gönnten.

In der letzten Nacht war es still gebliehen. Kein Löwenruf hatte die Schläfer in den beiden Kamps aufgeschreckt. Die Suahelis hatten die richtige Witterung gehabt. Nun der erste Löwe gefallen war, sog sich der andere zurück. Vielleicht kam er nie wieder. Dann mußte nach Nairobi und Mombassa telegrafiert werden, daß das Eisenwerk für das Brückenlager auf den Weg kam. Es war viel Zeit verlorengegangen, nun mußte alles doppelt schnell gehen. Nur manchmal konnte Brandes einen kurzen Gruß zur Station hinüberwinken, wenn er Willa dort sah. Wenn sie einmal miteinander sprechen konnten, war es auch immer nur für wenige Augenblicke. Willa war froh, daß er nun unbehelligt bei seinem Werk bleiben konnte, um so froher, als sie sah, daß Barton die Fortschritte an der Brücke mit verstecktem Aerger zu verfolgen schien. Aber es wäre doch besser gewesen, wenn Henderson und Brandes häufiger hätten auf der Station sein können. Sie und the Onkel waren nun ausschließlich auf Bartons Gesellschaft angewiesen.

So vergingen zwei Tage. Kein Löwenruf störte mehr die Nacht. Das Werk schritt rüstig vorwärts.

Am dritten Morgen kam ein Telegramm für Barton durch. Willa erschrak. Sie sah Barton und Vandoren allein in ihrem Zimmer, sie sprachen halblaut miteinander. Als um dachte er immer nur an diese Brücke dort am Fluß! Wie Henderson war er ihr Gastgeber, das legte auch ihm einige Pflichten ihr gegenüber auf. Sie war doch die Nichte seines Chefs. Als sie so dachte und trotzig den Kopf herumwarf, wußte sie schon, daß sie ihm Unrecht tat. Aber seinen ruhigen, etwas traurigen Blick so auf sich gerichtet zu sehen, machte ihr nun beinahe Vergnügen, es war ein ihr bisher unbekanntes Gefühl. Sie wußte in diesem Augenblick, wie er litt unter dem Gedanken, daß sie n.n einen Tag mit Barton unterwegs sein würde.

(Fortsetzung folgt)

Welt der Frau

Großeltern und Enkel

Warum verstehen sie sich so gut — Oma hat immer Zeit

Wenn es heißt: Die Großmutter kommt zu Besuch, oder es geht auf Besuch zu den Großeltern, so jubeln die Kinder. Und wir können oft beobachten, daß besonders die kleinsten Kinder viel zärtlicher an Großmutter oder Großvater hängen als an den eigenen Eltern. Man kann viele Gründe für diesen engen Zusammenhang zwischen erster Jugend und hohem Alter finden. Eltern können sich gar nicht so ausschließlich um ihre Kinder kümmern, wie die Großeltern es um ihre Enkel tun, denn Eltern sind durch Arbeit und alle möglichen Interessen in Anspruch genommen. Die Großeltern aber haben oft schon Feierabend gemacht, und richten nun ihre ganze Liebe auf die Jugend, die heranwächst und ihnen einen Schimmer der eigenen Jugend zurückbringt.

Ein fünfjähriger Junge lachte beim Spielen plötzlich hell und herzhaft auf. Seine Mutter, 35 Jahre alt, fragte ihn, worüber er lache. Er sah sie prüfend an. „Dann schüttelte er den Kopf: „Das verstehst du doch nicht, dazu bist du schon zu alt!" Aber bei seiner 70jährigen Großmutter setzt er ein unmittelbares und völliges Verständnis voraus, und er hat recht damit; bei der Großmutter sind wirklich keine langen Erklärungen nötig, sie begreift das, was das Enkelkind meint, fast instinktiv, sie versteht seine Anschauungsweise und kann sich auf das heiße mit ihm unterhalten. Wenige Mütter können so lieb und geduldig mit ihrem Kinde spielen wie eine zärtliche alte Großmutter, die immer Zeit hat, die beim Spielen nie zugleich an hundert andere Dinge denkt, die nie zerstreut ist, wenn man sie fragt, sondern die das Kind und seine Anliegen so ernst nimmt, wie diese kleinen Wesen genommen werden wollen.

Großmutter und Großvater können vielleicht nicht mehr mit den Kleinen herumtoben, dafür aber können sie herrliche Geschichten erzählen und lesen mit nimmer ermüdender Geduld die Geschichtenbücher immer wieder von vorn vor. Sie wissen die herrlichsten Lieder und Reime, die die Kinder mit Begeisterung von ihnen lernen. Nein, bei Großmutter langweilt man sich niemals!

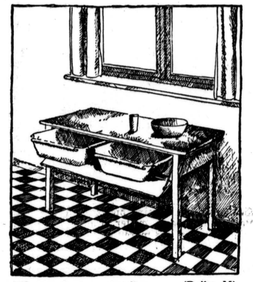
Auf der andern Seite sehen wir immer wieder, daß die Großeltern in der Anhänglichkeit der Enkelkinder die schönste Zeit ihres ganzen Daseins erleben. Die alten Augen strahlen so beglückt, daß man greifbar vor sich sieht, wieviel Inhalt und Freude ihrem Leben durch diese kleinen Geschöpfe gegeben wird. Sie fühlen sich nicht mehr überflüssig und ausgeschaltet, wenn Enkelkinder zu ihren Füßen spielen und mit allen Fragen und Kümmernissen mit allen Freuden und Entdeckungen zu ihnen kommen. Jede Frau und jeder Mann sollen deshalb ihre Kinder zur Liebe zu den Großeltern erziehen: sie beglücken dadurch das Alter mit dem köstlichsten Geschenk.

Den Großeltern aber ist nicht genug anzuraten, die Gesellschaft der Jüngsten zu suchen. In dem Zusammensein mit dieser frischen, aufnahmefähigen Jugend wird das eigene Leben reich und hell, die Stunden verfliegen, man vergißt Schwäche und Alter.

Nie sollte man ein Wort vergessen, das einmal in einer Straßenbahn eine alte runzelige Frau zu einem ganz jungen Mädchen sagte, das ihr freundlich den Platz überließ; die Alte betrachtete lange das junge Mädchen, dann sagte sie mit einem unbeschreiblich gütigen Lächeln: „Sie sind sehr freundlich zu mir. Ich wünsche Ihnen, daß Sie auch einmal so eine glückliche Großmutter werden, wie ich es bin!" Es klang fast, als ginge die gute Fee aus dem Märchen an einem vorüber. Das junge Mädchen wird vielleicht erst in einem viel späteren Alter begreifen, welche Fülle des Glücks in diesem Wunsche lag. Alte Leute, die keine leiblichen Enkelkinder haben, sollten immer versuchen, kleine Kinder um sich zu sammeln; sie können den Kleinen manche frohe und glückliche Stunde bereiten und empfangen reichen Lohn dafür.

O. W.

Eine immer aufgeräumte Küche



Geschirr bequem abstellen (Deike M)

Ein Abwaschtisch mit fließendem kalten und warmen Wasser ist nicht in jeder Küche angebracht. Will man darauf verzichten, einen eigenen Abwaschtisch vom Tischler anfertigen und die Wand montieren, die Rohre von der Wasserleitung zur Abwaschstelle hinleiten zu lassen, so ist immer wieder der doppelt brauchbare Tisch unserer Abbildung zu rühmen: er ist ein Arbeits- und Spültisch zugleich, er hat auch die wohltätige Eigenschaft, durch seine einschiebbaren Wannen, gebrauchtes Geschirr den Blicken zu entziehen und — er ist transportabel, mitnehmbar bei jedem Umzug, ohne Wunden in Wände gerissen zu haben, die zu heilen wir verpflichtet sind.

Kartoffeln auf den Abendtisch

Die Kartoffel gestattet eine so vielseitige Zubereitung, daß sie tatsächlich nicht nur auf dem Mittagtisch, sondern auch auf dem Abendbrottisch das Brot etwas zurückdrängen kann. Diese Konkurrenz der Kartoffel hat schon früher das Brot vom Mittagtisch auch dort verdrängt, wo man die Kartoffel nicht in so großen Mengen erntete.

Allmählich erobert sie sich aber auch den Abendtisch und hilft den Verbrauch von Brot und Kartoffeln in das richtige Verhältnis der deutschen Erntemengen zu bringen.

Vielen Hausfrauen sind außer Bratkartoffeln und Kartoffelsalat kaum weitere Kartoffelgerichte bekannt. Das vom Reichsausschuß für volkswirtschaftliche Aufklärung (Berlin W 9) in Verbindung mit der Reichsfrauenführung herausgegebene Heft: „Was essen wir heute zum Abendbrot" verzeichnet eine erstaunliche Fülle von Kartoffelgerichten. Da gibt es Heringskartoffeln, Buttermilchkartoffeln, Tomatenkartoffeln, Gurkenkartoffeln, Röstkartoffeln, Weißkrautkartoffeln, Birnenkartoffeln usw. usw., so daß die Hausfrau wochenlang ohne Wiederholung Kartoffelgerichte auf den Abendbrottisch bringen kann. Diese Gerichte sind auch deshalb besonders beliebt, weil sie entweder eine gute Reiseverwertung ermöglichen oder sich sehr schnell zubereiten lassen. Aus der Fülle der Kartoffelgerichte seien hier nur einige wenige bekannt gemacht.

Apfel- und Kartoffeln: Nackenlanger wird eine gleiche Menge von Kartoffeln und Aepfeln gekocht und sodann zusammengetan. Dann werden einige kleine Speckwürfel, mit Zwiebel gebräunt, dahergegeben und mit Salz und Zucker abgeschmeckt.

Heringskartoffeln: Die gargekochten Kartoffeln werden abgepellt und in Scheiben geschnitten, dann werden Zwiebeln in etwas Fett gedämpft und etwas Mehl, Wasser, Salz, Pfeffer und Essig dazugetan. Sobald es kocht, kommt der feingehackte Hering dazu. Zuletzt werden die Kartoffeln beigegeben und das Ganze noch einmal zusammen gekocht. Mit etwas Milch kann das Gericht noch verfeinert werden.

Schlesische Kartoffelklöße: Die in der Schale gekochten Kartoffeln werden abgepellt und gerieben. Zu dem Brei von 1 kg Kartoffeln wird ein Ei gegeben und mit Mehl ein fester Teig geknetet. Der Teig wird zu einer langen armdicken Wurst ausgerollt, in faustgroße Stücke geteilt und möglichst bald in kochendem Salzwasser gekocht. Bleiben die Klöße ungekocht auch nur einige Zeit liegen, zerfallen sie leicht beim Kochen.

Pommersche Kartoffelpuffer: Die roh geschälten Kartoffeln werden gerieben; nur ein Teil des Wassers wird abgegossen, ein Ei dazu geschlagen, eine Zwiebel daran gerieben und ein gehäufter Löffel Mehl beigefügt. Auch etwas Milch oder Sahne ist erwünscht. In heißem Fett werden dann bleistiftdicke Puffer schön hellbraun gebacken und mit Zucker bestreut auf den Tisch gebracht.

J. B.

Schluß mit der 10-Minuten-Küche

In den Nachkriegsjahren war es Mode geworden, die Hausfrau von ihrem „Arbeitsjoch", dem Haushalt, immer mehr und mehr zu befreien". Man konnte sich gar nicht genug tun, ihr alle „lästige Arbeit" abzunehmen. Natürlich wurde dabei auch allerlei Gutes geschaffen, und diese Erneuerung im Geiste der Hauswirtschaft war gewiß notwendig; man ist aber in manchen Dingen über das Ziel hinausgeschossen! So etwa mit der radikalen Abkürzung der Kochzeiten. Gewiß, es gibt viele Gerichte, die besser nicht so lange gekocht werden, weil nur dann alle Nährwerte erhalten bleiben. Aber die vielfach eingeführte 10-Minuten-Küche als solche ist Unsinn! Man kann noch so sehr von ihr entzückt sein, weil sie bequem und modern ist. Sie bedeutet aber vielfach eine Verschwendung, da sie Nahrungsmittel meist nicht restlos auswertet. Hier einige Beispiele:

Suppenknochen geben bei einmaligem Auskochen nur das Fett und die Aromastoffe ab; sie sehr weichgekocht, eiweißhaltige Leimstoffe aber werden mit den Knochen weggeworfen. Wenn man sie dagegen aber gründlich, und zwar zweimal auskocht, dann erhält man eigentlich erst alles, was in ihnen steckt!

Jede Mehlschwitze wird infolge der starken Quellfähigkeit des Mehls vom langen Kochen oder Stehen dick. Wird aber die Mehlschwitze von Suppen, Suppen oder dergleichen nach dem Aufgießen nur noch ganz kurz gekocht, so ist der Mehlkleber noch nicht restlos erschlossen und dicht daher auch weniger aus. Mehlschwitzen, wie auch lagierte Suppen usw., müssen also mindestens eine halbe Stunde durchkochen. Zehn Minuten wären Verschwendung!

Auch Leguminosen, wie Erbsen, Bohnenkerne und Linsen, dürfen nicht nur eben weich sein, sondern müssen wirklich erschlossen werden! Das gleiche gilt von Haferflocken. Wenn beim Durchdrücken im Sieb noch ein größerer Rückstand bleibt, sind sie unbedingt zu wenig gekocht. Gerade der Rückstand aber, nämlich die eiweißreichen Schalen und Häutchen, sind das Wertvollste daran!

Verschwendung ist auch ein nicht völlig durchgebackener Kuchen. Er gibt zu wenig aus, da er nicht genügend aufgegangen ist. Speckstreifen im Kuchen sind sogar ungenießbar und werden weggeworfen oder aber lebiglich „vertilgt".

Bartes Fleisch, ungenügend gekochtes Gemüse, nicht weichgekochter und daher zu wenig gequollener Reis oder Grieß zeugen von derselben Hast der Zubereitung.

Es gibt natürlich auch Speisen, die nur kürzeste Kochzeiten vertragen, wie Leber, Filetbraten, Mürbeteig, Schaumgerichte (Soufflees) und ähnliches, aber man soll nicht ohne Einblick in ein gutes Kochbuch 10-Minuten-Gerichte riskieren. In den Rezeptendervom Reichsausschuß für Volkswirtschaftliche Aufklärung (Berlin W 9) herausgegebenen Schriftenreihe der praktischen Hausfrau sind z. B. die Kurzgerichte als solche immer besonders gekennzeichnet.

Wohin mit den Blumen?

Wo bringe ich nur meine Blumen unter?! Das ist der Stoßseufzer mancher Blumenliebhaberin, wenn die kalte Jahreszeit beginnt. Denn nicht jeder besitzt einen Wintergarten, dessen mäßige Temperatur den Blumen darin gerade zusagt. Aber auch ein nicht überheiztes Zimmer mag für viele Blumen noch zuträglich sein. Da wollen wir uns eines der Fenster für die Unterbringung der Blumentöpfe reservieren, und dieses Fenster nicht zum Lüften benutzen.

Die üblichen Kakteenbrettchen kennen wir — neu sind die kleinen Etageren aus Blech mit einem kleinen Drahtgitter, die in bunten Farben lackiert sind. Sie hängen an einem einzigen Nagel schon fest, sehen reizend aus. Nicht neu, doch praktisch sind die größeren Drahtkörbe, in die man einen Untersatz stellt, damit kein Wasser tropfen kann.

Licht für unsere Blumen (Deike M)

Unsere Zeichnung zeigt, wie man in hübscher Weise seine Pflanzen unterbringen kann. Voraussetzung ist allerdings, daß während des Winters das Fenster geschlossen bleibt, wir rechnen damit, daß das Zimmer noch andere Fenster oder Lüftungsmöglichkeiten besitzt. Durch die Tiefe des Fensterbrettes entstehen bei jedem Fenster kleine Seitenwände, die herrlich zur Anbringung unserer oben erwähnten Etagerchen geeignet sind. Auf das Fensterbrett selbst stellen wir die kleinsten Blumentöpfe, damit für größere davor genügend Licht verbleibt. Wir verbreitern das Fensterbrett, indem wir noch eine Blumenbank davor anbringen (die man in einem größeren Eisenwarengeschäft kaufen kann) und rechts und links davon je einen hübschen Drahtkorb. In den unteren besonders großen Topfe hineinkommen. So ist jede Pflanze hübsch untergebracht.

Wir bitten zum Tee

und decken den Tisch mit feuerfestem Glasgeschirr

Die Hersteller von Waren aus feuerfestem Glas geben als besonderen Vorteil an, daß die Hausfrau im gleichen Geschirr, in dem sie kocht, die Speisen auf den Tisch bringen kann. Nicht in jedem Falle können wir, die wir nun tatsächlich am Kochtopf stehen und unsere Erfahrungen machen, diesen Vorteil bejahen: es kommt ganz darauf an, was man kocht. Aber indem wir das eine ablehnen, wird uns der Vorteil des anderen klarer bewußt, und wir sind zur Gefolgschaft bereit, ohne Ueberredungskünste, allein aus eigener Erkenntnis.

Bei Schmorgerichten zum Beispiel, denen ein zerührtes Mehl beigegeben wird, bei mit Fleisch zusammengekochten Gemüsegerichten, die mit einer Mehlschwitze verkocht werden, wird die Hausfrau zum Schluß das Kochgut nur zu gern umfüllen und in einer sauberen Schüssel auftragen wollen, denn der Kochtopf, an dem man so mancherlei Handhabungen vorgenommen hat, ist dann nicht mehr so ansehnlich, auch wenn man ihn mit einem sauberen Tuch ein bißchen herausputzt, daß er mit Anstand bei Tische paradieren kann. Nachteilig ist auch, daß auf der Herdplatte der Kochtopf so heiß geworden ist, daß er nur mit einem Untersatz oder mit einer Serviette umbunden — Halsumschlag! sagt jeder Ehemann — herumgereicht werden kann.

Dagegen sind alle Dünstspeisen ebenso wie die Unzahl der Lecker- und Aufläufe, die unseren Küchenzettel auf billige Weise so vorbildlich bereichern, die aber nur schön wirken, wenn sie mit unverletzter Kruste und so, wie sie draußen in der Küche garniert wurden — manchmal ein aus mehreren Lagen kunstvoll übereinander geschichteter Bau — aufgetragen werden, vorzüglich dazu geeignet, in einer feuerfesten Glasform oder -pfanne bereitet zu werden. Wegen ihrer Durchsichtigkeit ist auch die Napfkuchenform aus Glas, die eine genaue Kontrolle des im Werden begriffenen Kuchens ermöglicht, der Hausfrau eine wertvolle Hilfe.

All dieg Für und Wider erörtern wir aber in der Hauptsache deswegen, um dem Reiz eines gläsernen Teeservices volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dem wir ungemischten Beifall zollen. Die Tassen, dünnwandige, niedrige, zerbrechliche Schalen, die völlig so kärglich-spröder Grazie so hinreißend einfaches Gebrauchsgut zu schaffen, das Sahnekännchen hat einen zierlichen Henkel und mündet in einem so winzigen Schnabel, daß man verdutzt dem Fluß der Milch zuschaut: aber siehe da, auch hier haben behutsam schaffende Hände einen Kannenausguß von überzeugender Brauchbarkeit geschaffen, nichts tropft, nichts kleckt, nirgends braucht ein Schmetterling als Tropfenfänger angebracht zu werden. Und golden schimmert der Tee in der bauchigen Kanne.

Ilse Deike.

Gerade für den Tee ist Geschirr aus feuerfestem Glas reizvoll. Schönes Leinen, eine Vase voll Blumen nimmt dem gedeckten Tisch seine Nüchternheit. (Deike M)

Ursprung des Kinos

Wenn heute von Vorläufern des Kinos die Rede ist, so denken wir fast immer nur an die Laterna magica, die Zauberlaterne, die in den Zeiten unserer Großeltern bei der Vorführung im Familienkreis das Entzücken von jung und alt gewesen ist und in ihrer Entwicklung während des vorigen Jahrhunderts die auseinanderfolgenden Kulturströmungen widerspiegelte. Über die Vorgeschichte des Kinos führt viel weiter zurück. Schon in der Antike gab es, wie Dora Hansmann in einem Aufsatz der Oktobernummer von „Westermanns Monatsheften" ausführt, Mittel, die Wirkungen des Hohlspiegels so zu benutzen, daß Götter und Geister auf Altären erscheinen; die Heliostaten Herons von Alexandria bringen auf diesem Gebiet erstaunliche Wirkungen hervor, und die Menschen der alten Zeit mögen vor solchen Erscheinungen gezittert haben, wie es 19 Jahrhunderte später geschah, als Pepper auf offener Bühne Geister zitierte und ihnen leibhaftige bewaffnete Schauspieler entgegenschickte, denen gegenüber sie sich als hieb- und stichfest erwiesen. Die Schreckgestalten wuchsen höher und höher, so daß dem Publikum, wie den Schauspielern, die oft selbst nicht eingeweiht waren, die Haare zu Berge standen, da sie nicht wußten, daß diese Gespenster, in Laken gehüllt, durchaus greifbar und verwundbar, einen Stock tiefer vor der magischen Laterne vorüberwandelten und durch eine mächtige schräg gestellte Glasscheibe zur Bühne hinaufgespiegelt wurden. Durch zwanzig Jahrhunderte war so der gleiche Trick wirksam.

Im Jahre 1000 wird die Camera obscura von dem Araber Abn al Haitan beschrieben. Man hatte entdeckt, daß in einem dunklen Zimmer Gegenstände, die draußen waren und deren Reflexe durch eine sehr kleine Oeffnung hineingeleitet wurden, auf der Rückwand als umgekehrte Bild erschienen. Was also in der Dunkelkammer bestaunt werden sollte, mußte außerhalb wirklich dargestellt werden. Man ließ Szenen erscheinen, wie Festgelage, denen die Strafe auf dem Fuße folgte, indem Teufel den Verführer in den Höllenrachen zogen, es war auch einfach, Rüpel in Bocksfelle zu nähen, ihnen Klauen, Schwänze und Hörner anzuhängen und den „greulichen Reigen" aufführen zu lassen. Jahrhunderte lang hat die Wunderlaterne hauptsächlich dazu gedient, die Menschen in Schrecken zu versetzen; es waren wenige, die die Mittel dazu in der Hand hielten und eine Geheimwissenschaft daraus machten, deren Kenntnis unter den Wissenden ängstlich gehütet wurde.

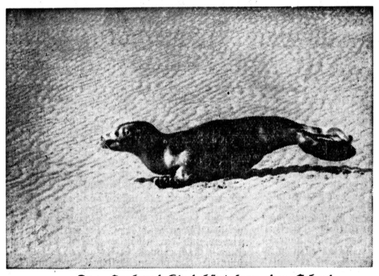
Im 16. Jahrhundert erfand Athanasius Kircher aus Fulda die transportable Laterna magica, die er an die Stelle der dunklen Stube setzte. Als der durch den Dreißigjährigen Krieg vertriebene Mann 1646 in Rom sein Buch „Ars magna lucis et umbrae" schrieb, war der erste Projektionsapparat, der Ahne unseres Kinos geboren. Auch dieser Gelehrte benutzte seine Erfindung dazu, seine Umgebung zittern zu machen. Als eines Abends seine Freunde beisammen saßen, erschienen auf den Fenstern, die damals noch mit Papier bespannt waren, Gestalten, die sich bewegten, verschwanden und wieder auftauchten. Kircher projizierte sie von seinem eigenen Fenster aus, das schräg gegenüber lag, und versetzte so seine Bekannten in furchtbare Aufregung. Er selbst erzählt, daß er die Kreuzigung Christi „aufs Genaueste dargestellt" gesehen habe, und „ein trefflicher Weiskünstler hat alle Kaiser von Julius Caesar bis Karl V. leibhaftig fürgestellt, daß sämtliche Teilnehmer an Schwarzkunst glaubten". Man weiß nicht genau, wie diese Vorstellungen, für die nur die Laterna magica in Betracht zu kommen scheint, entfunden sind.

Ein weiterer großer Schritt wurde getan, als man sich nicht mehr auf das helle Sonnenlicht beschränkte, sondern darauf kam, der Laterna ein Kunstlicht einzubauen. Kircher selbst kam noch nicht so weit, obwohl davon berichtet wird, daß er eine Fliege auf eine Glasplatte mit Honig geklebt habe, die in ihrer ungeheuerlichen Größe die Zuschauer in Schrecken versetzte, ebenso wie ein Hampelmann, dessen Schattenbild er in Zuckungen geraten ließ. Weiter wird aus diesem Kreise erzählt, daß ein „Kunstfreund" eine Vorführung seiner ganzen Chinagreise veranstaltet habe, womit wir also die Nachricht von dem ersten Lichtbildervortrag, der im Jahre 1653 stattgefunden hat, empfangen.

Der richtige und der falsche Seehund

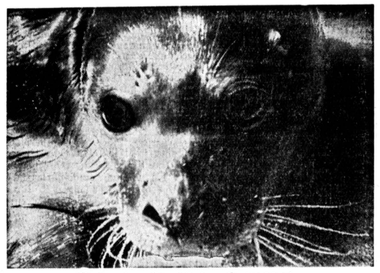
Auch dieses Seehund-Kind weiß gut:
Am besten ist's in Mutters Hut!
Es zupft an ihren Schnurrbarthaaren
Und weiß von List nichts und Gefahren.

Denn daß nur irgend in der Welt
Ein Mensch sich wie ein Seehund hält,
Mit Rufen lockt, sich wälzt im Sand —
Wem wurde je sowas bekannt?

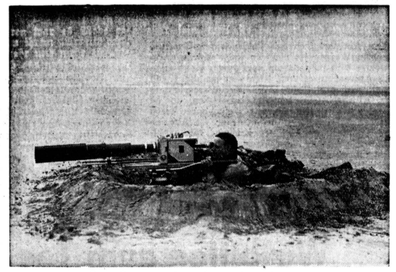


Das Seehund-Kind hört fern den Schrei,
Neugierig hoppelt es herbei;
Auch diese Sandbank forsch zu nehmen,
Wird sich's mit plumpem Sprung bequemen.

Doch jetzo ahnt es wohl die List:
Ob dieses „Tier" ein Seehund ist?
Die „Flossen" sind entsetzlich lang,
Doch scheint's nicht böse! Gott sei Dank!



Unter des Streichelns Lieblichkeit
Erhöht sich die Vertraulichkeit.
Ein prächt'ges Angelicht, fühwahr!
(Des richt'gen Seehunds, das ist klar!)



Die Kamera hat ihren Stand
Seitab in einer Burg von Sand.
Der falsche „Film-Seehund" im Dreck
War also Mittel nur zum Zweck!

Lk.

(6 Photos: Dr. Schulz / Aus einem Kulturfilm der Ufa)

Sven Gustavson wird nicht Sven Garbo

Greta Garbos Bruder lebt davon, daß er nicht filmt — Der seltsamste Filmvertrag von Hollywood

Im Telephonbuch von Stockholm findet man unter den Teilnehmern einen Herrn Ingenieur Sven Gustafyon verzeichnet, einen Herrn, mit dem es, wie ein schwedischer Journalist ausplaudert, eine ganz besondere Bewandtnis hat. Herr Gustavson lebt nämlich seit Jahren recht gut davon, daß er — nicht filmt. Das klingt etwas sonderbar, denn wenn es tatsächlich eine einbringliche Beschäftigung ist, nicht zu filmen, dann würde sich ja für viele Millionen Menschen der Weg zum Wohlstand erschließen. Hier muß man einschalten, daß Herr Sven Gustavson wohl der einzige Mensch auf der Welt ist, der aus der Tatsache, daß er jedes Filmangebot abweist, Kapital schlägt. Er ist nämlich der Bruder der großen schwedischen Filmdarstellerin, des Wetlieblings Greta Garbo, die bekanntlich mit ihrem bürgerlichen Namen Gustavson heißt.

Die wenigsten Verehrer der göttlichen Garbo wissen, daß die große Künstlerin einen Bruder hat. Und doch hätte auch Sven Gustavson um ein Haar die Leiter zum Filmruhm bestiegen. Er war vor einigen Jahren auf den Gedanken gekommen, in Anbetracht der Erfolge seiner weltberühmten Schwester, ebenfalls sein Glück beim Film zu versuchen. Verlockt durch seine Verwandtschaft mit der größten Filmschauspielerin unserer Zeit, hatte ihm eine kleine schwedische Gesellschaft eine Filmrolle angeboten, die er unter dem Namen Sven Garbo spielen sollte. Zu diesem beabsichtigten Debüt des Herrn Gustafyon-Garbo war auch eine Delegation aus Hollywood erschienen, Sachverständige der großen Produktionsgesellschaft, bei der die Garbo tätig ist. Man sagte sich auch in Amerika, es könnte unter Umständen ein bervorragende Idee sein, den Bruder der Garbo nach Hollywood engagieren. Man bedenke, was für eine Weltsensation das geworden wäre, wenn auf einmal das leibhaftige Geschwisterpaar zusammen auf der Leinwand erschienen wäre! Wenn sich Herr Gustafyon auch nur ein klein bischen eianete, mußte ein Bombengeschäft dabei herauskommen.

Aber die erste Rolle des jungen Sven Gustafyon war auch zugleich seine letzte. Er, der Darsteller, des Wetlieblings Greta Garbo, die bekanntlich mit ihrem bürgerlichen Namen Gustafyon heißt.

Die wenigsten Verehrer der göttlichen Garbo wissen, daß die große Künstlerin einen Bruder hat. Und doch hätte auch Sven Gustafyon um ein Haar die Leiter zum Filmruhm bestiegen. Er war vor einigen Jahren auf den Gedanken gekommen, in Anbetracht der Erfolge seiner weltberühmten Schwester, ebenfalls sein Glück beim Film zu versuchen. Verlockt durch seine Verwandtschaft mit der größten Filmschauspielerin unserer Zeit, hatte ihm eine kleine schwedische Gesellschaft eine Filmrolle angeboten, die er unter dem Namen Sven Garbo spielen sollte. Zu diesem beabsichtigten Debüt des Herrn Gustafyon-Garbo war auch eine Delegation aus Hollywood erschienen, Sachverständige der großen Produktionsgesellschaft, bei der die Garbo tätig ist. Man sagte sich auch in Amerika, es könnte unter Umständen ein bervorragende Idee sein, den Bruder der Garbo nach Hollywood engagieren. Man bedenke, was für eine Weltsensation das geworden wäre, wenn auf einmal das leibhaftige Geschwisterpaar zusammen auf der Leinwand erschienen wäre! Wenn sich Herr Gustafyon auch nur ein klein bischen eianete, mußte ein Bombengeschäft dabei herauskommen.

Aber die erste Rolle des jungen Sven Gustafyon war auch zugleich seine letzte. Er, der Darsteller, des Wetlieblings Greta Garbo, die bekanntlich mit ihrem bürgerlichen Namen Gustafyon heißt.

Die wenigsten Verehrer der göttlichen Garbo wissen, daß die große Künstlerin einen Bruder hat. Und doch hätte auch Sven Gustafyon um ein Haar die Leiter zum Filmruhm bestiegen. Er war vor einigen Jahren auf den Gedanken gekommen, in Anbetracht der Erfolge seiner weltberühmten Schwester, ebenfalls sein Glück beim Film zu versuchen. Verlockt durch seine Verwandtschaft mit der größten Filmschauspielerin unserer Zeit, hatte ihm eine kleine schwedische Gesellschaft eine Filmrolle angeboten, die er unter dem Namen Sven Garbo spielen sollte. Zu diesem beabsichtigten Debüt des Herrn Gustafyon-Garbo war auch eine Delegation aus Hollywood erschienen, Sachverständige der großen Produktionsgesellschaft, bei der die Garbo tätig ist. Man sagte sich auch in Amerika, es könnte unter Umständen ein bervorragende Idee sein, den Bruder der Garbo nach Hollywood engagieren. Man bedenke, was für eine Weltsensation das geworden wäre, wenn auf einmal das leibhaftige Geschwisterpaar zusammen auf der Leinwand erschienen wäre! Wenn sich Herr Gustafyon auch nur ein klein bischen eianete, mußte ein Bombengeschäft dabei herauskommen.

Aber die erste Rolle des jungen Sven Gustafyon war auch zugleich seine letzte. Er, der Darsteller, des Wetlieblings Greta Garbo, die bekanntlich mit ihrem bürgerlichen Namen Gustafyon heißt.

Haus, Hof und Garten

Das Nachbarrecht im Garten

Wer haftet für den Zaun? – Bäume an der Grenze — Verträglich sein!

Das alte Wort: „Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt", paßt nirgends besser, als bei Gartennachbarn. Gerade in zusammenhängenden Gärten und Siedlungen sind die Nachbarn in mannigfacher Weise aufeinander angewiesen. Doppelt schwer hat es deshalb der Siedler oder Gartenbesitzer, der links, rechts oder auf der Rückseite einen rechthaberischen, unverträglichen, immer auf sein „Recht" pochenden oder gar bosshaften und schadenfrohen Nachbarn hat, wie es deren leider auch in unserer Zeit noch gibt. Ein solcher Nachbar stellt oft die kleinlichsten und unsinnigsten Forderungen, droht mit Prozessen oder leitet sie sogar ein. Erfahrene Siedler und Gartenbesitzer wollen wissen, daß solche Kleinigkeitskrämer und Rechthaber am ehesten zu kurieren seien, wenn man sich ihnen gegenüber auf den gleichen Standpunkt des unbedingten Rechtes stellt, falls es nicht gelingen will, mit ihnen in friedlicher Verständigung auszukommen.

Die meisten Auseinandersetzungen erfolgen wegen der Grenze und der Grenzeinfriedigungen. Deshalb seien hier diese Rechte einmal genauer besprochen. Hat ein Garteneigentümer sein Grundstück mit einem Zaun umgeben, so ist der links anbauende Nachbar, der sein Grundstück einzäunt, verpflichtet, kernerhin den linken Zaun des Nachbarn zu unterhalten und gegebenenfalls zu erneuern. Dagegen kann der erste Hersteller des Zaunes vom Nachbarn keine Entschädigung für Aufbau des Zaunes verlangen. Bei Zäunen an der Hinterfront sind alle daran angrenzenden Nachbarn zur Unterhaltung verpflichtet, doch kann wiederum der erste Hersteller des Zaunes von den Nachbarn keine Entschädigung für die Herstellung des Zaunes fordern. Am leichtesten kann der Käufer eines Grundstücks solchen Zaunstreitigkeiten aus dem Wege gehen, wenn er die Frage des Zaunes sogleich beim Grundstückskauf vertraglich festlegen und in das Grundbuch eintragen läßt. Sind Nachbarn durch einen Graben oder Rain geschieden, so muß, falls nicht eine andere Festlegung erfolgt ist, angenommen werden, daß hier ein Gemeinschaftsrecht vorliegt, daß diese Scheidung von beiden Teilen benutzt werden kann, aber auch von beiden Teilen unterhalten werden muß, wenn Unterhaltungskosten notwendig sind.

Mancherlei Streitigkeiten entstehen aus Nachbarsbäumen und Nachbarssträuchern. Bäume müssen so gepflanzt werden, daß sie ein Meter vom Zaun des Nachbarn entfernt sind, beim Anpflanzen von Sträuchern reicht eine Entfernung von einem halben Meter aus. Beschattet ein Baum zu stark des Nachbars Garten, so daß in diesem Schatten Nutzpflanzen nicht mehr gedeihen, so kann dieser Nachbar eine Frist zur Beseitigung der überhängenden Aeste stellen. Wird in dieser Zeit nicht für Abhilfe gesorgt, so kann der geschädigte Nachbar zur Selbsthilfe greifen. Aehnliches gilt von Baumwurzeln, die in den Boden des Nachbarn vordringen sind und dort dem Boden Nährkräfte entziehen. Früchte, die in des Nachbarn Garten hinüber reichen, darf dieser n.. abnehmen wohl aber sind die abfallenden Früchte des Nachbarn Eigentum. Allerdings braucht der Nachbar wiederum nicht zu gestatten, daß der Eigentümer des Baumes zur Abnahme der Früchte den eigenen Garten betritt. Steht ein Baum gerade auf der Grenze, so muß dieser auf Kosten beider Teile entfernt werden, wenn es der eine Nachbar fordert. Sind voraussichtlich die Kosten der Beseitigung des Baumes größer als die Vorteile, die aus der Wegschaffung des Baumes entstehen, so kann der Nachbar, der die Beseitigung nicht gefordert hat, auf sein Recht an dem Baum verzichten. In diesem Falle sind die Kosten allein von dem zu tragen, der auf Beseitigung drängte. Steht ein Fruchtbaum auf der Grenze, so müssen die Früchte geteilt werden.

Vernünftige und verträgliche Menschen werden als Nachbarn sehr gut ohne alle diese gesetzlichen Bestimmungen auskommen, sie werden in allen Fragen einen gütlichen Ausweg finden, das Streiten und Prozessieren überlassen sie den Querulanten und den unheilbar Bosshaften.

Warum zieht der Ofen nicht?

Wenn bei Beginn der kalten Jahreszeit die Zimmeröfen wieder in Betrieb genommen werden, hören sich die Klagen über schlechtes Arbeiten der Brennstätten. Entweder wird der Ofen nicht warm und raucht, oder aber er verschlingt eine Unmenge Brennstoff und erfüllt seine Pflicht als Dauerbrenner nicht. Zwar wird in den meisten Fällen den Oefen die Schuld hierfür gegeben, das ist aber nur bedingt richtig, nämlich immer dann, wenn der Wohnungsinhaber es versäumt hat, während der Sommermonate die Heizstellen einer gründlichen Säuberung zu unterziehen. Bleibt diese aus, so setzen sich die Asche in den Oefen mit Ruß und Flugasche zu und verhindern den Abzug der Verbrennungsgase. Oftmals erfährt ein Ofen auch dadurch eine Betriebsstörung, daß das vom Abzug zum Schornstein aeführte Rohr durch zwischengesetzte Rohrstücke zu hartenähnlichen Gebilden verlängert wird, weil der Besitzer glaubt, die mit den Gasen in den Schornstein abziehende Wärme auf diese Weise besser ausnutzen zu können. Der erwartete Erfolg bleibt aus und verkehrt sich in eine Verschlechterung der Heizanlage.

Die Ursache hierfür liegt darin, daß sich die Abgase auf dem langen Weg durch das Rohr so stark abkühlen, daß sie beim Eintritt in den Schornstein nicht mehr genügend Auftrieb besitzen. Der Wohnungsinhaber beklagt sich dann darüber, daß der Ofen nicht zieht. Aus jeder Feuerstätte müssen aber die Abgase mit einer dem sparsamen Benutzer hoch erscheinenden Temperatur austreten, um die Feuerung ordnungsgemäß in Gang zu halten. Wird nicht hierfür gesorgt, so kommt es vor, daß die abgekühlten Gase an den Schornsteinwänden sich als Feuchtigkeit niederschlagen und zu einer Versottung der Schornsteine führen, aus der empfindliche Schäden für den Hausbesitzer erwachsen können. Oft treten aber auch dann Klagen über ein schlechtes Arbeiten von Oefen und Herden auf, wenn die Feuerstätten im Innern sorgfältig gereinigt wurden. In solchen Fällen hat der Schornstein schuld. Daß er verschmutzt ist, kann bei der bauvolizeilich vorgeschriebenen Ueberwachung durch den Schornsteinfeger nicht angenommen werden. Wohl aber können die Störungen darauf zurückzuführen sein, daß der Schornstein nicht dicht ist und durch irgendwelche Oeffnungen Nebenluft ansaugt, die eine Verminderung des Zuges bedeuten. Die Undichtigkeit des Schornsteins setzt keineswegs Risse im Mauerwerk voraus. Vielmehr tritt die unerwünschte Nebenluft in der Regel durch schlecht schließende Reinigungsklappen am unteren Ende des Schornsteins ein.

Nicht selten wird der Schornsteinzug in mehrgeschossigen Wohnhäusern dadurch beeinträchtigt, daß irgendeiner der angeschlossenen Zimmeröfen außer Betrieb ist und nicht geschlossen wurde. Der richtige Zug eines Ofens und des damit verbundenen Schornsteins läßt sich in einfacher Weise durch die sogenannte Kerzenprobe ermitteln. Man hält eine brennende Kerze vor die geöffnete Ofentür und beobachtet die Ablenkung der Kerzenflamme aus ihrer senkrechten Stellung. Wird die Flamme nur wenig zur Seite gelenkt, ist der Ofenzug schlecht, also der Ofen oder der Schornstein nicht in Ordnung. Bei gutem Zug muß die Kerzenflamme in eine stark schiefe Lage umgelenkt werden, darf aber nicht zum Erlöschen kommen. Tritt letzteres ein, so ist der Schornsteinzug zu stark und damit eine Brennstoffverschwendung verbunden. In diesem Falle muß der Zug des Ofens durch die richte Stellung der im Rauchrohr vorhandenen Drosselklappe vermindert werden. Fehlen derartige Regulierungsmöglichkeiten, muß sie nachträglicher Einbau oder eine entsprechende Zugverminderung im Schornstein durch fachkundige Hand vorgenommen werden. Da ein wesentliches Teil unserer Kohlenförderung im Hausbrand verbraucht wird, und da außerdem im Hausbrand überwiegend Holz zur Verfeuerung gelangt, haben alle Maßnahmen zur wirtschaftlichen Verwendung der Brennstoffe volkswirtschaftliche Bedeutung.

Soll sich der Teig für Kartoffelpuffer nicht dunkel färben, so gebe man etwas Zitronensaft an. Er macht gleichzeitig die Puffer schmackhafter.

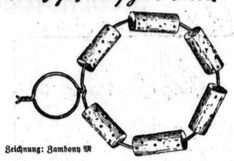
Rosinen sinken im Tuchenteich nicht nach unten, wenn sie vorher in gefeuchtetem Zustande in Mehl gewälzt worden sind.

Hartgekochte Eier können leicht in Scheiben geschnitten werden mit einem Messer, das vorher in kaltes Wasser getaucht wurde.

Das Reinigen von Bratpfannen geschieht am besten mit Salz und sauberem Papier (Altbüchern), nie mit Wasser und Putzmitteln.

Erbsen, Bohnen und Linsen werden, als Hülsenfrüchte gekocht, schneller gar, wenn das nötige Salz erst kurz vor dem Abnehmen vom Feuer zugegeben wird.

Im praktischen Winke

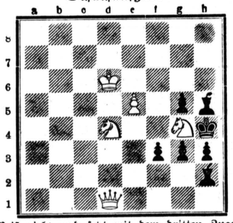


Zeichnung: Zamboni M

Ein Bandband, welches Festigkeit und elastische Weichheit zugleich vereinigt, kann man aus Flaschenkorken herstellen. Die Korken werden entsprechend der Weite des Baumstammes auf einen mittelstarken Draht aufgereiht und um den Baumstamm gelegt. Von Zeit zu Zeit muß allerdings das Band erweitert werden, damit das Dickenwachstum nicht an dieser Stelle gehemmt wird.

Rühl.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (12). Weiß (5): Kd6; Dd1; Sd4 u. g4; Be5. — Schwarz (7): Kh4; Le2 u. h5; Bf3, g3, g5 u. h3.

Silbenwechselrätsel.

Von den 17 Wörtern:
Knaster — Amsel — Rebe — Sago — Widder — Knospe — Pedal — Bohne — Saale — Wandel — Hagel — Linde — Mühe — Enkel — Kammer — Wicke

Buchdruck

ist die erste Silbe zu streichen und dann durch eine der nachfolgenden zu ersetzen:

Ab — Chi — Ei — Gin — Han — In — Min — Nan — No — Num — On — Ri — Sven — Spit — Tie — To — Trau

Nach der Neuzusammenstellung müssen die Anfangsbuchstaben dieser Wörter, vereinigt, eine Naturerscheinung nördlicher Länder nennen.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel.

Waagerecht und senkrecht: 1. Bewohner einer ostdeutschen Stadt, 2. Teilzahlung, 3. kleiner Behälter, 4. Name für das polnische Parlament, 5. homerischer Held, 6. Aschenkrug, 7. weiblicher Vorname, 8. besondere Art von Verbindung mehrerer Staaten, 9. falsche Fährte, 10. weiblicher Vorname, 11. Pelzart, 12. militärische Truppe, 13. Halbaffe, 14. Fluß in Italien.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 Ort in Oberbayern
2 4 7 8 2 6 italienische Insel
3 4 6 2 6 4 männlicher Personenname
4 6 7 8 4 6 Stadt in der Provinz Sachsen
5 2 4 6 1 Pelzart
6 1 3 2 4 3 Insekt
7 2 5 3 5 3 große Rosine
8 3 5 3 Göttin

Homonym.

Ein gutes Stück ward gut gefwielt
Und Beifall allerseits erzielt:
Da kam es häufig vor.
Im Kaffeekränzchen ward erzählt,
Was andre hier und da gefehlt:
Da klang es auch ans Ohr.

Silbenrätsel.

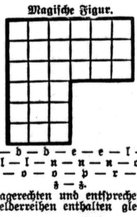
Aus den 41 Silben:
a — a — bo — ban — be — bo — e — e
en — er — fur — ge — gi — gout — ho
— ka — ke — ker — ne — now — o —
or — paß — pho — ra — ra — ra
ram — rat — ro — sang — sap —
sche — sel — ses — ster — ti — tu — ul
win — za

sind 16 Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Herbstblume, 2. Erzeugnis der Kochkunst, 3. germanischer Heerführer, 4. griechische Dichterin, 5. Stadt in Pommern, 6. Stadt in Holland, 7. Gebirgsstraße in der Schweiz, 8. ägyptischer König, 9. Muse, 10. Kleidungsstück, 11. Berg in Tibet, 12. Baumeister, 13. Blasinstrument, 14. Berg in Armenien, 15. Alpenvorland, 16. Nebenfluß der Bode.

Sind die Wörter richtig gebildet, ergeben deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben ein Zitat von Adolf Wilbrandt.

Magische Figur.



a — a — b — b — e — e — l — l — i
— l — l — n — n — o — o — s —
o — o — o — p — r — r — w
z — z.

Die waagerechten und entsprechenden senkrechten Felderreihen enthalten gleichlautende Wörter.

Bilderrätsel.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Te6—a6, beliebig oder e5—e4; 2. DT5 oder b3×c4 matt.

Streichholzaufgabe:

Silbenrätsel: 1. Dramburg, 2. Elkorte, 3. Esche, 4. Mascagni, 5. Erkenntnis, 6. Nachhut, 7. Scheffield, 8. Capri 9. Hortensie, 10. Ehrgeiz, 11. Novelle. 12. Ertrinkt. 13. Nogat. — Des Menschen Engel ist die Zeit.

Kreuz- und Querworträtsel: Waagerecht und senkrecht: 1. Brei, 2. Rassehund, 3. Este, 4. Ikor. 5a. Trio 5b. Thea. 6. Ruin, 7. Anlaender, 8. Odem, 9. Elle, 10. Anam, 11. Kant. 12. Miba, 13. Tara.

Gleichung: Gut.

Magisches Flügelrätsel: 1. Kreis, 2. Robbe, 3. Bowle, 4. Ifchl.

Zum Waschen und Zum Reinemachen nimm die bewährten Henkelsachen: Persil × Henko × Sil × iMi × ATA

Lebensweisheiten . . .

Sie: „Was suchst du da?"
„Ach, nichts!"
„So? Der Kognak steht in der Speisekammer!"

„Fritz, du hast heute die Mutter geärgert!"
„Ach, Vati, ist nicht so schlimm, sie will bloß von dir bedauert werden!"

Autounfall

Dame zum Schupo: „Der Wagen gehört nicht mir, und ich habe auch keinen Führerschein, also geht mich die Sache eigentlich nichts an."

Ein Verdacht

„Du, Mutti, ist Brüderchen vom Himmel gekommen?"
„Ja, mein Junge!"
„Mutti, ich glaube, sie wollten im Himmel Ruhe haben!"

Grob

„Du bist ja dumm, daß du nicht weißt, wieviel drei mal drei ist!"
„Und ob ich das weiß! Wenn ich dich dahintersetze, kommt neunzig raus!"
(Allg. Wegweiser.)

*

„Sagen Sie meiner Frau um Gottes willen nicht, daß ich ein Lotterielos gekauft habe!"
„Ist sie so sparsam?"
„Nein, aber sie soll nicht wissen, wenn ich etwas gewinne!"

*

„Hat jemand angerufen, Marta?"
„Na Frau Lehmann, der Herr, der immer „falsche Verbindung" sagt, wenn Sie nicht selbst am Apparat sind!"

*

Professor: „Meine Herren! Diese Mischung ist so stark, daß sie, wenn das Experiment mißlingt, uns alle in die Luft sprengen kann. Vielleicht sind Sie so freundlich, etwas näher zu kommen, damit Sie dem Vorgang leichter folgen können!"

*

„Bevor Sie den Suppenteller wegnehmen, Minna, müssen Sie immer fragen, ob die Herrschaften noch Suppe wollen."
„Schön, gnädige Frau!"
Beim nächsten Gastessen: „Wünschen Sie noch Suppe?"
„Na, bitte!"
„Es ist keine mehr da", sagt Minna.

*

Kurt ist neun Jahre alt. Kurt wird erwischt. Beim Zigarettenrauchen. „Schämst du dich nicht, Junge?"
Kurt zuckt die Schultern: „Was soll ich tun, Mama? Seit vier Jahren versuche ich es schon, es mir abzugewöhnen!"
(Fliegende Blätter.)

*

Gretchen sieht Mutter einen herrlichen Pudding ins Krankenzimmer bringen und fragt traurherzig: „Mutti, wenn Willi die Masern fertig hat, kann ich sie dann bekommen?"

*

Eine verspätete Jungfrau, die schon dreißig Lenze zählte, mußte in einem sensationellen Klatschprozeß als Zeugin vor Gericht.

Der Zuhörerraum war überfüllt. Schaudernd erwartete die Zeugin den Moment, wo sie vor den Richtertisch gerufen und gewiß nach ihrem Alter gefragt werden würde. Sie hatte in ihren Freundeskreisen niemals mehr als 24 zugestanden, und nun sollte sie vor Weiblein und Männlein die dreißigjährige Wahrheit bekennen.
„Wie alt?" fragte der Richter.
„Vierundzwanzig!" rief sie mit dem Mut der Verzweiflung.
Der Richter stutzte, denn sie kam ihm gar nicht mehr so frühlingsmäßig vor . . .
„Réaumur oder Celsius?" fragte er lächelnd.
„Réaumur!" lispelte sie errötend.
„Dann stimmt's", fragte er, sich liebenswürdig vor ihr verbeugend.

*

Seemann Nr. 1: „Stör mich nich, ick schreibe an meine Braut!"
Seemann Nr. 2: „Warum schreibste denn so langsam?"
Seemann Nr. 1: „Sie kann nich schnell lesen!"

*

„Letzte Woche versprachst du, ein anderer Mensch zu werden, und heute bist du schon wieder betrunken!"
„Ich bin auch ein anderer Mensch geworden; aber denke nur, welch ein Pech: der andere trinkt auch!"

*

A.: „Ist das ein Freund von Ihnen, der eben fortging?"
B.: „Das weiß ich erst am nächsten Ersten."
A.: „Wieso?"
B.: „Wenn er mir das Geld, das ich ihm geborgt habe, wiedergibt, so ist er mein Freund, tut er es nicht, so ist er ein ganz gemeiner Kerl!"

*

„Na, Kurtchen, der Wievielte bist du denn jetzt in der Klasse?"
„Wenn ich einen raufkomme, der vorletzte."

*

„Waren gnädige Frau auf Ihrer Italienreise auch in Venedig?"
„Ich kann es leider nicht bestimmt sagen, mein Mann besorgte immer die Fahrkarten."

*

„Fräulein Gretchen, in dieser herrlichen Landschaft sind Sie die schönste Blüte."
„Ich weiß, und Sie, junger Mann, passen ganz wunderbar in diese grüne Umgebung."
(Allg. Wegweiser.)

Wenn der Porträtmaler in schlechter Laune ist . . .

. . . und in guter!

(Söndagsn.)

Togal gegen Ischias

Togal ist hervorragend bewährt bei:
Rheuma, Gicht, Ischias | Hexenschuß, Nerven- und Kopfschmerzen, Grippe/Erkältungen

Togal lindert nicht nur die Schmerzen, sondern beseitigt auch Krankheitsstoffe. Es löst die Harnsäure u. ist unschädlich. Ärzte u. Kliniken bestätigen immer wieder die gute Wirkung des Togal. Ein Versuch lohnt! Verlangen Sie ausdrücklich Togal – es gibt keinen Togal-Ersatz!

M 1.29 In allen Apotheken

Seit fast 100 Jahren kaufen Hunderttausende ihre **Herren- und Damenstoffe** nach unserer großen Kollektion (über 1000 Originalmuster). Auch einfarbige Waschstoffe, Teppiche, Brücken Bettumrandungen und Vorlagen sowie Steppdecken. Verlangen Sie kostenlos Bemusterung unter Angabe des Verwendungszweckes. Saisonpreislisten anfordern! **W. Michovius** Cottbus 1398 Seit 1843 Lieferant zahlreicher Uniformstoffe

Billige Bücher! 68 soll. Kat.-ges. a. Anfr. Fritz Koch Nachf. Buchh., München Theatinerhause 17/0.

Nähmaschinen? Bei **Ritter** antragen! Paderborn Dom gegenüber

Inserieren bringt Gewinn

Heiraten

Mittl. Landwirt, 34 Mg. gr. schuldenfr. Eigentum, 35 J. alt, 1,70 gr., schl., dkl., r., gute Berg., wünscht d. Bek. eines n., schl., dkl. o. schw. Mädchens, im Alt. von 23–28 J., mögl. d. Lande u. kath. zwecks baldiger

Heirat

Gebildetes muß gut d. Haush. führen können. Wäsche u. Möbelausst. erw. Verschw. Ehrens. Ausführl. Angeb. m. Bild a. d. Geschäftsst. d. Weltf. Volksbl. in Minden, Ruthenstr. 20

Lehrer, 40 Jahre, wünscht anpassungsfähige, herzensgute, solide, hausw. tücht., gesunde, gut aussehende Dame m. tadelloser Vergg. zwecks

Heirat

kennenzul. Verm. nicht Bedg. Ausf. Bildoff. unt. Nr. 7/186 an „Der 7 Tag", Paderborn

Bitte deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten.

Katholische Eheanbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. ältestes, erfolgreichste, größte, kirchlich gebilligte Vereinigung. In 16 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Anerk. vornehm. Einrichtg. und Arbeitsweise. **Neuland-Verlag R.** Herne i. W. Mühlenstraße 7

Im Gegensatz zu früheren Jahren und zwecks Material-Ersparnis versenden wir unseren neuen Katalog Nr. 40 für das Jahr 1938 nur an diejenigen unserer fast 200 000 Kunden, die denselben bestellen! Der Katalog ist sonst erschienen und enthält auf 74 Seiten über 1000 Geschenk- und Bedarfs-Artikel aller Art und in jeder Preislage. Zusendung erfolgt kostenlos und ohne jeden Kaufzwang. — Nachstehende Ringe sind aus echt 14 Karat Goldfilled (in massiv Walzgold-Double 10-30 Mikron) 5 Jahre schriftliche Garantie!

Nr. 949 Viereckige Platte und reich plastische Verzierung RM 1.70

Nr. 884 6 eckige Platte, moderne Eichenlaub-Verzierung RM 2.00

Nr. 758 8 eckige Platte, ganz moderne Stufenverzierung RM 2.25

Nr. 648 Neue glatte Form, moderne doppelte Trauerzeug RM 2.50

Alle Preise verstehen sich einschl. Monogramm von 2 Buchstaben handgraviert. Bei Voreinsendung (auch in Briefmarken) kein Porto, bei Nachnahme 32 Rpf. mehr. Als Ringgröße genügt ein Papierstreifen. **SIMS & MAYER, Inh. Georg Wilh. Grampp Versand-Export, Berlin-Lichterfelde, U. 98**

Graue Haare sind in 8 Tg. natürl. d. „O-B-V" Rm 1.85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. **O. Blocherer Augsburg 11/29**

Lausosägerei Holz, Vorlagen, Werkzeuge. Liste gratis! **Hofmann & Schmitt** Limburgerhof 11 (Pfalz)

Wir wollen es uns jetzt aber merken: Heirats-wünsche gehören ausnahmslos **in diese Zeitung!**

Damenbart Radikal beseitigung lästig. Haare durch die weltbekannte Hetofor. Ärztl. empfohl. u. klinisch erprobt. Reichspatentamtl. Wp. 468 500 Gold. Medaille. Großpreis Brüssel 1935, London 1933. Tausende Dankschreiben. Zahlreiche Zuschriften über Dauererfolge (Kundenliste auf Verlangen). Kleinkur RM 4.75. Kur RM 3.85 i. gefl. Nachnahme. Hetofor G. m. b. H., Köln 114

Bis 2 400.– RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller-, Stall-, Schuppen-, Garten usw. Ich kaufe Pilzernte. Auskunft erteilt Max Benecke, **Hamburg 22/98**

Stricker überrascht Sie! Wie das zeigt der Weihnachtsprospekt **E.P. STRICKER** BRACKWEDE-BIELEFELD 865

Die weltberühmte **HOHNER** gegen zehn Monatsraten. Gratis großer Katalog mit 150 Abb. und Teilz.-Preisen **LINDBERG** Größtes Hohner-Fachgeschäft Deutschl. **MÜNCHEN** Kaufingerstraße 10

Warum Pulok! Weil Pulok als Weihnachts-wieder hervorgeschafft wird zur Freude von Jung und Alt. Jetzt RM 2.75. Erwerbt Pulok bei Ihrem Händler. Pulok ist zu haben. VERLAG A.P. STEINKOPF STUTTGART-W

Solche Geschenke erfreuen! Katalog kostenlos! **SIGURD-KASSEL 99**

Ein Geschenk, das Freude macht! **Eisbär-Pelle** ist Dauerwärme und nicht schwerer, als meine sauber gegerbt. Heidschnuckenfelle Pr. ab M 7.– Bildkatalog, auch üb. Teppich-, Bett- u. Fußdecken fr. W. Heino Lüneburg 26 Gb. Soltau

Warum Ohrenschmerzen? nun u. „Akustika" gibt! Anlegst., schalldurchlässig. Ohrschutz. / Wohltat bei Wind, Zugluft, Krankheit. In Apoth./Drog. für 30.–NPf.

Bronchitiker und Asthmatiker sind Zeugen für die auch von Professoren u. Ärzten erprobten und anerkannten bedeutenden Heilwerte des Spezialmittels für Erkrankungen der Luftwege (alter asthmoider Husten, Verschleimung, Keuchhusten, Luftröhren-, Bronchialkatarrh, Asthma), „Gilphocalin". Schleimlösend, auswurfbefördernd, entzündungshemmend, erregungsdämpfend und vor allem geschwulstfestigend, vermag „Gilphocalin" Franken und empfindlichen Atmungsorganen bei Husten und oft lebensbange Hilfe zu bringen. Nicht umsonst hat es sich in kurzer Zeit einen so großen Ruf erworben. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Gilphocalin" und kaufen Sie keine Nachahmungen. Packung mit 50 Tabletten „Gilphocalin" RM. 2.75 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenl. u. unverbindl. Zusendung der interessanten illustrierten Aufklärungsschrift S. 36/8 v. Dr. phil. nat. Strauß, Werbeschriftsteller.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. — Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. — Verlagsleiter: Eberhard Wessel, Paderborn. „Der 7. Tag": D. A. III. Vj. 37: 26 780. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8. gültig.